This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

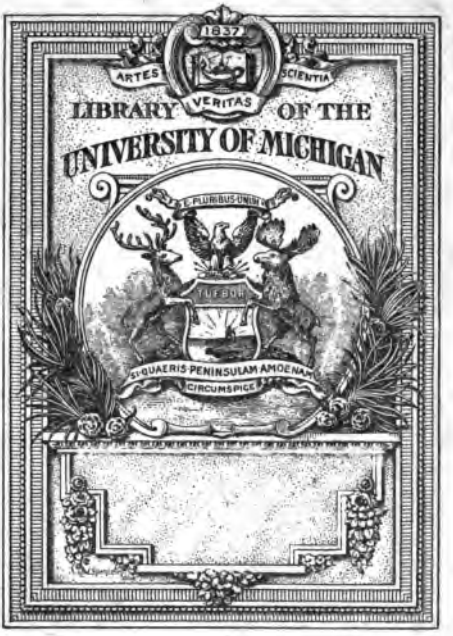
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 996,291


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
H47
1857

LITERARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Henrich Heine

Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS
2642

Erſter Band:

Reiſebilder.

Dritte Auflage.

Philadelphia:
Verlag von John Weik,
No. 195 Chesnutſtraße.
1856.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Erſter Band:

Reiſebilder.

Die Heimkehr.

(1823—1824.)

(Wir) haſſen jede halbe Luſt
Haſſen alles ſanfte Klimpern,
Sind uns keiner Schuld bewußt,
Warum ſollten wir denn zimpern?
Seufzend niederblickt der Wicht,
Doch der Brave hebt zum Licht
Seine reinen Wimpern.

Immermann.

1.

In mein gar zu dunkles Leben
Stralte einſt ein ſüßes Bild;
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angſt befreit.

2.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

3.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer, und Gärten, und Menſchen,
Und Ochſen, und Wieſen, und Wald.

Die Mädchen bleichen die Wäſche,
Und ſpringen im Graſ' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm'.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

4.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

„Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind."

5.

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend umher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhauſ';
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

6.

Als ich, auf der Reiſe, zufällig
Meines Liebchens Familie fand,
Schweſterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und ſagten ſelber ſogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Geſicht ſei bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Baſen,
Nach manchem laagweil'gen Geſell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen,
Mit ſeinem ſanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß ſie in den Wochen ſei.

Und freundlich gratulirt' ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grüßen ſoll.

Schweſterchen rief dazwiſchen:
Das Hündchen ſanft und klein,
Iſt groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Beſonders, wenn ſie lacht;
Sie hat dieſelben Augen,
Die mich ſo elend gemacht.

7.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählig angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Rieſenbäume blüh'n,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrei'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

8.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu ſehr,
Vertrau'ſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

9.

Der Mond iſt aufgegangen
Und überſtralt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen
Und unſre Herzen ſchwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand; —
Was horchſt du bei'm Rauſchen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das iſt kein Rauſchen des Windes,
Das iſt der Seejungfern Geſang,
Und meine Schweſtern ſind es,
Die einſt das Meer verſchlang.“

10.

Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Rieſenpommeranze,
Ueberſtralt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit gold'nem Glanze.

Einſam wandl' ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör' viel ſüßes Wort,
Süßes Wort im Waſſer ſprechen.

Ach die Nacht iſt gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr ſchweigen—
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt und ſingt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in Euren Schooß,
Leib und Seel' ſei hingegeben!
Singt mich todt und herzt mich todt,
Küßt mir aus der Bruſt das Leben.

11.

Eingehüllt in graue Wolken
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre wie ſie ſchnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerſchellen—
Ach, wer zügelt dieſe Winde
Und die herrenloſen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es ſtürmet,
Daß da dröhnen Maſt und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu ſchlafen wie die Götter.

12.

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen;
Er peitſcht die Wellen ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möve ſich,
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtlich
Ein Unglück prophezeien.

13.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten,
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: wär' ich zu Haus.

14.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh';
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich presse dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug' ist naß und trüb',
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild;
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

15.

Wenn ich an deinem Hause
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenster seh'.

Mit deinen ſchwarzbraunen Augen
Siehſt du mich forſchend an:
Wer biſt du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt manchem im deutſchen Land;
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.“

16.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen;
Mich hat das unglückſeel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

17.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein feines Schloß,
Da wohnen drei ſchöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah.

Doch Dienstag war eine Fete
Bei meinen drei Fräulein im Schloß;
Die Nachbarschafts-Herren und Damen,
Sie kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt Ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen,
Die merkten's und haben gelacht.

18.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämm'rung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Tacte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor.
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

19.

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnißvolle Stadt,
Die einst in ihrem Schooße
Mein Liebchen umschlossen hat.

Sagt an, ihr Thürme und Thore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab' ich sie anvertrauet,
Ihr solltet mir Bürge sein.

Unſchuldig ſind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Sie mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlaſſen ſo ſchnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwiſchen gar ſtill;
Ein Thor iſt immer willig,
Wenn eine Thörin will.

20.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gaſſen;
Ich komme von meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng'!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich!

21.

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervor gekrochen.

22.

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnt mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe,—
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach meinem Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle,
So manche Nacht in alter Zeit.

23.

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weiſt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt in's Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker
Als alle Todten ſind!

24.

„Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodein.

Ich will mal ſchau'n aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.
Da ſteht ein Todtengerippe,
Und fidelt und ſingt dazu:

Haſt einſt mir den Tanz verſprochen
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt ſie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das ſingend
Und fidelnd ſchreitet voraus.

Es fidelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit ſeinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenſchein.“

25

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar.
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'!

26.

Ich unglückſel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen,
Ich trage Unerträglichkeit, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du ſtolzes Herz! du haſt es ja gewollt,
Du wollteſt glücklich ſein, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

27.

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir auf's Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen,
Madame, ich liebe Sie!

28.

Mir träumte: ſchaurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Er hat mich zu ihrem Hauſe geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren ſo kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenſter die blaſſe Geſtalt,
Beleuchtet vom Mondenſcheine.

29.

Was will dieſe einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schweſtern,
Die alle zerfloſſen ſind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerfloſſen in Nacht und Wind.

Wie Nebel ſind auch zerfloſſen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach meine Liebe ſelber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einſame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

30.

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof'
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn, der ſtarret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ält're,
Die jüngere Tochter ſpricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu ſehn.

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der iſt verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold, und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſein!

Sie hören pochen an's Fenſter
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

31.

Das iſt ein ſchlechtes Wetter,
Es regnet und ſtürmt und ſchnei't;
Ich ſitze am Fenſter und ſchaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da ſchimmert ein einſames Lichtchen,
Das wandelt langſam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte ſie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Für's große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnſtuhl,
Und blinzelt ſchläfrig in's Licht;
Die goldnen Locken wallen
Ueber das ſüße Geſicht.

32.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitter'm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es ſelber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer geſagt,
Daß ich dich unſäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einſamer Kammer
Sprach ich auf ſolche Art,
Und ach! ich hab' immer geſchwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böſe Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böſe Engel
Bin ich ſo elend jetzund.

33.

Deine weichen Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drücken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel?

34.

„Hat ſie ſich denn nie geäußert
Ueber dein verliebtes Weſen?
Konnteſt du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe leſen?

Konnteſt du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du biſt ja ſonſt kein Eſel,
Theurer Freund, in ſolchen Dingen.'

35.

Sie liebten ſich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

36.

Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt Ihr gegähnt und nichts geſagt;
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt Ihr mir große Elogen gemacht.

37.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich ſah ihn mit Verwund'rung an.
Er iſt nicht häßlich und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber ſcharmanter Mann.
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er iſt ein geſcheuter Diplomat,
Und ſpricht recht ſchön über Kirch' und Staat.
Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
Sanskritt und Hegel ſtudirt er jetzunder.
Sein Lieblingspoet iſt noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen,
Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juriſtiſches Streben,
Hat früher ſich auch damit abgegeben.
Er ſagte, meine Freundſchaft ſei
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabei,
Und frug ob wir uns früher nicht
Schon einmal geſehn bei'm ſpan'ſchen Geſandten?
Und als ich recht beſah ſein Geſicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

38.

Menſch, verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammniß
Iſt kein bloßer Pöbelwahn.

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan.

39.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, ſie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb ſtehn über Joſephs Haus,
Da ſind ſie hineingegangen;
Das Ochslein brüllte, das Kindlein ſchrie,
Die heil'gen drei Könige ſangen.

40.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und ſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei—
Kikeriküh! ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrei.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beiſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem daſſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffee,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbei, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

41.

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen! eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe,
Und krausverwirrt und morſch und kalt,
Und wäre nicht das Bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

42.

Wie der Mond ſich leuchtend dränget,
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo tauchst aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren ſtolz hinab den Rhein,
Und die ſommergrünen Ufer
Glühn im Abendſonnenſchein.

Sinnend ſaß ich zu den Füßen
Einer Dame, ſchön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben ſangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au';
Und das alles ſah ich glänzen
In dem Aug' der ſchönen Frau.

43.

Im Traum ſah ich die Geliebte
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der ſonſt ſo blühende Leib.

Ein Kind trug ſie auf dem Arme,
Ein andres führt ſie an der Hand,
Und ſichtbar iſt Armuth und Trübſal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie ſchwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet ſie mir,
Und ſieht mich an, und ruhig
Und ſchmerzlich ſag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei dir ſind,
Vor Allem aber dich ſelber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du ſtirbſt, ſo will ich
Weinen auf deinem Grab.

44.

„Theurer Freund! was ſoll es nützen,
Stets das alte Lied zu leiern!
Willſt du ewig brütend ſitzen
Auf den alten Liebes-Eiern!

Ach! das iſt ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und ſie piepſen und ſie flattern,
Und du ſperrſt ſie in ein Büchlein!"

45.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Schmerzensklängen
Manche noch vernehmlich klingen
In den neueſten Geſängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

46.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang als ein Comödiant
Mit dir geſpielt die Comödie.

Die prächt'gen Couliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Style,
Mein Rittermantel hat goldig geſtralt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem eignen Tod in der Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

47.

Den König Wiswamitra
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchtas Kuh.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und Alles für eine Kuh!

48

Herz, mein Herz ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

49.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

50.

Kind! Es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir ſelber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's ſo leicht gelinget,
Will mich dennoch faſt betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchteſt du mich dennoch lieben.

51.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kiſſen gehüllt,
So ſchwebt mir vor ein ſüßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht das Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

52.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Aeuglein ſüß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang iſt heut der Winterabend,
Und ich möchte bei dir ſein,
Bei dir ſitzen, mit dir ſchwatzen,
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

53.

Mag da draußen Schnee ſich thürmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir an's Fenſter ſchlagen
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

54.

Andere beten zur Madonne,
Andere auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sei mir gütig, ſei mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

55.

Verrieth mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt du, daß der ſtolze Mund
Das Bettlerwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt gar zu ſtolz,
Und kann nur küſſen und ſcherzen;
Er ſpräche vielleicht ein höhniſch Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

56.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf',
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und du willſt es nicht bekennen,
Und ich ſeh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weſte brennen.

57.

Ich wollte bei dir weilen,
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußteſt von mir eilen,
Du hatteſt viel zu thun.

Ich ſagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben ſei;
Du lachteſt aus voller Kehle,
Und machteſt 'nen Knix dabei.

Du haſt noch mehr geſteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und haſt mir ſogar verweigert
Am Ende den Abſchiedskuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erſchieße,
Wie ſchlimm auch die Sachen ſtehn!
Das Alles, meine Süße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

58.

Saphire ſind die Augen dein,
Die lieblichen, die ſüßen; —
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Den ſie mit Liebe begrüßen.

Dein Herz, es iſt ein Diamant,
Der edle Lichter ſprühet; —
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen ſind die Lippen dein,
Man kann nicht ſchön're ſehen; —
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Dem ſie die Liebe geſtehen.

O, kennt ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald,
Sein Glück hätt' bald ein Ende.

59.

Habe mich mit Liebesreden
Feſtgelogen an dein Herz,
Und, verſtrickt in eignen Fäden,
Wird zum Ernſte mir mein Scherz.

Wenn du dich mit vollem Rechte,
Scherzend jetzt von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt in Ernst.

60.

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammen zu setzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

61.

Sie haben heut Abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannst du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du siehst es nicht.

62.

Ich wollt', meine Schmerzen ergössen,
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

63.

Du hast Diamanten und Perlen
Hast Alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen—
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet—
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet—
Mein Liebchen, was willst du mehr?

64.

Wer zum erstenmale liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweitenmale
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit und — sterbe.

65.

Zu der Lauheit und der Flauheit
Deiner Seele paßte nicht
Meiner Liebe wilde Rauheit,
Die ſich Bahn durch Felſen bricht.

Du, du liebteſt die Chauſſeen
In der Liebe, und ich ſchau
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, ſchwang're Frau.

66.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberſchütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten ſollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegiren,
Hätte ich können vor Hunger krepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er ſich meiner an.

Braver Mann! Er ſchafft mir zu eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daß ich ihn nicht küſſen kann!
Denn ich bin ſelbſt dieſer brave Mann.

67.

Dieſen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktirt er mich mit Auſtern,
Und mit Rheinwein und Liquören.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamirt er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unserer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden.

68.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokayer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ix-Ix beglücken.

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronenſaft
Soll thauig ſie begießen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ix-Ixer ſich,
Sie gehen ſchon an's Freſſen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die ſaufen aus den Göſſen.

Wie freuen die Poeten ſich
Bei ſolchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs
Das ſind die klügſten Leute,
Sie denken, alle Tag' geſchieht
Kein Wunder ſo wie heute.

69.

Von ſchönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus ſchönen Armen, die uns feſt umſchloſſen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Doch kam der Schwager ſchon mit ſeinen Roſſen.

Das iſt das Leben, Kind, ein ewig Jammern,
Ein ewig Abſchiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat ſelbſt dein Auge mich nicht halten können?

70.

Wir fuhren allein im dunkeln
Poſtwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben geſcherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie ſtaunten wir!
Denn zwiſchen uns ſaß Amor
Der blinde Paſſagier.

71.

Das weiß Gott, wo ſich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter,
Lauf ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gaſthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umſonſt gewandt.

Da erblick' ich ſie am Fenſter,
Und ſie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wiſſen, du bewohnteſt,
Mädchen, ſolches Pracht-Hotel

72.

Wie dunkle Träume ſtehen
Die Häuſer in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich ſchweigend vorbei.

Der Thurm der Cathedrale,
Verkündet die zwölfte Stund':
Mit ihren Reizen und Küſſen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond iſt mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hauſe,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlaſſen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findeſt du einen Verliebten,
Der einſam klagt ſein Leid,
So tröſt' ihn, wie du mich ſelber
Getröſtet in alter Zeit.

73.

In den Küſſen, welche Lüge!
Welche Wonne in dem Schein!
Ach, wie ſüß iſt das Betrügen,
Süßer das Betrogenſein!

Liebchen, wie du dich auch wehreſt,
Weiß ich doch, was du erlaubſt;
Glauben will ich, was du ſchwöreſt,
Schwören will ich, was du glaubſt.

74.

Auf deinen ſchneeweißen Buſen,
Hab' ich mein Haupt gelegt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Was dir dein Herz bewegt.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thore herein,
Und morgen will mich verlaſſen
Die Herzallerliebſte mein.

Und willſt du mich morgen verlaſſen,
So biſt du doch heute noch mein,
Und in deinen ſchönen Armen
Will ich doppelt ſelig ſein.

75.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thore hinaus;
Da komm ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.

Das war eine wilde Wirthſchaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

76.

Habe auch in jungen Jahren,
Manches bitt're Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz iſt gar zu theuer,
Und erlöſchen will das Feuer,
Ma foi! und das iſt gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne,
Und den dummen Liebesharm.
Iſt das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

77.

Doch die Kaſtraten klagten
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und ſie ſagten:
Ich ſänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben ſie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kryſtalle,
Sie klangen ſo fein und rein.

Sie ſangen von Liebesſehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß;
Die Damen ſchwammen in Thränen,
Bei ſolchem Kunſtgenuß.

78.

Ich hab' Euch im beſten Juli verlaſſen,
Und finde Euch wieder im Januar;
Ihr ſaßet damals ſo recht in der Hitze,
Jetzt ſeid Ihr gekühlt und kalt ſogar.

Bald ſcheid' ich nochmals, und komm' ich einſt wieder,
Dann ſeid Ihr weder warm noch kalt,
Und über Eure Gräber ſchreit' ich,
Und das eigene Herz iſt arm und alt.

79.

Biſt du wirklich mir ſo feindlich,
Biſt du wirklich ganz verwandelt?
Aller Welt will ich es klagen,
Daß du mich ſo ſchlecht behandelt.

O, Ihr undankbaren Lippen,
Sagt, wie könnt Ihr Böſes ſagen
Von dem Manne, der ſo liebend
Euch geküßt in ſchönen Tagen.

80.

Ach die Augen ſind es wieder,
Die mich einſt ſo lieblich grüßten,
Und es ſind die Lippen wieder,
Die mir's Leben einſt verſüßten.

Auch die Stimme iſt es wieder,
Die ich einſt ſo gern gehöret;
Nur ich ſelber bin's nicht wieder,
Bin verändert heimgekehret.

Von den weißen, ſchönen Armen
Feſt und liebevoll umſchloſſen,
Lieg' ich jetzt an ihrem Herzen,
Dumpfen Sinnes und verdroſſen.

81.

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den ſchlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit ſel'gem Finger fühl' ich
Ihres Buſens ſtolzes Wogen.

Doch ein ängſtliches Geflüſter
Zieht ſich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böſe, lange Träume.

„Ach, Sennora, Ahnung ſagt mir:
Einſt wird man mich relegiren,
Und auf Salamankas Wällen
Geh'n wir nimmermehr ſpazieren.“

82.

Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen biſt;
Und ſtand nicht dabei die Mutter, die ſchlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlaſſe ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenſter mein blondes Mädchen
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

83.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern:
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf, mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

84.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſtehn zwei große Löwen.
Ei, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht ein großer Rieſe.
Er hat ein Schwert und regt ſich nicht,
Er iſt vor Schreck verſteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht eine große Kirche.
Die Burſchenſchaft und die Landsmannſchaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

85.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grünen Wieſen;
Goldner Mond, am blauen Himmel,
Stralt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wand'rer hört ein Plätſchern,
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet ſich die ſchöne Elſe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

86.

Nacht liegt auf den fremden Wegen,—
Krankes Herz und müde Glieder;—
Ach, da fließt, wie ſtiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond mit deinen Stralen
Scheucheſt du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

87.

Der Tod das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag.
Es dunkelt ſchon, mich ſchläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt ſich ein Baum,
Drin ſingt die junge Nachtigall;
Sie ſingt von lauter Liebe,
Ich hör' es ſogar im Traum.

88.

„Sag', wo iſt dein ſchönes Liebchen,
Das du einſt ſo ſchön beſungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Jene Flammen ſind erloſchen,
Und mein Herz iſt kalt und trübe,
Und dies Büchlein iſt die Urne
Mit der Aſche meiner Liebe.

Die Harzreiſe.

(1824.)

Nichts iſt dauernd, als der Wechſel; nichts beſtändig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend

Börne.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren—
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen—
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlog'nen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf Euch niederſchauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine,“ und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt und an einigen Orten ſo breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön und gefällt einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muß ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf konſiliirt wurde, hatte ſie ſchon daſſelbe graue, altkluge Anſehen, und war ſchon vollſtändig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Diſſartazionen, Theedanſants, Wäſcherinnen, Compendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promozionskutſchen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Juſtizräthen, Relegazionsräthen, Profaren und anderen Faren. Einige behaupten ſogar, die Stadt ſei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutſche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar ſeiner Mitglieder darin zurückgelaſſen, und davon ſtammten alle die Vandalen, Frieſen, Schwaben, Teutonen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis, und geſchieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäſte, über die Weenderſtraße einherziehen, auf den blutigen Wahlſtätten der Raſenmühle, des Ritſchenkrugs und Bovdens ſich ewig unter einander herumſchlagen, in Sitten und Gebräuchen, noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Geſetzbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingetheilt in Studenten, Profeſſoren, Philiſter und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als ſtreng geſchieden ſind. Der Viehſtand iſt der bedeutendſte. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Profeſſoren hier herzuzählen, wäre zu weitläuftig; auch ſind mir in dieſem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtniſſe, und unter den Profeſſoren ſind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philiſter muß ſehr groß ſein, wie der Sand, oder beſſer geſagt, wie Koth am Meer; wahrlich, wenn ich ſie des Morgens, mit ihren ſchmutzigen Geſichtern und weißen

Rechnungen, vor den Pforten des akademiſchen Gerichtes aufgepflanzt ſah, ſo mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur ſo viel Lumpenpack erſchaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt ſich ſehr bequem nachleſen in der Topographie derſelben von K. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfaſſer, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligſten Verpflichtungen hege, ſo kann ich doch ſein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tadeln, daß er jener falſchen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht ſtreng genug widerſpricht. Ja, ich habe mich ſogar ſeit Jahr und Tag mit einer ernſten Widerlegung dieſer Meinung beſchäftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die ſeltenſten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderſtraße ſtundenlang die Füße der vorübergehenden Damen ſtudirt, und in der grundgelehrten Abhandlung, ſo die Reſultate dieſer Studien enthalten wird, ſpreche ich 1° von den Füßen überhaupt, 2° von den Füßen bei den Alten, 3° von den Füßen der Elephanten, 4° von den Füßen der Göttingerinnen, 5° ſtelle ich Alles zuſammen, was über dieſe Füße auf Ullrichs Garten ſchon geſagt worden, 6° betrachte ich dieſe Füße in ihrem Zuſammenhang, und verbreite mich bei dieſer Gelegenheit auch über Waden, Knie u. ſ. w., und endlich 7°, wenn ich nur ſo großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facſimile Göttingiſcher Damenfüße. —

Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte * * lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße, mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlicht lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt während die Nachtigallen mit ihren ſüßeſten Tönen ſein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der Eine zum Andern ſagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er iſt ein Lumpenkerl, denn geſtern wußte er nicht mal wie der Genitiv von Mensa heißt.“ So unbedeutend dieſe Worte klingen, ſo muß ich ſie doch wieder erzählen, ja, ich möchte ſie als Stadt-Motto gleich auf das Thor ſchreiben laſſen; denn die Jungen piepen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenſtolz der hochgelahrten Georgia Auguſta.

Auf der Chauſſee wehte friſche Morgenluft, und die Vögel ſangen gar freudig, und auch mir wurde allmählig wieder friſch und freudig zu Muthe. Eine ſolche Erquickung that Noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenſtall herausgekommen, römiſche Caſuiſten hatten mir den Geiſt wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt

zwiſchen den eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme, beſtändi- klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Juſtinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baum- ſaß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verſchlungenen Händen. Auf der Landſtraße fing es an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eſeltreiber mit ihren grauen Zöglingen. Hinter Weende be- gegneten mir der Schäfer und Doris. Dieſes iſt nicht das idylliſche Paar, wovon Geßner ſingt, ſondern es ſind wohlbeſtallte Univerſitätspedelle, die wachſam aufpaſſen müſſen, daß ſich keine Studenten in Bovden duelliren, und daß keine neuen Ideen, die noch immer einige Dezennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpekulirenden Privatdozenten einge- ſchmuggelt werden. Schäfer grüßte mich ſehr kollegialiſch; denn er iſt eben- falls Schriftſteller, und hat meiner in ſeinen halbjährigen Schriften oft er- wähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hauſe fand, immer ſo gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu ſchreiben. Dann und wann rollte auch ein Einſpänner vor- über, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreiſten. In ſolch einer Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Egyptens—nur daß in dieſen Uni- verſitätspyramiden keine Weisheit verborgen iſt.

Aus den Myrtenlauben bei Rauſchenwaſſer ſah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort ſein horizontales Hand- werk treibt, gab ihnen bis auf die Landſtraße das Geleit, klätſchelte mit geüb- ter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reuter ihr hinten, auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitſche überlangte, und ſchob ſich albann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geiſtreich, und ſangen gar lieblich das Roſſin'ſche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Liſe!“ Dieſe Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger ſelbſt verlor ich bald völlig aus dem Geſichte, ſintemal ſie ihre Pferde, die im Grunde einen deutſch lang- ſamen Charakter zu haben ſchienen, gar entſetzlich anſpornten und vorwärts- peitſchten. Nirgends wird die Pferdeſchinderei ſtärker getrieben als in Göt- tingen, und oft, wenn ich ſah, wie ſolch eine ſchweißtriefende, lahme Kracke für das bischen Lebensfutter, von unſern Rauſchenwaſſerrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, ſo dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Vorältern im Paradieſe verbotenen Hafer gefreſſen!“

Im Wirthshauſe zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen Heringſalat, und der andere unterhielt ſich mit der gelbledernen Magd, Fuſia Canina, auch Trittvogel genannt. Er ſagte ihr einige Anſtändigkeiten, und am Ende wurden ſie Hand-gemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hoſen, die in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig ſind, wieder heraus und ſchenkte ſie dem kleinen Kellner, den man Colibri nennt. Die Buſſenia, die alte Wirthin brachte mir unterdeſſen ein Butterbrod, und beklagte ſich, daß ich ſie jetzt ſo ſelten beſuche; denn ſie liebt mich ſehr.

Hinter Nörten ſtand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirtshausſonne in Nordheim iſt auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein, und fand das Mittageſſen ſchon fertig. Alle Gerichte waren ſchmackhaft zubereitet, und wollten mir beſſer behagen, als die abgeſchmackten akademiſchen Gerichte, die ſalzloſen, lebernen Stockfiſche mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgeſetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beſchwichtigt hatte, bemerkte ich in derſelben Wirthsſtube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren abzureiſen. Dieſer Herr war ganz grün gekleidet, trug ſogar eine grüne Brille, die auf ſeine rothe Kupfernaſe einen Schein wie Grünſpan warf, und ſah aus, wie der König Nebukadnezar in ſeinen ſpätern Jahren ausgeſehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünſchte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem erſten beſten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Geſicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter ausſahen, ein langfleiſchig herabhängendes Unterkinn, das eine ſchlechte Fortſetzung des Geſichtes zu ſein ſchien, und ein hochaufgeſtapelter Buſen, der mit ſteifen Spitzen und vielzackig feſtonirten Krägen, wie mit Thürmchen und Baſtionen umbaut war, und einer Feſtung glich, die gewiß eben ſo wenig wie jene anderen Feſtungen, von denen Philipp von Macedonien ſpricht, einem mit Gold beladenen Eſel widerſtehen würde. Die andere Dame, die Frau Schweſter, bildete ganz den Gegenſatz der eben beſchriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, ſo ſtammte dieſe von den magern. Das Geſicht nur ein Mund zwiſchen zwei Ohren, die Bruſt troſtlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Geſtalt glich einem Freitiſch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logirten. Ich bejahte es mit gutem Gewiſſen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenſter hinaus. Der Sonnen-

wirth lächelte gar ſchlau und mochte wohl wiſſen, daß der Karzer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es ſchon gebirgig und hier und da treten ſchöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meiſtens Krämer, die nach der Braunſchweiger Meſſe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, faſt häuſerhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältniß auf dem Rücken trug. Darin ſaßen allerlei gefangene Singvögel, die beſtändig piepſten und zwitſcherten, während ihre Trägerinnen luſtig dahinhüpften und ſchwatzten. Mir kam es gar närriſch vor, wie ſo ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Oſterode. Es fehlte mir der Appetit zum Eſſen und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertazionen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß es Nacht war, und herabhängende Kriſtall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke ſchlug eben zwölf, die Saalthüre öffnete ſich langſam, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juriſtiſchen Facultät. Das Rieſenweib, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis, Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zuſammen in der einen Hand, in der andern hielt ſie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite ſprang windig hin und her der dünne Hofrath Ruſticus, der Lykurg Hannovers, und deklamirte aus ſeinem neuen Geſetzentwurf; an ihrer linken Seite humpelte, gar galant und wohlgelaunt, ihr Cavaliere servente, der geheime Juſtizrath Cajacius, und riß beſtändig juriſtiſche Witze, und lachte ſelbſt darüber ſo herzlich, daß ſogar die ernſte Göttin ſich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich zuflüſterte: „Kleiner, loſer Schalk, der die Bäume von oben herab beſchneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Syſtemchen, oder Hypotheſchen, oder ähnliches Mißgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die ſich als die andern großen Männer des illuſtren Ordens kund gaben, meiſtens eckige, lauernde Geſellen, die mit breiter Selbſtzufriedenheit gleich darauf los definirten und diſtinguirten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputirten. Und immer kamen noch neue Geſtalten herein, alte Rechtsgelehrten, in verſchollenen Trach-

ten, mit weißen Alongeperucken und längſt vergeſſenen Geſichtern, und ſehr erſtaunt, daß man ſie, die Hochberühmten des verfloſſenen Jahrhunderts, nicht ſonderlich regardirte; und dieſe ſtimmten nun ein, auf ihre Weiſe, in das allgemeine Schwatzen und Schrillen und Schreien, das, wie Meeresbrandung, immer verwirrter und lauter, die hohe Göttin umrauſchte, bis dieſe die Geduld verlor, und in einem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötzlich aufſchrie: „Schweigt! ſchweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhnende Kraft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuldloſen an den Marterfelſen, und all Euer Geſchwätz und Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und ſeine Feſſeln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die ganze Verſammlung heulte wie von Todesangſt ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreiſchte immer wilder,— und fort aus dieſem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſtoriſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die heiligen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der mediceiſchen Venus neben einander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Segen, goß ſeine ſüßeſten Lyraklänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freundliches Klingen. Die Heerden zogen auf die Weide und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne ſchien durch das Fenſter und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargeſtellt ſtand, wie wir alle Helden waren, dann auch die Hinrichtungs-Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine und ähnliche Kopfabſchneidereien, die man gar nicht anſehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt, und guten Kaffee trinkt und den Kopf noch ſo recht comfortabel auf den Schultern ſitzen hat.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inſchriften auf den Fenſterſcheiben geleſen, und alles im Wirthshauſe berichtigt hatte, verließ ich Oſterode.

Dieſe Stadt hat ſo und ſo viel Häuſer, verſchiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalk's „Taſchenbuch für Harzreiſende“ genauer nachzuleſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteroder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten

Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervor guckt, wie eine Moosroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickte man hier die imponirende Rückſeite.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog ſei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld frei kommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaßt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem „Herzog Ernſt.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daß die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das wunderbare Volkslied ſang: „Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!“ Das iſt ſchön bei uns Deutſchen; Keiner iſt ſo verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn verſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'ſche Wort in's Leben des Volkes gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte ebenfalls zuweilen vor ſich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!“ Solche Corruption des Textes iſt bei'm Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werthers“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einſam wein' ich an der Roſenſtelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über, und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Caſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Camiſol, und weint wie eine Dachtraufe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!“ Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beſtändig: „Die doppelte Poeſie iſt die doppelte Poeſie!“ Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen im Sinne hatte. — Unterdeß durch große Bewegung und durch den contrairen Wind, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſirte: „Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daß er ſich Blaſen unter die Füße gegangen,

und die Welt viel zu weitläuftig ſei: und endlich, bei einem Baumſtamme ließ er ſich ſachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode.“

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter, liebt die Natur keine ſchroffen Uebergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes, oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch correſpondirendes Colorit, ſo daß alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik in einander ſchmelzen, und jeder Naturanblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effecte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann blos ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden claſſifizirt, und das Waſſer iſt naß.

Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten, mit grauen Dächern, ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort,“ ſagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren,“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändniß; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwiedern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füßchen und ſeinem Bündel Reiſig ins Walddickigt fortgeſprungen. Die Kinder, dacht' ich, ſind jünger als wir, können ſich noch erinnern, wie ſie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und ſind alſo noch im Stande, dieſelben zu verſtehen; unſereins aber iſt ſchon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und ſchlechte Verſe im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Clausthal wieder recht lebhaft in's Gedächtniß. In dieſes nette Bergſtädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor ſteht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf ſchlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, faſt alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, ſprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einſt ſelbſt, als ein kleines Bübchen, in einer dumpfkatholiſchen Kloſterſchule zu Düſſeldorf den ganzen

lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufſtehen durfte, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franziskanerglocke endlich zwölf ſchlug. Die Kinder ſahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder ſei, und grüßten mich recht gaſtfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, ſie hätten eben Religionsunterricht gehabt, und er zeigte mir den Königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Chriſtenthum abfragt. Dieſes Büchlein war ſehr ſchlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch ſchon gleich einen unerfreulich löſchpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erſchrecklich mißfiel, daß das Einmal-Eins, welches doch mit der heiligen Dreiheitslehre bedenklich collidirt, im Katechismus ſelbſt, und zwar auf dem letzten Blatte deſſelben, abgedruckt iſt, und die Kinder dadurch ſchon frühzeitig zu ſündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da ſind wir im Preußiſchen viel klüger, und bei unſerem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die ſich ſo gut auf's Rechnen verſtehen, hüten wir uns wohl, das Einmal-Eins hinter dem Katechismus abdrucken zu laſſen.

In der „Krone" zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterſilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimboraſſo in Miniatur, ſo wie auch eine Art geräucherter Hering, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 geſtorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. ſo verehrt wurde, daß derſelbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Seeland reiſte, blos um dort das Grab dieſes großen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſolch ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt verzehrt. Nur der Kaffee nach Tiſche wurde mir verleidet, indem ſich ein junger Menſch diskurſirend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronirte, daß die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſener mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel goldenen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, ſo wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo ſie am wenigſten paßten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daß vor meiner Abreiſe von dort ein Decret des akademiſchen Senats erſchienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie dadurch von den Nichttollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gar keine Schwänze haben.— Nach Tiſche machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt.

In der Münze traf ich es ſchon beſſer, und konnte zuſehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei ſolcher Gelegenheit immer das Zuſehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Iſrael die ſilberne Manna mit luſtigem Muthe einſammeln würden. Mit einem Gefühl, worin gar komiſch Ehrfurcht und Rührung gemiſcht waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägſtocke kam, in die Hand, und ſprach zu ihm: junger Thaler! welche Schickſale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böſes wirſt du ſtiften! wie wirſt du das Laſter beſchützen und die Tugend flicken, wie wirſt du geliebt und dann wieder verwünſcht werden! wie wirſt du ſchwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirſt du raſtlos umherirren, durch reine und ſchmutzige Hände, jahrhundertelang, bis du endlich, ſchuldbeladen und ſündenmüd, verſammelt wirſt zu den Deinigen im Schooße Abraham's, der dich einſchmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen beſſeren Sein.

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der „Dorothea" und „Carolina," fand ich ſehr intereſſant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, blos ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſtzuhalten habe, und bittet angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Deliquententracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je

kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer: es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinunter gestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgesinterte Wasser, herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika "Hurrah Lafayette!" schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstückchen losblasen, zwischen drein der lustige Matrosenlärm erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es lustiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmälig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!" und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefsinnig klaren Blicken, die ernst-frommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschachten den ganzen

Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Tiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten damals ſtattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zitter geſpielt und geſungen, wie der vergnügte liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todt ſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſein, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt, wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſenfloskel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied von dem getreuen Eckart und dem böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, der alte, verſtändige, treue Hund ſei plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutſche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt' — Glück auf!

Die meiſten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zitter, ihrem Lieblingsinſtrumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch

ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen saß, mag dort schon ein Viertelsjahrhundert lang gesessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzeleien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeflößt.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit" entstand die deutsche Mährchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln. Sinnigem, harmlosen Volke, in der stillen, umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innere Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen nothwendigen, consequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids. — Aus demselben Grunde ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir sehen Alles, bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir späterhin absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt sind wir ausgewachsene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig interessiren, da sie entweder neu sind, oder heute dem Hans, morgen dem Isaak gehören; selbst unsere Kleider bleiben uns fremd, wir wissen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke sitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von

dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichtchen erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſo bald vergißt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald, als ein erwachſener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich in's Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemiehl. Der Wirth erzählte mir: Dieſer Herr ſei in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen, und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen mußte ich meinen Ranzen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſoviel kann ich mich erinnern: ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab; ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Heerdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, und oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daß man tief hineinſchauen konnte, bis in's Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen, und in den Zügen ſeines Antlitzes den Generalbaß ſtudiren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Mährchen, wie ein Ritter hinabſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Clausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele Lichter, aus allen Steinlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwerdtern, bliſen gellend in's Horn, daß immer mehr und mehr herzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut herausfloß, merkte ich erſt, daß es die rothblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stocke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch gleich alle verſcheucht, und ich gelangte in einen hellen Prachtſaal; in der Mitte ſtand weiß verſchleiert, und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, bei'm lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ Blendend ſchoß

herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann chaotiſch zuſammen in ein wildes, wüſtes Meer! Ein wildes, wüſtes Meer! über das gährende Waſſer jagten ängſtlich die Geſpenſter der Verſtorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatſchender Peitſche lief ein buntſcheckiger Harlequin, und dieſer war ich ſelbſt — und plötzlich aus den dunkeln Wellen, reckten die Meerungethüme ihre mißgeſtalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entſetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerſchönſten Mährchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden hat, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier heraus ſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Palaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muß der Ritter zu ihr treten und ſprechen: Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du mich? Und dann antwortet ſie: Mein allertapferſter Ritter, ich kenne dich nicht. Und dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier heraus geſchnittene Stück, das juſt in denſelben wieder hineinpaßt, und Beide umarmen ſich zärtlich, und die Trompeter blaſen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es iſt wirklich ein eigenes Mißgeſchick, daß meine Liebesträume ſelten ein ſo ſchönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt ſo erfreulich, und es knüpfen ſich daran ſo viele uralte Kaiſererinnerungen, daß ich eine impoſante, ſtattliche Stadt erwartete. Aber ſo geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe beſieht! Ich fand ein Neſt mit meiſtens ſchmalen, labyrinthiſch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Waſſer, wahrſcheinlich die Goſe, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaſter, ſo holprig wie Berliner Herameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfaſſung, nämlich Reſte von Mauern, Thürmen und Zinnen, geben der Stadt etwas Pikantes. Einer dieſer Thürme, der Zwinger genannt, hat ſo dicke Mauern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen ſind. Der Platz vor der Stadt, wo der weltberühmte Schützenhof gehalten wird, iſt eine ſchöne große Wieſe, ringsum hohe Berge. Der Markt iſt klein, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen, deſſen Waſſer ſich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünſten wird einige Mal daran geſchlagen; es giebt dann einen weitſchallenden Ton. Man weiß nichts vom Urſprunge dieſes Beckens. Einige ſagen, der Teufel habe es einſt, zur Nachtzeit, dort auf den Markt hingeſtellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und ſie machten ſich wechſelſeitig Geſchenke.

Das Rathhaus zu Goslar iſt eine weißangeſtrichene Wachtſtube. Das daneben ſtehende Gildenhaus hat ſchon ein beſſeres Anſehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt ſtehen da die Standbilder deut-

ſcher Kaiſer, räucherig ſchwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter, in der andern die Weltkugel; ſehen aus wie gebratene Univerſitätspedelle. Einer dieſer Kaiſer hält ein Schwerdt, ſtatt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieſer Unterſchied ſagen will; und es hat doch gewiß ſeine Bedeutung, da die Deutſchen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß ſie bei Allem, was ſie thun, ſich auch etwas denken.

In Gottſchalk's „Handbuch" hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiſerſtuhl zu Goslar viel geleſen. Als ich aber Beides beſehen wollte, ſagte man mir: der Dom ſei niedergeriſſen und der Kaiſerſtuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsſchweren Zeit: tauſendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiſerſtühle in die Rumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des ſeligen Doms ſind jetzt in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmalereien, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Gemälde, worunter auch ein Lucas Cranach ſein ſoll, ferner ein hölzerner Chriſtus am Kreuz, und ein heidniſcher Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Geſtalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Caryatiden getragen, die, in geduckter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte hölzerne Crucifix. Dieſer Chriſtuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſichte, zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hineingeſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus.

Ich logirte in einem Gaſthofe nahe dem Markte, wo mir das Mittageſſen noch beſſer geſchmeckt haben würde, hätte ſich nur nicht der Herr Wirth mit ſeinem langen, überflüſſigen Geſichte und ſeinen langweiligen Fragen zu mir hin geſetzt; glücklicher Weiſe ward ich bald erlöſt durch die Ankunft eines andern Reiſenden, der dieſelben Fragen in derſelben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieſer Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus ſeinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, beſonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abweſenheit, nach Quedlinburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückkehrte, — „denn," ſetzte er hinzu, „unſere Familie hat dort ihr Erbbegräbniß." Der Herr Wirth machte die ſehr aufgeklärte Bemerkung: daß es doch für die Seele gleichgültig ſei, wo unſer Leib begraben wird. „Haben Sie es ſchriftlich?" antwortete der Fremde, und dabei zogen ſich unheimlich ſchlaue Ringe um ſeine kümmerlichen Lippen und verblichenen Augeleim. „Wer;"

ſetzte er ängſtlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böſes geſagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit ſchöner als wir, ihre Kirchhöfe ſind ordentlich Gärten, und da ſitzen ſie auf ihren weißen, beturbanten Grabſteinen, unter dem Schatten einer Zypreſſe, und ſtreichen ihre ernſthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkiſchen Tabak aus ihren langen türkiſchen Pfeifen; — und bei den Chineſen gar iſt es eine ordentliche Luſt zuzuſehen, wie ſie auf den Ruheſtätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige ſpielen, und die geliebten Gräber gar hübſch zu verzieren wiſſen mit allerlei vergoldetem Lattenwerk, Porzellanfigürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künſtlichen Blumen, und farbigen Laternchen — Alles ſehr hübſch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?"

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht ſehr angeſprochen. Deſto mehr aber jenes wunderſchöne Lockenköpfchen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterrefenſter lächelnd heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze, und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualifizirten Diebſtahle zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbei ging, ſtand die Holde am Fenſter, und als ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunkeln Hausflur — ich faſſe ſie bei der Hand und ſage: ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, das ſtehle ich — und ich küßte ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: morgen reiſ' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewußt jene Zauberformel ausgeſprochen, wodurch unſere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurrbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort und komme wohl nie wieder."

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammesberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven

ſagen, er heiße Clotar, und das Wachſen des Mondes bewirkte er durch Waſſeraufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört: der Mond ſei eine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt, und, zu den übrigen Vollmonden, in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt ſteht, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daß die Welt nicht ſo eng begrenzt iſt, und daß der menſchliche Geiſt die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem rieſigen Petri-Schlüſſel, mit der Idee der Unſterblichkeit, alle ſieben Himmel aufgeſchloſſen hat. Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Tonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte: es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daß ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nichts anders fühlen und denken konnte! — Liebe! Unſterblichkeit! — in meiner Bruſt ward es plötzlich ſo heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergoſſen ſich die Gefühle der Liebe, ergoſſen ſich ſehnſüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenſter dufteten ſtärker. Düfte ſind die Gefühle der Blumen, und wie das Menſchenherz, in der Nacht, wo es ſich einſam und unbelauſcht glaubt, ſtärker fühlt, ſo ſcheinen auch die Blumen, ſinnig verſchämt, erſt die enthüllende Dunkelheit zu erwarten, um ſich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben, und ſie auszuhauchen in ſüßen Düften. — Ergießt Euch, Ihr Düfte meines Herzens! und ſucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt ſchon und ſchläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn ſie im Schlafe lächelt, ſo iſt es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Bruſt liegt der Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten, und wenn ſie athmet, ſo bebt mein Herz in der Ferne; hinter den ſeidnen Wimpern ihrer Augen iſt die Sonne untergegangen, und wenn ſie die Augen wieder aufſchlägt, ſo iſt es Tag, und die Vögel ſingen, und die Heerdenglöckchen läuten, und die Berge ſchimmern in ihren ſchmaragdenen Kleidern, und ich ſchnüre den Ranzen und wandre.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, iſt mir etwas höchſt Seltſames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurück denken. Ich bin von Natur nicht ängſtlich, aber vor Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie der Oeſtreichiſche Beobachter. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Ueber dieſe Frage diſputirte ich ſo oft mit dem Doctor Saul Aſcher, wenn wir zu Berlin, im Café royal, wo ich lange Zeit

meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammen trafen. Er behauptete immer: wir fürchten etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrirte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloß er damit: „Die Vernunft iſt das höchſte Prinzip!"—Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doctor Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen, mit ſeinem engen transcendentalgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Funfzigern, war eine perſonifizirte gerade Linie. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben heraus philoſophirt, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb bei ihm nichts übrig, als das kalte, poſitive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpecielle Malice. Gegen letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommirt, und wobei es der arme Doctor gewiß ernſthaft genug meinte, und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daß er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einige Mal beſuchte ich auch den Vernunftdoctor in ſeinem eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bei ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte, ſagte mir ſein Bedienter: der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabei, als wenn er geſagt hätte: der Herr Doctor iſt ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchſte Prinzip iſt die Vernunft!" ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich in's Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's „deutſche Erzählungen," die ich von Clausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daß mich während des Leſens ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſtererzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräßliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkührlich. Ueberdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig in's Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerlei unberufene

Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu sehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man, beim Mondschein, das eigene Gesicht zufällig im Spiegel sieht. In demselben Augenblicke schlug eine schwerfällige, gähnende Glocke, und zwar so lang und langsam, daß ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verflossen, und es müßte wieder von vorn anfangen, zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen, und tiefe Todesstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines Mannes. Endlich öffnete sich meine Thür, und langsam trat herein der verstorbene Doctor Saul Ascher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zusammengekniffen, und die Augenkreise hatten einen größeren Radius. Schwankend und wie sonst sich auf sein spanisches Röhrchen stützend, näherte er sich mir, und in seinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte sprach er freundlich: „Fürchten Sie sich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition? Deduziren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Gespenstes? In welchem vernünftigen Zusammenhange stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft —" Und nun schritt das Gespenst zu einer Analyse der Vernunft, citirte Kant's „Kritik der reinen Vernunft," 2. Theil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, die Unterscheidung von Phänomena und Noumena, construirte alsdann den problematischen Gespensterglauben, setzte einen Syllogismus auf den andern, und schloß mit dem logischen Beweise: daß es durchaus keine Gespenster giebt. Mir unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Seelenangst nickte ich unbedingte Zustimmung bei jedem Satz, womit der spukende Doctor die Absurdität aller Gespensterfurcht bewies, und derselbe demonstrirte so eifrig, daß er einmal in der Zerstreuung, statt seiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Urtasche zog, und seinen Irrthum bemerkend, mit possirlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das höchste —" da schlug die Glocke Eins und das Gespenst verschwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Absicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzusuchen. Wieder schönes, liebes Sonntagswetter. Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete wie die Sonne den Nebel zu verscheuchen suchte, wanderte freudig durch die schauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisirte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betstunde, das Wiesenthal blitzte wie eine diamantenbesäete Golddecke, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es gibt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern und finden noch obendrein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir versinken konnten, und welch ein Glück es sei, daß wir so wegkundige Leute, wie wir sind, noch zeitig angetroffen. Einen solchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen und erzählte mir allerlei Spukgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinausliefen, daß es doch kein wirklicher Spuk gewesen, sondern daß die weiße Gestalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sei er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kurire er sich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Him-

mel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es beſſer; Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und ſei er noch ſo groß, wünſcht, daß ſein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes ſteht ausdrücklich, daß er die Menſchen erſchaffen zu ſeinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich nach der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes, übernachtete alldort und erlebte folgendes ſchöne Gedicht:

1.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Auglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zitter,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön."

„Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee."

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftigt ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Augelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zitter klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

2.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.“

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.“

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß.

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen,
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch vielmehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliches Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt!
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt!

3.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge
Nach dem altverfall'nen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz."

„Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten d'rin."

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort;"

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;"

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zitter hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitterklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Liljen, wie kryſtall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Liljen Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben,
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Geſpenſter beim dritten Hahnenſchrei. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß ſo ein Dichtermenſch viel Hübſches wieder erzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen, wie ihn gewiß nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man ſagt, das ſeien die Heerdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Heerde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir: der große Berg, an deſſen Fuße ich ſtände, ſei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brod beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brod gegeben, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen d'rein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!"

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinſicht, Reſpekt habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit vielen großen Granitblöcken überſäet, und die meiſten Bäume mußten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken oder ſprengen, und mühſam den Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen

können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daß ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe empor geſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemen Collegen im zahmen Forſtboden des flachen Landes. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte den ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall ſchwellende Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch von den ſchönſten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolſtern, bewachſen. Liebliche Kühle und träumeriſches Quellengemurmel. Hier und da ſieht man, wie das Waſſer unter den Steinen ſilberhell hinrieſelt und die nackten Baumwurzeln und Faſern beſpült. Wenn man ſich nach dieſem Treiben hinab beugt, ſo belauſcht man gleichſam die geheime Bildungsgeſchichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten ſprudelt das Waſſer aus den Steinen und Wurzeln ſtärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt ſich gut ſitzen. Es murmelt und rauſcht ſo wunderbar, die Vögel ſingen abgebrochene Sehnſuchtslaute, die Bäume flüſtern wie mit tauſend Mädchenzungen, wie mit tauſend Mädchenaugen ſchauen uns an die ſeltſamen Bergblumen, ſie ſtrecken nach uns aus die wunderſam breiten, drollig gezackten Blätter, ſpielend flimmern hin und her die luſtigen Sonnenſtrahlen, die ſinnigen Kräutlein erzählen ſich grüne Mährchen, es iſt Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erſcheint — ach, daß ſie ſo ſchnell wieder verſchwindet!

Je höher man den Berg hinauf ſteigt, deſto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, ſie ſcheinen immer mehr und mehr zuſammen zu ſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeerſträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſein, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die

glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte ſogar, wie einige belletriſtiſche Damen auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Theegeſellſchaft hielten, ſich gemüthlich die „Abendzeitung" vorlaſen, ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſalgenies prieſen, und über alle Erſcheinungen der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als ſie auch auf den „Ratkliff" und „Almanſor" geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar des jungen Mannes, Entſetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens beſteigt, kann man ſich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksbergsgeſchichten zu denken, und beſonders an die große, myſtiſche, deutſche Nationaltragödie vom Doctor Fauſt. Mir war immer, als wenn der Pferdefuß neben mir hinauf klettere, und Jemand humoriſtiſch Athem ſchöpfe. Und ich glaube, auch Mephiſto muß mit Mühe Athem holen, wenn er ſeinen Lieblingsberg erſteigt; es iſt ein äußerſt erſchöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langerſehnte Brockenhaus zu Geſicht bekam.

Dieſes Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt iſt, blos aus einem Parterre beſteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erſt 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für deſſen Rechnung es auch, als Wirthshaus verwaltet wird. Die Mauern ſind erſtaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach iſt niedrig, in der Mitte deſſelben ſteht eine thurmartige Warte, und bei dem Hauſe liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in früheren Zeiten, den Brockenbeſuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, mährchenhafte Empfindung. Man iſt nach einem langen, einſamen Umherſteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus verſetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zuſammengeſetzte, fremde Geſellſchaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich iſt, faſt wie ein erwarteter Genoſſe, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäſte, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich ſchon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinſterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzuſehen, daß ich kranker Menſch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müſſe. Dieſes verſchaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo ſchon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, ſich etablirt hatte.

In der Wirthsſtube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verſchiedenen Univerſitäten. Die Einen ſind kurz vorher angekommen und reſtauriren ſich, Andere bereiten ſich zum Abmarſch, ſchnüren ihre Ranzen, ſchreiben ihre Namen in's Gedächtnißbuch, erhalten Brockenſträuße von den Hausmädchen: da wird in die Wangen gekniffen, geſungen, geſprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Proſit, Adieu. Einige der Abgehenden ſind auch etwas angeſoffen, und dieſe haben von der ſchönen Ausſicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt ſieht.

Nachdem ich mich ziemlich rekreirt, beſtieg ich die Thurmwarte, und fand daſelbſt einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war ſehr ſchön. Eine herrliche Geſtalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, ſchwarzer Atlashut, mit deſſen weißen Federn die Winde ſpielten, die ſchlanken Glieder von einem ſchwarzſeidenen Mantel ſo feſt umſchloſſen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabſchauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an nichts als an Zauber- und Wundergeſchichten, und jede ſchöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, ſo hielt ich ſie für eine Waſſernixe. Jetzt denke ich anders, ſeit ich aus der Naturgeſchichte weiß, daß jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: das iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles bei'm erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriff zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Rieſenpanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharfgezeichnete, rein illuminirte Spezialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich ſchöne Landſchaften erfreut; wie es denn immer geſchieht, daß wir deutſchen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine ſchöne Weiſe zu ge-

ben. Der Berg hat auch ſo etwas Deutſchruhiges, Verſtändiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge ſo weit und klar überſchauen kann. Und wenn ſolch ein Berg ſeine Rieſenaugen öffnet, mag er noch etwas mehr ſehen, als wir Zwerge, die wir mit unſern blöden Auglein auf ihm herumklettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken ſei ſehr philiſtröſe, und Claudius ſang: „Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter!“ Aber das iſt ein Irrthum. Durch ſeinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er ſich zwar den Anſtrich von Philiſtröſität; aber wie bei manchen andern großen Deutſchen, geſchieht es aus purer Ironie. Es iſt ſogar notoriſch, daß der Brocken ſeine burſchikoſen, phantaſtiſchen Zeiten hat, z. B. die erſte Mainacht. Dann wirft er ſeine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben ſo gut wie wir Uebrigen, recht echtdeutſch romantiſch verrückt.

Ich ſuchte gleich die ſchöne Dame in ein Geſpräch zu verflechten: denn Naturſchönheiten genießt man erſt recht, wenn man ſich auf der Stelle darüber ausſprechen kann. Sie war nicht geiſtreich, aber aufmerkſam ſinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, ſteife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlaſſen werden muß; ſondern jene ſeltnere, freie, poſitive Vornehmheit, die uns genau ſagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchſte geſellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographiſche Kenntniſſe, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, ſuchte und zeigte ihr dieſelben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintiſch, der in der Mitte der Thurmplatte ſteht, mit echter Dozentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern ſuchte, als mit den Augen, die ſich unterdeſſen auf dem Geſicht der holden Dame orientirten, und dort ſchönere Partien fanden, als „Schierke“ und „Elend.“ Dieſes Geſicht gehörte zu denen, die nie reizen, ſelten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe ſolche Geſichter, weil ſie mein ſchlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Naſe weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Thone zu beſtehen, woraus die Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammen kniffen, zogen ſich über Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft ſchwärmeriſchen Tiefſinn, um ihren Mund lag ſtrenge Frömmigkeit, doch ſchien mir's, als ob er einſt ſehr ſchön geweſen ſei, und viel gelacht und viele Küſſe empfangen und viele erwiedert habe. Ihr Geſicht glich einem Codex palympſeſtus, wo, unter der neuſchwarzen Mönchsſchrift eines Kirchnvatertextes, die halberloſchenen Verſe eines altgriechiſchen Liebesdichters hervorlauſchen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieſes Jahr in Italien geweſen und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphael'ſchen Bildern in der Peterskirche; die Tochter ſprach mehr von der Oper im Theater Fenice.

Derweil wir ſprachen, begann es zu dämmern: die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte ſich tiefer, und die Thurmplatte füllte ſich mit Studenten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgerleuten, ſammt deren Ehefrauen und Töchtern, die alle den Sonnenuntergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählig verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkührlich; es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!" Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsſtimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie ruhig, als wäre nichts paſſirt, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde ſelbſt, drehte ſich unſre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte: die in Nebel verſinkende Sonne habe ausgeſehen wie eine rothglühende Roſe, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautſchleier ſeiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick ſolcher Naturerſcheinungen ſchwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte dieſe falſche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reiſebriefen, und frug mich, ob ich den Werther geleſen? Ich glaube wir ſprachen auch von Angorakatzen, etruskiſchen Vaſen, türkiſchen Shawls, Makaroni und Lord Byron, aus deſſen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsſtellen, recht hübſch liſpelnd und ſeufzend, rezitirte. Der jüngern Dame, die kein Engliſch verſtand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl

ich die Ueberſetzungen meiner ſchönen, geiſtreichen Landsmännin, der Baronin Eliſe von Hohenhauſen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byrons Gottloſigkeit, Liebloſigkeit, Troſtloſigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach dieſem Geſchäfte ging ich noch auf dem Brocken ſpazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht ſtark, und ich betrachtete die Umriſſe der beiden Hügel, die man den Hexenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich ſchoß meine Piſtolen ab, doch gab es kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen hatten, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerem gelehrten Sibirien, wo die Cultur ſo groß iſt, daß die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Univerſitätsgeſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Die Fenſterſcheiben des Hofraths Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen ſei, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er ſich eine lichtenſtein'ſche Prinzeſſin an's linke Bein antrauen laſſen, daß er die Staatsmaitreſſe abgedankt, und daß das ganze gerührte Miniſterium vorſchriftsmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ſich dieſes auf Halle'ſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chineſen auf's Tapet, die ſich vor zwei Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdozenten der chineſiſchen Aeſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall: ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zwecke wurde ein Anſchlagzettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſchang-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein echter Deutſcher ſei, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet wurden, die hauptſächlich in Philoſophiren, Tabackrauchen und Geduld beſtanden, und worin noch ſchließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken weg zu ſchnappen pflegten.

Ein junger Burſchenſchafter, der kürzlich zur Purifikazion in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt; aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; beide beurtheilte er falſch. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort u. ſ. w.“ Er ſprach von Garderobeaufwand, Schau-

ſpieler- und Schauſpielerinnenſkandal u. ſ. w. Der junge Menſch wußte nicht, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart, „man ſo duhn," hinlänglich andeutet, dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meiſten zu ſorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird," für die Treue der Coſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet, und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das iſt nothwendig. Denn trüge mahl Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiß der Banquier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mahl Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſe von Heinrich IV. angezogen, ſo würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geborene Lilienthau, dieſen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen. Solche täuſchende Sorgfalt der Generalintendanz erſtreckt ſich aber nicht bloß auf Schürzen und Hoſen, ſondern auch auf die darin verwickelten Perſonen. So ſoll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren geſpielt werden, den Profeſſor Lichtenſtein ſchon zu dieſem Behufe aus Afrika verſchrieben hat; in Menſchenhaß und Reue ſoll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei geſpielt werden, die man alle drei nicht erſt aus Afrika zu verſchreiben braucht. Hatte nun obenerwähnter junger Menſch die Verhältniſſe des Berliner Schauſpiels ſchlecht begriffen, ſo merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'ſche Janitſcharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroiſches Mittel iſt, um unſer erſchlafftes Volk kriegeriſch zu ſtärken, ein Mittel, das ſchon Plato und Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die diplomatiſche Bedeutung des Ballets. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguets Füßen mehr Politik ſitzt, als in Buchholz Kopf, wie alle ſeine Tanztouren diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, wie jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung habe, ſo z. B. daß er unſer Kabinet meint, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daß er den Bundestag meint, wenn er ſich hundertmal auf einem Fuße herumdreht, ohne vom Fleck zu kommen, daß er die kleinen Fürſten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daß er das Europäiſche Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin- und herſchwankt, daß er einen Congreß andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verſchlingt, und endlich, daß er unſern allzugroßen Freund im Oſten darſtellt, wenn er in allmähliger Entfaltung ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht, und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Au-

gen, und jetzt merkte er, warum Tänzer beſſer honorirt werden, als große Lichter, warum das Ballet bei'm diplomatiſchen Corps ein unerſchöpflicher Gegenſtand des Geſprächs iſt, und warum oft eine ſchöne Tänzerin noch privatim von dem Miniſter unterhalten wird, der ſich gewiß Tag und Nacht abmüht, ſie für ſein politiſches Syſtemchen empfänglich zu machen. Bei'm Apis! wie groß iſt die Zahl, der exoteriſchen, und wie klein die Zahl der eſoteriſchen Theaterbeſucher! Da ſteht das blöde Volk und gafft und bewundert Sprünge und Wendungen, und ſtudirt Anatomie in den Stellungen der Lemirre, und applaudirt die Entrechats der Röhniſch, und ſchwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und keiner merkt, daß er in getanzten Chiffern das Schickſal des deutſchen Vaterlandes vor Augen hat.

Während ſolcherlei Geſpräche hin- und herflogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüſſeln, die mit Fleiſch, Kartoffeln u. ſ. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugeſprochen. Jedoch das Eſſen war ſchlecht. Dieſes erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unlöslich antwortete: daß wir Deutſchen wie mit der wahren Freiheit, ſo auch mit der wahren Genügſamkeit unbekannt ſeien. Ich zuckte die Achſeln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürſtenknechte und Leckerkramverfertiger überall Schweizer ſind und vorzugsweiſe ſo genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen ſchweizeriſchen Freiheitshelden, die ſo viel Politiſch-Kühnes in's Publikum hineinſchwatzen, mir immer vorkommen wie Haſen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Piſtolen abſchießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erſtaunen ſetzen, und dennoch Haſen ſind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böſe gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," ſagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Aeußerung ſehr piquirt; er betheuerte, daß deutſche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloſchen ſei, ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer ſagte: „Nu! Nu!" Doch, je beſchwichtigender er dieſes ſagte, deſto eifriger ging der Greifswalder in's Geſchirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuſe gute Tage hatten und die Friſeure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängendes langes Haar, ein ritterliches Barett, einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock, ein ſchmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte verſah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüſchel von Blücher's Schimmel. Er ſah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern eine Bewegung bei'm Abendeſſen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotiſchen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutſchland müſſe in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete: es müßten 48 ſein, weil man alsdann ein ſyſtematiſcheres Handbuch über

Deutschland schreiben könne, und es doch nothwendig sei, das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutscher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedicht zur Verherrlichung Herrmanns und der Herrmannsschlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieses Epos. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es die Sümpfe und Krüppelwege des teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wässrige und holprige Verse andeuten könne, und daß es eine patriotische Freiheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe. Ich hoffe, dieser Kunstkniff wird ihm, eben so erfolgreich wie andern Berlinern Dichtern, bis zur bedenklichsten Illusion gelingen.

An unserem Tische wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die Punschbowlen dampften, es wurde getrunken, smollirt und gesungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. s. w. erschollen. Schöne Methfessel'sche Melodien. Am allerbesten erklangen unseres Arndt's deutsche Worte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" Und draußen brauste es, als ob der alte Berg mitsänge, und einige schwankende Freunde behaupteten sogar, er schüttle freudig sein kahles Haupt und unser Zimmer werde dadurch hin- und herbewegt. Die Flaschen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fistulirte, ein Dritter deklamirte aus der „Schuld," ein Vierter sprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster stellte sich auf den Stuhl und dozirte: „Meine Herren! Die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf, scheinbar arglos zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stiftchen stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern selten, das giebt eine wunderbare complicirte Musik, und diese heißt Weltgeschichte. Wir sprechen also erst von der Musik, dann von der Welt und endlich von der Geschichte; letztere aber theilen wir ein in Positiv und spanische Fliegen—" Und so ging's weiter mit Sinn und Unsinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte, und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung: es sei ihm zu Muthe, als stände er wieder vor dem Theaterbüffet in Schwerin! Ein Anderer hielt sein Weinglas wie ein Perspektiv vor die Augen und schien uns aufmerksam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen in's hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeistert, warf sich an meine Brust und jauchzte: „O, verständest Du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdamm' mich! es ist ein gebildetes Mädchen, denn sie hat volle Brüste, und trägt ein weißes Kleid und spielt Clavier!" — Aber der Schweizer weinte.

und küßte zärtlich meine Hand und wimmerte beſtändig: „O Bäbeli! O Bäbeli!“

In dieſem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläſer fliegen lernten, ſaßen mir gegenüber zwei Jünglinge, ſchön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leichte Roſenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe ſahen ſie ſich einander an, als wenn Einer leſen könnte in den Augen des Andern, und in dieſen Augen ſtrahlte es, als wären einige Lichttropfen hinein gefallen aus jener Schaale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie ſprachen leiſe, mit ſehnſuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geſchichtchen, aus denen ein wunderſchmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore iſt jetzt auch todt!“ ſagte der Eine und ſeufzte, und nach einer Pauſe erzählte er von einem Halle'ſchen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und als dieſer Halle verließ, mit Niemand mehr ſprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Canarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einſt geſchenkt hatte. „Der Vogel ſtarb und bald darauf iſt auch die Lore geſtorben!“ ſo ſchloß die Erzählung, und beide Jünglinge ſchwiegen wieder und ſeufzten, als wollte ihnen das Herz zerſpringen. Endlich ſprach der Andere: „Meine Seele iſt traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genoſſe meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohrgeflüſter, wie gleitende Ströme, ſie tönen wieder in meiner Bruſt, aber meine Seele iſt traurig!“

Nun erhoben ſich die beiden Jünglinge, Einer ſchlang den Arm um den Nacken des Andern, und ſie verließen das toſende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und ſah, wie ſie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, ſtatt des Fenſters, einen großen Kleiderſchrank öffnete, wie Beide vor demſelben, mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen, ſtehen blieben und wechſelweiſe ſprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erſte, „wie erquickend kühlt Ihr meine Wangen! Wie lieblich ſpielt Ihr mit meinen flatternden Locken! Ich ſteh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die ſchlafenden Städte der Menſchen, und blinken die blauen Gewäſſer. Horch! dort unten im Thale rauſchen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgeſtalten, die Geiſter der Väter. O, könnt' ich mit Euch jagen, auf dem Wolkenroß, durch die ſtürmiſche Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele iſt traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls ſeine Arme ſehnſuchtsvoll nach dem Kleiderſchrank ausgeſtreckt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und zu einer gelbledernen Hoſe, die er für den Mond hielt, ſprach er mit wehmüthiger

Stimme: „Schön biſt du, Tochter des Himmels! Holdſelig iſt deines Antlitzes Ruhe! Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten! Bei deinem Anblick erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt, in deiner Gegenwat, ſind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfade? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Demuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deiner Strahlenpracht und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buſchigen Berge erglänzen und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ein wohlbekannter, nicht ſehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegeſſen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Rindfleiſch verſchlungen, wovon ſechs Gardelieutenants und ein unſchuldiges Kind ſatt geworden wären, dieſer kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, ſchob die beiden elegiſchen Freunde etwas unſanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthſchaftete draußen ganz mörderiſch. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, ſie lägen zerſchmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals ſtrömte ihnen der edle Rothwein, ſie überſchwemmten ſich wechſelſeitig, und der Eine ſprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden.—“ Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baßſtimme, die draußen vor der Thüre, unter Fluchen und Jauchzen, ſich gottläſterlich beklagte: daß auf der ganzen dunklen Weenderſtraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal ſehen könne, bei wem man die Fenſterſcheiben eingeſchmiſſen habe.

Ich kann viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut conditionirt gelangte ich nach meinem

Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon im Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheitsflanell. Er ſchlief noch nicht und ſuchte ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die Alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die engliſchen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen. Es ergriff mich die Luſt, ihn etwas zu myſtificiren; deshalb ſagte ich ihm: ich ſei ein Nachtwandler und müſſe im Voraus um Entſchuldigung bitten, für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe ſtören möchte. Der arme Menſch hat deshalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgniß hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen. Wüſte, beängſtigende Phantaſiegebilde. Ein Clavierauszug aus Dante's „Hölle.“ Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erbrechtlicher Text von Gans und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig, Serv. Aſinius Göſchenus als Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolze Falten werfend, ergoß ſich in polternden Recitativen, Marcus Tullius Elverſus, als Prima Donna legataria, all' ſeine holde Weiblichkeit offenbarend, ſang die liebeſchmelzende Bravourarie quicunque civis romanus, ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen, Privatdozenten, als Genien in fleiſchfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballet und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln, unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung, hierauf Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnenaufgang anzuſehen. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf: endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt, und ſchweigend ſahen wir: wie am Horizonte die kleine, carmoiſinrothe Kugel empor ſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und bloß die Spitzen derſelben ſichtbar hervor traten, ſo daß man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubte, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervortritt. Um das Geſehene und Empfundene in Worten feſt zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Mund's Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Liljenohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Indeſſen, meine Sehnſucht nach einem Frühſtück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten geſagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen ſah es ſo nüchtern aus, wie in der Goslar'ſchen Stephanskirche. Aber mit dem arabiſchen Trank rieſelte mir auch der warme Orient durch die Glieder, öſtliche Roſen umdufteten mich, ſüße Bulbullieder erklangen, die Studenten verwandelten ſich in Kamele, die Brockenhausmädchen, mit ihren Congreviſchen Blicken, wurden zu Houris, die Philiſternaſen wurden Minarets u. ſ. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unſinn enthielt es freilich genug. Es war das ſogenannte Brockenbuch, worin alle Reiſende, die den Berg erſteigen, ihre Namen ſchreiben, und die Meiſten noch einige Gedanken, und in Ermangelung derſelben, ihre Gefühle hinzu notiren. Viele drücken ſich ſogar in Verſen aus. In dieſem Buche ſieht man, welche Greuel entſtehen, wenn der große Philiſtertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, ſich vorgenommen hat, poetiſch zu werden. Der Palaſt des Prinzen von Pallagonia, enthält keine ſo große Abgeſchmacktheiten, wie dieſes Buch, wo beſonders hervor glänzen die Herren Acciſeeinnehmer mit ihren verſchimmelten Hochgefühlen, die Comptoirjünglinge mit ihren pathetiſchen Seelenergüſſen, die altdeutſchen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphraſen u. ſ. w. Herr Johannes Hagel will ſich auch mal als

Schriftſteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majeſtätiſche Pracht beſchrieben; dort wird geklagt über ſchlechtes Wetter, über getäuſchte Erwartungen, über den Nebel, der alle Ausſicht verſperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ iſt ein ſtehender Witz, der hier von Hunderten nachgeriſſen wird.

Das ganze Buch riecht nach Käſe, Bier und Taback; man glaubt einen Roman von Clauren zu leſen.

Während ich nun beſagtermaßen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeiſterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurm genoſſen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmaſſen gekämpft, daß es ausgeſehen habe wie eine Geiſterſchlacht, wo zürnende Rieſen ihre langen Schwerdter ausſtrecken, geharniſchte Ritter, auf bäumenden Roſſen, einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abentheuerliche Thierbildungen aus dem wildeſten Gewühle hervor tauchen, bis endlich Alles in den wahnſinnigſten Verzerrungen zuſammen kräuſelt, blaſſer und blaſſer zerrinnt, und ſpurlos verſchwindet. Dieſe demagogiſche Naturerſcheinung hatte ich verſäumt, und ich kann, wenn es zur Unterſuchung kommt, eidlich verſichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geſchmack des guten braunen Kaffee's. Ach, dieſer war ſogar Schuld, daß ich meine ſchöne Dame vergeſſen, und jetzt ſtand ſie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu verſichern, daß es kalt ſei. Sie ſchien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer ſchönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher, mit halsbrechender Gefahr, von einer ſteilen Felſenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unſchicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke—denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiß geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und ſagte ganz trocken, ſie gehört zur achten Claſſe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben ſo wie uns, in Caſten getheilt hat, und nach ähnlichen Aeußerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verſchiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung ſtatt finden, ſo folge man dem Vorſchlage Theophraſt's, der die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eigenes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man eſſen kann, und in dasjenige, was man nicht eſſen kann.

Jedoch, der ältern Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkührlich äußerte ſie: daß ſie von den Blumen, wenn ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leiſes Schmerzgefühl, traumhaft beängſtigend, ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſei, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herab hängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denſelben mit einigen Voltaire'ſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ein paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Convenienzſtimmung zurück verſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten und der Wagen holperte, langſam und beſchwerlich, den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Ranzen wurden geſchnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Geſichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich iſt, die Brockenſträußchen, halfen ſolche auf die Mützen befeſtigen, wurden dafür mit einigen Küſſen oder Groſchen honorirt; und ſo ſtiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einſchlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiſer, durch die ſogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilſenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'ſche Studenten marſchiren ſchneller, als die öſtreichiſche Landwehr. Ehe ich mich deſſen verſah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerſtreuten Steingruppen ſchon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher geſehen. Die Sonne goß ſchon ihre feſtlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoriſtiſch buntgekleideten Burſchen, die ſo munter durch das Dickigt drangen, hier verſchwanden, dort wieder zum Vorſchein kamen, bei Sumpfſtellen über die quergelegten Baumſtämme liefen, bei abſchüſſigen Tiefen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichſten Tonarten empor johlten, und eben ſo luſtige Antwort zurück erhielten von den zwitſchernden Waldvögeln, von den rauſchenden Tannen, von den unſichtbar plätſchernden Quellen und von dem ſchallenden Echo. Wenn frohe Jugend und ſchöne Natur zuſammen kommen, ſo freuen ſie ſich wechſelſeitig.

Je tiefer wir hinab ſtiegen, deſto lieblicher rauſchte das unterirdiſche Gewäſſer, nur hier und da, unter Geſtein und Geſtrippe, blinkte es hervor, und ſchien heimlich zu lauſchen, ob es an's Licht treten dürfe, und endlich kam eine

kleine Welle entſchloſſen hervor geſprungen. Nun zeigt ſich die gewöhnliche Erſcheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, von Muth ergriffen, und eilt, ſich mit jenem Erſten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt haſtig aus ihrem Verſteck, verbanden ſich mit der zuerſt hervorgeſprungenen, und bald bildeten ſie zuſammen ein ſchon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Waſſerfällen, und in wunderlichen Windungen, das Bergthal hinab rauſcht. Das iſt nun die Ilſe, die liebliche, ſüße Ilſe. Sie zieht ſich durch das geſegnete Ilſethal, an deſſen beiden Seiten ſich die Berge allmählig höher erheben, und dieſe ſind, bis zu ihrem Fuße, meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wird vorherrſchend auf dem „Unterharze," wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der „Oberharz" heißt, und wirklich viel höher iſt, und alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilſe ſich hinunter ſtürzt über die abentheuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daß das Waſſer hier wild empor ziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerlei Steinſpalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen dabei gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das ſchöne Wetter bezahlen ſoll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimm

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit mir nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fideln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objektiv und ſubjektiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit

tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten iſt.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich faſt nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilſethales verlaſſen, und wieder bergauf ſtiegen. Dies ging ſehr ſteil und mühſam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unſer ſeliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus an's Bergabſteigen, und waren um ſo vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilſenſtein.

Das iſt ein ungeheurer Granitfelſen, der ſich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umſchließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordſeite, iſt frei und hier ſchaut man das unten liegende Ilſenburg und die Ilſe, weit hinab in's niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felſens ſteht ein großes, eiſernes Kreuz, und zur Noth iſt da noch Platz für vier Menſchenfüße.

Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilſenſtein mit phantaſtiſchen Reizen geſchmückt, ſo hat auch die Sage ihren Roſenſchein darüber ausgegoſſen. Gottſchalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünſchtes Schloß geſtanden, in welchem die reiche, ſchöne Prinzeſſin Ilſe gewohnt, die ſich noch jetzt jeden Morgen in der Ilſe bade; und wer ſo glücklich iſt, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felſen, wo ihr Schloß ſei geführt und königlich belohnt!“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilſe und des Ritters von Weſtenberg eine hübſche Geſchichte, die einer unſerer bekannteſten Dichter romantiſch in der „Abendzeitung“ beſungen hat. Andere wieder erzählen anders: es ſoll der altſächſiſche Kaiſer Heinrich geweſen ſein, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſerfee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kaiſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreiſebuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeß: „was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So ſprechen alle dieſe Leute, denen eine ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen iſt, wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen das beſſer. Auch Kaiſer Heinrich wußte es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kaiſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten, abconterfeit ſind, wohl geharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroß, die heilige Kaiſerkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwerdt in feſten Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer

Harzprinzeſſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurück ſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wohl gar in dem zitronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kaiſer zu heißen, einer echtdeutſchen Titelſucht, woran Kaiſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kaiſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern bloß an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herumflogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, an's eiſerne Kreuz feſtgeklammert hätte. Daß ich, in ſo mißlicher Stellung, dieſes letztere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken.

Die Harzreiſe iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bei den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſein, und ſie könnten wohl einen minder ſauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obſchon er noch größer iſt, als ich ihn ausgeſprochen, doch lange nicht ſo groß iſt wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum ſollte ich es verſchweigen, ich meine hier ganz beſonders jenen viel theueren Mann, der ſchon in frühern Zeiten ſich ſo freundlich meiner annahm, mir ſchon damals eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, mich ſpäterhin in dem Eifer für daſſelbe beſtärkte, und dadurch meinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich ſpreche von Georg Sartorius, dem großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge

ein klarer Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilsethals beschrieben habe, bei weitem keinen so erfreulichen Anblick, wie der romantisch malerische Unterharz gewährt, und in seiner wildschroffen, tannendüstern Schönheit gar sehr mit demselben contrastirt; so wie ebenfalls die drei, von der Ilse, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contrastiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personificiren weiß. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu entscheiden vermag, welche die Schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bode, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im schmiededunkeln Rübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier: aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte sich mir die schöne Selke, die schöne, liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle sentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbversteckes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinplumpste, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Walddorne die Beine zerfetzten, u. leider s. w. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreiz, und scheint zu sagen: wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge spricht: du gleichst mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebst. Auch die schöne Ilse kommt herangesprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig

wahr. — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen ſtehen vor mir, und den Apfel gebe ich der ſchönen Ilſe.

Es iſt heute der erſte Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt ſich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenſchaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet ſich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fenſterſcheiben der Häuſer, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Neſtchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern ſich, daß die Luft ſo angreifend und ihnen ſelbſt ſo wunderlich zu Muthe iſt, die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchenſträußer, die Waiſenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Geſichtchen, ziehen über den Jungfernſtieg und freuen ſich, als ſollten ſie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke ſchaut ſo vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, ſogar den ſchwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit ſeinem ſpitzbübiſchen Manufakturwaaren-Geſicht einherläuft, beſcheint die Sonne mit ihren toleranteſten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es iſt der erſte Mai, und ich denke deiner, du ſchöne Ilſe — oder ſoll ich dich „Agnes" nennen, weil mir dieſer Name am beſten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zuſehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufſt. Am liebſten aber möchte ich unten im Thale ſtehen und dich auffangen in meine Arme. — Es iſt ein ſchöner Tag! Ueberall ſehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieſes Herz iſt auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es iſt kein beſcheidenes Veilchen, keine lachende Roſe, keine reine Lilie, oder ſonſtiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchenſinn erfreut, und ſich hübſch vor den hübſchen Buſen ſtecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieſes Herz gleicht mehr jener ſchweren, abentheuerlichen Blume aus den Wäldern Braſiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine ſolche Blume geſehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Piſtole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe" geweſen, die mit ſolchem Knalle plötzlich aufgeblüht ſei. Sie führten mich in ihren Garten, und da ſah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närriſch breiten, ſcharfgezackten Blättern, woran man ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal ſo hoch hinauf ſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag ſchon lange her ſein, gewiß ſchon hundert Jahr. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo mußte ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunkeln Winterſturme gewaltſam zerſtört worden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuß — Mädchen! erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knospe, und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daß es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können — —"

Es iſt der erſte Mai, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht, ſentimental zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Die Nordſee.

(1825—1826.)

Motto: Xenophon's Anabaſis IV. 7.

Erſte Abtheilung.

1825.

1.

Abenddämmerung.

Am blaſſen Meeresſtrande,
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war als hört ich verſcholl'ne Sagen,
Uralte, liebliche Mährchen,
Die ich einſt, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppenſteinen der Hausthür,
Zum ſtillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen

Und neugierklugen Augen; —
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenſter ſaßen,
Roſengeſichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

2.
Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab in's weitaufſchauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber,
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleiern,
Ein traurig todtblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm Lichtfünkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.

Einſt am Himmel, glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen, unſchuldigen Kinder.

Doch böſe Zungen ziſchelten Zwieſpalt
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt, am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort oben der Sonnengott,
Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgehärteten Menſchen.
Aber des Nachts,
Am Himmel, wandelt Luna,
Die arme Mutter

Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtummer Wehmuth,
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich geſinnt,
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk,
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin, erglüht' er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In ſein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böſe, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.

Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

3.

Die Nacht am Strande.*

Sternlos und kalt iſt die Nacht,
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer', platt auf dem Bauch',
Liegt der ungeſtaltete Nordwind,

Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er in's Waſſer hinein,
Und erzählt viel tolle Geſchichten,
Rieſenmährchen, todtſchlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwiſchen, weitſchallend, lacht er und heult er
Beſchwörungslieder der Edda,
Graue Runenſprüche
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hochaufſpringen und jauchzen,
Uebermuth berauſcht.

Derweilen, am flachen Geſtade,
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen;
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und kniſtern die Muſcheln,
Und er hüllt ſich feſt in den grauen Mantel,
Und ſchreitet raſch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich ſchimmert,
Aus einſamer Fiſcherhütte.

Vater und Bruder ſind auf der See,
Und mutterſeelallein blieb dort
In der Hütte die Fiſchertochter,
Die wunderſchöne Fiſchertochter.
Am Heerde ſitzt ſie
Und horcht auf des Waſſerkeſſels
Ahnungsſüßes, heimliches Summen,
Und ſchüttet kniſterndes Reiſig in's Feuer,
Und bläſt hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederſtrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauſcht

Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, ſorgſame Hand,
Die das Unterröckchen feſter bindet,
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür ſpringt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebeſicher ruht ſein Auge
Auf dem weißen, ſchlanken Mädchen,
Das ſchauernd vor ihm ſteht,
Gleich einer erſchrockenen Lilje;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und ſpricht:

Siehſt du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederſtiegen zu Töchtern der Menſchen,
Und die Töchter der Menſchen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeſchlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch ſtaune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen war's kalt,
Und bei ſolcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichſten Schnupfen,
Und einen unſterblichen Huſten.

4.

Poſeidon.

Die Sonnenlichter ſpielten
Ueber das weithinrollende Meer;
Fern' auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimath tragen ſollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich ſaß noch ruhig auf weißer Dühne,

Am einſamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odüſſeus,
Das alte, ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laërtes, in Irrfahrt und Drangſal,
Setzte ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Heerde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kümeriſche Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eigenen Heimkehr.

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängſt'gen
Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos heiliger Veſte,

Kein einziges Härchen haſt du verſengt
Am Aug' meines Sohns Polüphemos,
Und dich hat niemals rathend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück in's Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

5.

Huldigung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet Euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Das junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das ſtrahlend rothe Gold,
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauſeid'nen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,

Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkiſſen,
Ueberreiche ich Dir
Das bischen Verſtand,
Das mir, aus Mitleid, noch gelaſſen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

6.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toſte die Fluth,
Und ich ſaß am Strand, und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt,
Und überall mich ruft,
Ueberall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meeres,
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe Dich!“
Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Ueber das ſüße Bekenntniß,
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerſtiebender Sand,
Zerfließende Wellen, Euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit ſtarker Hand aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchſte Tanne,
Und tauche ſie ein

In des Aetna's glühenden Schlund, und mit ſolcher
Feuergetränkten Rieſenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe Dich!"

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenſchrift,
Und alle nachwachſenden Enkelgeſchlechter
Leſen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe Dich!"

7.

Nachts in der Cajüte.

Das Meer hat ſeine Perlen
Der Himmel hat ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.

Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die ſchönen Sterne blinken,
Möcht' ich preſſen meine Lippen,
Preſſen wild und ſtürmiſch weinen.

Jene Sterne ſind die Augen
Meiner Liebſten, tauſendfältig
Schimmern ſie und grüßen freundlich,
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bete und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und Euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben,
Fallen zitternd lichte Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, Ihr Himmelsaugen droben!
Weint Euch aus in meine Seele,
Daß von lieben Sternenthränen
Ueberfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen,
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich still in der Cajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die off'ne Luke schau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen,
Wachen über meinem Haupte,
Und sie klingen und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verbirgt die lieben Augen.

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauſchen und murmeln
Mir heimlich in's Ohr:
„Bethörter Geſelle!
Dein Arm iſt kurz, und der Himmel iſt weit,
Und die Sterne droben ſind feſtgenagelt,
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beſte wäre, du ſchlieſeſt ein.“

* * *

Es träumte mir von einer weiten Haide,
Weit überdeckt von weißem, weißem Schnee,
Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben,
Und ſchlief den einſam kalten Todesſchlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel ſchauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die ſüßen Augen! und ſie glänzten ſieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

8.

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitſcht die Well'n,
Und die Wellen, wuthſchäumend und bäumend,
Thürmen ſich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Waſſerberge,
Und das Schifflein erklimmt ſie,
Haſtig mühſam,
Und plötzlich ſtürzt es hinab
In ſchwarze, weitgähnende Fluthabgründe—

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentſtiegenen!
Großmutter der Liebe! ſchone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, geſpenſtiſche Möve,

Und wetzt an dem Maſtbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
Das den Ruhm deiner Tochter verkündet,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im toſenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde;
Es brauſt und pfeift und praſſelt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwiſchendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnſuchtwilden Geſang,
Seelenſchmelzend und ſeelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an ſchottiſcher Felſenküſte,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Ueber die brandende See,
Dort am hochgewölbten Fenſter,
Steht eine ſchöne, kranke Frau,
Zartdurchſichtig und marmorblaß,
Und ſie ſpielt die Harfe und ſingt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied,
Ueber das weite, ſtürmende Meer.

9.

Meeresſtille.

Meeresſtille! Ihre Strahlen,
Wirft die Sonne auf das Waſſer,
Und im wogenden Geſchmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann,
Auf dem Bauch, und ſchnarchet leiſe.
Bei dem Maſtbaum, ſegelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung.

Hinter'm Schmutze ſeiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und ſchmerzlich
Schau'n die großen, ſchönen Augen.

Denn der Capitän ſteht vor ihm,
Tobt und flucht und ſchilt ihn: Spitzbub.
„Spitzbub! einen Hering haſt du
Aus der Tonne mir geſtohlen!"

Meeresſtille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fiſchlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätſchert luſtig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel
Schwingt ſie ſich hinauf in's Blaue.

10.

Seegeſpenſt.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thürme ſich zeigten
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.
Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Geſichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhauſ',

Wo ſteinerne Kaiſerbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unſerne, vor langen Häuſerreih'n
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfrau'n,
Ein gülden Band um den ſchlanken Leib,
Die Blumengeſichter ſittſam umſchloſſen
Von ſchwarzen, ſammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Beſahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewänden,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritt's,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.

Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaumgeheiltes Herz;
Mir iſt, als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langſam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Wo melancholiſch einſam
Unten am Fenſter ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm gelehnt,
Wie ein armes, vergeſſenes Kind
Und ich kenne dich armes, vergeſſenes Kind!

So tief, ſo tief alſo
Verſteckſt du dich vor mir,

Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr hinauf,
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte,
Und immer dich ſuchte,
Du Immergeliebte,
Du Längſtverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich bei'm Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, ſind Sie des Teufels?

11.

Reinigung.

Bleib' Du in Deiner Meerestiefe,
Wahnſinniger Traum,
Der Du einſt ſo manche Nacht
Mein Herz mit falſchem Glück gequält haſt
Und jetzt, als Seegeſpenſt,
Sogar am hellen Tag' mich bedroheſt —
Bleib' Du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu Dir hinab
Alle meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die ſo lange mein Haupt umklingelt,

Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir ſo lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unſelige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und ſchwell'n;
Ueber die ſtillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

12.

Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſel Licht,
Erleuchtend und wä o,
Ueber Land und r.

Hin

Am Roſenbande, das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwei begegneten,
Sahn ſie ſich an, verſtändnißinnig.
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreimalſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

* * *

Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Was gäbeſt du d'rum,
Geliebteſter!
Der du in Kopf und Lenden ſo ſchwach,
Und im Glauben ſo ſtark biſt,
Und die Dreifaltigkeit ehreſt in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küſſeſt,
Und dich hinaufgefrömmelt haſt
Zum Hofrath und dann zum Juſtizrath.
Und endlich zum Rathe bei der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Waſſer
Die Seelen wäſcht und den Thee verdünnt —
Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Geliebteſter!

Du trügeſt es, höheren Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verſchwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir auf's Knie,
Und ihr Auge, ſelig ſtrahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußiſch Courant,
Und du ſtammelteſt händefaltend:
Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

Zweite Abtheilung.

1826.

1.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einſt dich begrüßten
Zehntauſend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die ſpielenden Roſenlichter,
Die aufgeſcheuchten Mövenzüge
Flatterten fort, lautſchreiend,

Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimath rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſah' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnißvoll bewahrſt
Dort unten im klaren Kryſtallhaus.

O! wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel,
Lag mir das Herz in der Bruſt;
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaß ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſchmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile;
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten,
Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme betäubte Gehirn —

Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis an's Meer,
Und freiathmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

2.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter
Und durch die ſchwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterſtrahl,
Raſch aufleuchtend und raſch verſchwindend,
Wie'n Witz aus dem Haupte Kronions.
Ueber das wüſte, wogende Waſſer
Weithin rollen die Donner
Und ſpringen die weißen Wellenroſſe,
Die Boreas ſelber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängſtlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, luſtiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den ſchlimmſten Tanz!
Aeolus ſchickt ihm die flinkſten Geſellen,
Die wild aufſpielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der Andere bläſt,
Der Dritte ſtreicht den dumpfen Brummbaß —
Und der ſchwankende Seemann ſteht am Steuer,
Und ſchaut beſtändig nach der Buſſole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel
O rette mich, Kaſtor, rieſiger Held,
Und Du, Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!

3.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwüſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Waſſer ſchöpfen,
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen,
Und es wieder verſchütten in's Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geſchäft,
Und nutzlos wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möven ſchrillen,
Alte Erinn'rungen wehen mich an,
Vergeſſene Träume, erloſchene Bilder,
Qualvoll ſüße tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön.
Die ſchlanke Zypreſſengeſtalt
Umſchließt ein lüſtern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine ſelige Nacht, ergießt ſich
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,
Sie ringelt ſich träumeriſch ſüß
Um das ſüße, blaſſe Antlitz:
Und aus dem ſüßen, blaſſen Antlitz,
Groß und gewaltig, ſtrahlt ein Auge,
Wie eine ſchwarze Sonne.

O, du ſchwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeiſt'rungsflammen,

Und ſtand und taumelte, feuerberauſcht—
Dann ſchwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen,
Und die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen
Hauchten Worte, ſüß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Roſe —
Und meine Seele erhob ſich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möven!
Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, ſchiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.

Die ſchöne Sonne
Iſt ruhig hinabgeſtiegen in's Meer;
Die wogenden Waſſer ſind ſchon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Ueberſtreut ſie mit goldnen Lichtern,
Und die rauſchende Fluthgewalt
Drängt an's Ufer die weißen Wellen,
Die luſtig und haſtig hüpfen,
Wie wollige Lämmerheerden,
Die Abends der ſingende Hirtenjunge
Nach Hauſe treibt.

Wie ſchön iſt die Sonne!
So ſprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,
Und ſcherzend, halb und halb wehmüthig,
Verſichert' er mir: die Sonne ſei
Eine ſchöne Frau, die den alten Meergott

Aus Convenienz geheurathet;
Des Tages über wandle ſie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, troſtlos gezwungen,
Kehre ſie wieder zurück
In das naſſe Haus, in die öden Arme
Des greiſen Gemahls.

„Glaub mir's,"—ſetzte hinzu der Freund,
Und lachte und ſeufzte und lachte wieder—
„Die führen dort unten die zärtlichſte Ehe!
Entweder ſie ſchlafen oder ſie zanken ſich,
Daß hochaufbraust hier oben das Meer,
Und der Fiſcher im Wellengeräuſch es hört
Wie der Alte ſein Weib ausſchilt:
Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühſt du für Andere,
Und Nachts, für Mich, biſt du froſtig und müde
Nach ſolcher Gardinenpredigt,
Verſteht ſich! bricht dann aus in Thränen
Die ſtolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt ſo jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett ſpringt,
Und ſchnell nach der Meeresfläche heraufſchwimmt,
Um Luft und Beſinnung zu ſchöpfen."

„So ſah ich ihn ſelbſt, verfloſſene Nacht,
Bis an die Bruſt dem Meer enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Geſicht."

5.

Der Geſang der Okeaniden

Abendlich blaſſer wird es am Meere,
Und einſam, mit ſeiner einſamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und ſchaut, todtkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und ſchaut auf das weite, wogende Meer,
Und über das weite, wogende Meer,
Wie Lüfteſegler, ziehn ſeine Seufzer,
Und kehren wieder trübſelig,
Und hatten verſchloſſen gefunden das Herz,
Worin ſie ankern wollten —
Und er ſtöhnt ſo laut, daß die weißen Möven,
Aufgeſcheucht aus den ſandigen Neſtern,
Ihn heerdenweiſ' umflattern,
Und er ſpricht zu ihnen die lachenden Worte:

Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewaſſer-ſaufende,
Und thranigtes Robbenfleiſch-freſſende,
Eu'r Leben iſt bitter wie Eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koſte nur Süßes!
Ich koſte den ſüßen Duft der Roſe,
Der Mondſchein-gefütterten Nachtigallbraut,
Ich koſte noch ſüßere Joſty-Baiſers,
Und das Allerſüßeſte koſt' ich:
Süße Liebe und ſüßes Geliebtſein.

Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt ſteht ſie daheim am Erker des Hauſes,
Und ſchaut in die Dämm'rung hinaus, auf die Landſtraß',
Und horcht und ſehnt ſich nach mir — wahrhaftig
Vergebens ſpäht ſie umher und ſie ſeufzet,
Und ſeufzend ſteigt ſie hinab in den Garten,
Und wandelt in Duft und Mondſchein,
Und ſpricht mit den Blumen, erzählet ihnen;
Wie ich, der Geliebte, ſo lieblich bin

Und ſo liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt ſie ſelig mein theures Bild
Sogar des Morgens, bei'm Frühſtück,
Auf dem glänzenden Butterbrodte,
Sieht ſie mein lächelndes Antlitz,
Und ſie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!

Alſo prahlt er und prahlt er,
Und zwiſchendrein ſchrillen die Möven,
Wie altes, ironiſches Kichern;
Die Dämm'rungsnebel ſteigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochaufrauſchen die Meereswogen,
Und tief aus hochaufrauſchendem Meer,
Wehmüthig wie flüſternder Windzug,
Tönt der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfrau'n,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der ſilberfüßigen Peleus-Gattin,
Und ſie ſeufzen und ſingen:

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du Kummergequälter!
Dahingemordet ſind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und ach! dein Herz, dein Niobe-Herz
Verſteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnſinns,
Und du prahlſt vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsſtarrig biſt du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmliſches Feuer
Den Göttern ſtahl und den Menſchen ſchenkte,
Und Geier-gequält, Felſen-gefeſſelt,
Olympauftrotzte und trotzte und ſtöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,
Und zu ihm kamen mit Troſtgeſang.

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du aber biſt ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrteſt die Götter,
Und trügeſt geduldig die Laſt des Elends,
Und trügeſt geduldig ſo lange, ſo lange,
Bis Atlas ſelbſt die Geduld verliert,
Und die ſchwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So ſcholl der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen mitleidigen Waſſerfrau'n,
Bis lautere Wogen ihn überrauſchten —
Hinter die Wolken zog ſich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich ſaß noch lange im Dunkeln und weinte.

6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, ſternloſen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie koloſſale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das ſind keine Wolken!
Das ſind ſie ſelber, die Götter von Hellas,
Die einſt ſo freudig die Welt beherrſchten,
Doch jetzt, verdrängt und verſtorben,
Als ungeheure Geſpenſter dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und ſeltſam geblendet, betracht' ich
Das luftige Phanteon,
Die feierlich ſtummen, grauhaft bewegten
Rieſengeſtalten.

Der dort iſt Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß ſind die Locken des Haupts,
Die berühmten, olymposerſchütternden Locken,
Er hält in der Hand den erloſchenen Blitz,
In ſeinem Geſichte liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren beſſere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmliſch ergötzteſt,
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einſt ſelber den greiſen Vater
Und deine Titanen-Oehme verdrängt haſt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, ſtolze Here!
Trotz all deiner eiferſüchtigen Angſt,
Hat doch eine Andre das Zepter gewonnen,
Und du biſt nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' iſt erſtarrt,
Und deine Liljenarme ſind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottesſohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite!
Einſt die goldene! jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz;
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andere Helden, ich ſtürbe vor Angſt;
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe ſchaut nach dir,
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Ley'r,
Die ſo freudig erklungen bei'm Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephaiſtos,

Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Hebe'n in's Amt,
Und ſchenkt geſchäftig, in der Verſammlung,
Den lieblichen Nektar. — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaßt.
Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich Euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die Euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —
O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,
Für Euch und Eu'r gutes, ambroſiſches Recht,
Und vor Euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich ſelber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menſchen,
Stets mit der Parthei der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als Ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Parthei der beſiegten Götter.

* * *

Alſo ſprach ich, und ſichtbar errötheten
Droben die blaſſen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich.
Der Mond verbarg ſich eben

Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochaufrauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

7

Fragen.

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſteren Lippen fragt er die Wogen:

„O löſ't mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter—
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen kühlen—
Und fliegend ſingt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn, sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traum steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundernd die schönen Augen —
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

9.

Echo.

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen,
Wie Schwanenzüge schifften vorüber,
Mit schimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee;
Ueber mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll sich im Meer bespiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!

10.

Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.

Seekrank ſitz' ich noch immer am Maſtbaum,
Und mache Betrachtungen über mich ſelber,
Uralte, aſchgraue Betrachtungen,
Die ſchon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu viel genoſſen
Und ſich nachher ſo übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geſchichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,
Auf ſtürmiſcher Meerfahrt, das troſtreiche Bildniß
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in ſolcher Seenoth,
Den lieben Handſchuh ihrer Dame
An die Lippen preßten, gleichgetröſtet—
Ich aber ſitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den ſalzigen Tröſter
In Katzenjammer und Hundetrübſal!

Unterdeſſen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Fluth;
Wie'n bäumendes Schlachtroß ſtellt es ſich jetzt
Auf das Hintertheil, daß das Steuer kracht,
Jetzt ſtürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Waſſerſchlund,
Dann wieder, wie ſorglos liebematt,
Denkt es ſich hinzulegen
An den ſchwarzen Buſen der Rieſenwelle,
Die mächtig heranbrauſt,
Und plötzlich, ein wüſter Meerwaſſerfall,
In weißem Gekräuſel zuſammenſtürzt,
Und mich ſelbſt mit Schaum bedeckt.

Dieſes Schwanken und Schweben und Schaukeln
Iſt unerträglich!
Vergebens ſpäht mein Auge und ſucht
Die deutſche Küſte. Doch ach! nur Waſſer
Und abermals Waſſer, bewegtes Waſſer!

Wie der Winterwandrer des Abends ſich ſehnt
Nach einer warmen, innigen Taſſe Thee,
So ſehnt ſich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutſches Vaterland!

Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulig dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen statt mit Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreitzen,
Und sich besser dünken als all das andre
Banausisch schwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich bess're
Und der Hirt sie scheeren könne wie Andre,
Ohn' Unterschied —
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du doch festes Land.

11.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,

Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die haſisbeſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wär' gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender,
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten;

Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Bath El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude,
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tagslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne droben am Himmel
Iſt nur die rothe betrunkene Naſe,
Die der Weltgeiſt hinausſteckt,
Und um die rothe Weltgeiſtnaſe
Dreht ſich die ganze betrunkene Welt.

12.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Waizenhalmen
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Dichter
Sind wie luſtig dazwiſchen blühende,
Roth und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft Euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen Euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den Eu'r Anblick ergötzt und erquickt,

Schüttelt das Haupt,
Und nennt Euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt Euch und pflückt Euch,
Und ſchmückt mit Euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert, eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

Dritte Abtheilung.

1826.

(Geſchrieben auf der Inſel Norderney.)

——— Die Eingebornen ſind meiſtens blutarm und leben vom Fiſchfang, der erſt im nächſten Monat, im Oktober, bei ſtürmiſchem Wetter, ſeinen Anfang nimmt. Viele dieſer Inſulaner dienen auch als Matroſen auf fremden Kauffartheiſchiffen und bleiben jahrelang vom Hauſe entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von ſich zukommen zu laſſen. Nicht ſelten finden ſie den Tod auf dem Waſſer. Ich habe einige arme Weiber auf der Inſel gefunden, deren ganze männliche Familie ſolcher Weiſe umgekommen; was ſich leicht ereignet, da der Vater mit ſeinen Söhnen gewöhnlich auf demſelben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für dieſe Menſchen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim iſt ihnen allen am wohlſten zu Muthe. Sind ſie auch auf ihren Schiffen ſogar nach jenen ſüdlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantiſcher leuchtet, ſo können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens ſtopfen, und mitten in der duftigen Heimath des Frühlings ſehnen ſie ſich wieder zurück nach ihrer Sandinſel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Heerde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der ſich von gekochtem Seewaſſer nur durch den Namen unterſcheidet, und eine Sprache

ſchwatzen, wovon kaum begreiflich ſcheint, wie es ihnen ſelber möglich iſt, ſie zu verſtehen.

Was dieſe Menſchen ſo feſt und genügſam zuſammenhält, iſt nicht ſo ſehr das innig myſtiſche Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinſchaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geiſteshöhe, oder, beſſer geſagt, Geiſtesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfniſſe und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Geſinnungen, daher leichtes Verſtändniß unter einander; und ſie ſitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zuſammen wenn es kalt wird, an den Augen ſehen ſie ſich ab, was ſie denken, die Worte leſen ſie ſich von den Lippen, ehe ſie geſprochen worden, alle gemeinſamen Lebensbeziehungen ſind ihnen im Gedächtniſſe, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige ſtumme Bewegung erregen ſie unter einander ſo viel Lachen, oder Weinen, oder Andacht, wie wir bei unſeres Gleichen erſt durch lange Expoſizionen, Expektorazionen und Deklamazionen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geiſtig einſam, durch eine beſondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte beſondere Lektüre hat jeder von uns eine verſchiedene Charakterrichtung empfangen, jeder von uns, geiſtig verlarvt, denkt, fühlt und ſtrebt anders als die Andern, und des Mißverſtändniſſes wird ſo viel, und ſelbſt in weiten Häuſern wird das Zuſammenleben ſo ſchwer, und wir ſind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zuſtande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bei unſeren Inſulanern ſehen, lebten oft ganze Völker und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römiſch-chriſtliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen ſolchen Zuſtand in den Korporazionen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deshalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erſcheinungen, den ganzen phyſiſchen und moraliſchen Menſchen unter ihre Vormundſchaft. Es läßt ſich nicht läugnen, daß viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward, und das Leben warm-inniger blühte, und die Künſte, wie ſtill hervorgewachſene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anſtaunen, und mit all unſerem haſtigen Wiſſen nicht nachahmen können. Aber der Geiſt hat ſeine ewigen Rechte, er läßt ſich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach ſeinen Kerker und zerriß das eiſerne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erſtieg die höchſten Gipfel der Berge, jauchzte vor Uebermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthſelt, die alten Zweifel ſind mächtig geworden in unſerer Seele — iſt jetzt mehr Glück darin, als ehemals? Wir wiſſen, daß dieſe Frage, wenn ſie den

großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wiſſen auch, daß ein Glück, daß wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück iſt, und daß wir, in den einzelnen zerriſſenen Momenten eines gottgleichen Zuſtandes, einer höheren Geiſteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetirten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrſchaft eine Unterjochung der ſchlimmſten Art. Wer bürgte uns für die gute Abſicht, wie ich ſie eben ausgeſprochen? Wer kann beweiſen, daß ſich nicht zuweilen eine ſchlimme Abſicht beimiſchte? Rom wollte immer herrſchen, und als ſeine Legionen fielen, ſandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Rieſenſpinne ſaß Rom im Mittelpunkte der lateiniſchen Welt und überzog ſie mit ſeinem unendlichen Gewebe. Generazionen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem ſie das für einen nahen Himmel hielten, was blos römiſches Gewebe war; nur der höher ſtrebende Geiſt, der dieſes Gewebe durchſchaute, fühlte ſich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaſchte ihn leicht die ſchlaue Weberin, und ſog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für ſolches Blut? Die Tage der Geiſtesknechtſchaft ſind vorüber; alterſchwach, zwiſchen den gebrochenen Pfeilern ihres Coliſäums ſitzt die alte Kreuzſpinne, und ſpinnt noch immer das alte Gewebe, aber es iſt matt und morſch, und es verfangen ſich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuſe, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es iſt doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich ſo recht wohlwollend über die Abſichten der römiſchen Kirche zu verbreiten, erfaßt mich plötzlich der angewöhnte proteſtantiſche Eifer, der ihr immer das Schlimmſte zumuthet; und eben dieſer Meinungszwieſpalt in mir ſelbſt giebt mir wieder ein Bild von der Zerriſſenheit der Denkweiſe unſerer Zeit. Was wir geſtern bewundert, haſſen wir heute, und morgen vielleicht verſpotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewiſſen Standpunkte iſt alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäiſchen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zuſtand unſerer armen Inſulaner betrachte. Auch dieſe ſtehen an der Grenze einer ſolchen neuen Zeit, und ihre alte Sinneseinheit und Einfalt wird geſtört durch das Gedeihen des hieſigen Seebades, indem ſie deſſen Gäſten täglich Neues ablauſchen, was ſie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweiſe zu vereinen wiſſen. Stehen ſie des Abends vor den erleuchteten Fenſtern des Konverſazionshauſes, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verſtändlichen Blicke, die begehrlichen Grimaſſen, das lüſterne Tanzen, das vergnügte Schmauſen, das habſüchtige Spielen u. ſ. w., ſo bleibt das für dieſe Menſchen nicht ohne ſchlimme Fol-

gen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanſtalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieſes Geld reicht nicht hin für die eindringenden, neuen Bedürfniſſe; daher innere Lebensſtörung, ſchlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnſucht, wenn ſchön gebackene Torten, wovon ich nichts bekommen ſollte, duftig-offen, bei mir vorübergetragen wurden; ſpäterhin ſtachelte mich daſſelbe Gefühl, wenn ich modiſch entblößte, ſchöne Damen vorbeiſpazieren ſah; und ich denke jetzt, die armen Inſulaner, die noch in einem Kindheitszuſtande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut, wenn die Eigenthümer der ſchönen Torten und Frauen ſolche etwas mehr verdeckten. Dieſe vielen unbedeckten Delikateſſen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müſſen ihren Appetit ſehr ſtark wecken, und wenn die armen Inſulanerinnen, in ihrer Schwangerſchaft allerlei ſüßgebackene Gelüſte bekommen und am Ende ſogar Kinder zur Welt bringen, die den Badegäſten ähnlich ſehen, ſo iſt das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unſittliches Verhältniß anſpielen. Die Tugend der Inſulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit, und gar beſonders durch ihren Fiſchgeruch, der mir wenigſtens unerträglich war, vor der Hand geſchützt. Ich würde, wenn ihre Kinder mit badegäſtlichen Geſichtern zur Welt kommen, vielmehr ein pſychologiſches Phänomen erkennen und mir ſolches durch jene materialiſtiſch-myſtiſchen Geſetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo ſchön entwickelt.

Wie viele räthſelhafte Naturerſcheinungen ſich durch jene Geſetze erklären laſſen, iſt erſtaunlich. Als ich voriges Jahr, durch Seeſturm, nach einer andern oſtfrieſiſchen Inſel verſchlagen wurde, ſah ich dort in einer Schifferhütte einen ſchlechten Kupferſtich hängen, la tentation du vieillard überſchrieben, und einen Greis darſtellend, der in ſeinen Studien geſtört wird, durch die Erſcheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und ſonderbar! die Tochter des Schiffers hatte daſſelbe lüſterne Mopsgeſicht, wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beiſpiel zu erwähnen: im Hauſe eines Geldwechslers, deſſen geſchäftführende Frau das Gepräge der Münzen immer am ſorgfältigſten betrachtet, fand ich, daß die Kinder in ihren Geſichtern eine erſtaunliche Aehnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn ſie alle beiſammen waren und mit einander ſtritten, glaubte ich einen kleinen Kongreß zu ſehen.

Deshalb iſt das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenſtand für den Politiker. Da die Leute das Geld ſo innig lieben und gewiß liebevoll betrachten, ſo bekommen die Kinder ſehr oft die Züge des Landesfürſten, der darauf geprägt iſt, und der arme Fürſt kommt in den Verdacht, der Vater ſeiner Unterthanen zu ſein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die

Napoleonsd'or einzuſchmelzen; ſie wollen nicht mehr unter ihren Franzoſen ſo viele Napoleonsköpfe ſehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weiteſten gebracht, man weiß es dort, durch eine verſtändige Beimiſchung von Kupfer, ſo einzurichten, daß die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und ſeit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit geſünderes Anſehen, als früherhin, und es iſt ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroſchengeſichtchen betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbniß andeutete, womit die Inſulaner hier bedroht ſind, die geiſtliche Schutzwehr, ihre Kirche, unerwähnt gelaſſen. Wie dieſe eigentlich ausſieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin geweſen. Gott weiß, daß ich ein guter Chriſt bin, und oft ſogar im Begriff ſtehe, ſein Haus zu beſuchen, aber ich werde immer fatalerweiſe daran verhindert, es findet ſich gewöhnlich ein Schwätzer, der mich auf dem Wege feſthält, und gelange ich auch einmal bis an die Pforten des Tempels, ſo erfaßt mich unverſehens eine ſpaßhafte Stimmung, und dann halte ich es für ſündhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir etwas der Art, indem mir vor der Kirchthür die Stelle aus Goethe's Fauſt in den Kopf kam, wo dieſer mit dem Mephiſtopheles bei einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

Mephiſto, haſt Du Eil?
Was ſchlägſt vor'm Kreuz die Augen nieder?

Und worauf Mephiſtopheles antwortet:

Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
Allein es iſt mir mal zuwider.

Dieſe Verſe ſind, ſo viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Fauſt gedruckt und bloß der ſelige Hofrath Moritz, der ſie aus Goethe's Manuſcript kannte, theilte ſie mit in ſeinem „Philipp Reiſer," einem ſchon verſchollenen Romane, der die Geſchichte des Verfaſſers enthält, oder vielmehr die Geſchichte einiger hundert Thaler, die der Verfaſſer nicht hatte, und wodurch ſein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entſagungen wurde, während doch ſeine Wünſche nichts weniger als unbeſcheiden waren, wie z. B. ſein Wunſch, nach Weimar zu gehen, und bei dem Dichter des Werther Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch ſei, um nur in der Nähe Desjenigen zu leben, der von allen Menſchen auf Erden den ſtärkſten Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals ſchon erregte Goethe eine ſolche Begeiſterung, und doch iſt erſt „unſer drittes nachwachſendes Geſchlecht" im Stande, ſeine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieſes Geſchlecht hat auch Menſchen hervorgebracht, in deren Herzen nur faules Waſſer ſintert, und die daher in den Herzen Anderer Springquel-

len eines frischen Blutes verstopfen möchten, Menschen von erloschener Genußfähigkeit, die das Leben verläumden, und Andern alle Herrlichkeit dieser Welt verleiden wollen, indem sie solche als die Lockspeisen schildern, die der Böse bloß zu unserer Versuchung hingestellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdose, mit den gezählten Stückchen Zucker, in ihrer Abwesenheit offen stehen läßt, um die Enthaltsamkeit der Magd zu prüfen; und diese Menschen haben einen Tugendpöbel um sich versammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen seine nackten Göttergestalten, die sie gern durch ihre vermummten dummen Teufel ersetzen möchten.

Das Vermummen ist so recht ihr höchstes Ziel, das Nacktgöttliche ist ihnen fatal, und ein Satyr hat immer seine guten Gründe, wenn er Hosen anzieht und darauf dringt, daß auch Apollo Hosen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen sittlichen Mann, und wissen nicht, daß in dem Clauren-Lächeln eines vermummten Satyrs mehr Anstößigkeit liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolfgang Apollo, und daß just in den Zeiten, wo die Menschheit jene Pluderhosen trug, wozu sechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anständiger gewesen sind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daß ich Hosen, statt Beinkleider, sage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für sie schreiben dürfen, und ihre Geistesdiener im Occident werden so harmlos sein müssen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir in's Gedächtniß eine Stelle aus Bertholds Tagebuch:

„Wenn wir es recht überdenken, so stecken wir doch alle nackt in unseren Kleidern," sagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Aeußerung übel aufgenommen hatte.

Der hannöversche Adel ist mit Goethe sehr unzufrieden und behauptet: er verbreite Irreligiosität, und diese könne leicht auch falsche politische Ansichten hervorbringen, und das Volk müsse doch durch den alten Glauben zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutiren: ob Goethe größer sei, als Schiller, oder umgekehrt. Ich stand neulich hinter dem Stuhl einer Dame, der man schon von hinten ihre vier und sechzig Ahnen ansehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwischen ihr und zwei hannöverischen Nobilis, deren Ahnen schon auf dem Zodiakus von Dendera abgebildet sind, und wovon der Eine, ein langmagerer, queckſilbergefüllter Jüngling, der wie ein Barometer aussah, die Schillersche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeschossener Jüngling, einige Verse aus der „Würde der Frauen" hinlispelte und dabei so süß lächelte, wie ein Esel, der den Kopf in ein Syrupfaß gesteckt hatte und sich wohlgefällig die Schnautze ableckt. Beide Jünglinge verstärkten ihre Behauptungen beständig mit dem

betheuernden Refrain: „Er iſt doch größer, Er iſt wirklich größer, wahrhaftig, Er iſt größer, ich verſichere Sie auf Ehre, Er iſt größer.“ Die Dame war ſo gütig, auch mich in dieſes äſthetiſche Geſpräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?“ Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Bruſt, beugte gläubig das Haupt und ſprach: „La illah ill allah, wamohammed raſul allah!“

Die Dame hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die allerſchlauſte Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht gradezu fragen: was denkſt du von Himmel und Erde? was ſind deine Anſichten über Menſchen und Menſchenleben? biſt du ein vernünftiges Geſchöpf oder ein dummer Teufel? Dieſe delikaten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethe's Werke vor Augen liegen, ſo können wir das Urtheil, das Jemand darüber fället, mit dem unſrigen ſchnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen feſten Maßſtab, womit wir gleich alle ſeine Gedanken und Gefühle meſſen können, und er hat unbewußt ſein eigenes Urtheil geſprochen. Wie aber Goethe, auf dieſe Weiſe, weil er eine gemeinſchaftliche Welt iſt, die der Betrachtung eines jeden offen liegt, uns das beſte Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, ſo können wir wiederum Goethe ſelbſt am beſten kennen lernen, durch ſein eignes Urtheil über Gegenſtände, die uns allen vor Augen liegen, und worüber uns ſchon die bedeutendſten Menſchen ihre Anſicht mitgetheilt haben. In dieſer Hinſicht möchte ich am liebſten auf Goethe's italieniſche Reiſe hindeuten, indem wir alle entweder durch eigne Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabei ſo leicht bemerken, wie jeder daſſelbe mit ſubjektiven Augen anſieht, dieſer mit Archenhölzern unmuthigen Augen, die nur das Schlimme ſehen, jener mit begeiſterten Corinnaaugen, die überall nur das Herrliche ſehen, während Goethe, mit ſeinem klaren Griechenauge, Alles ſieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit ſeiner Gemüthsſtimmung kolorirt, und uns Land und Menſchen ſchildert, in den wahren Umriſſen und wahren Farben, womit ſie Gott umkleidet.

Das iſt ein Verdienſt Goethe's, das erſt ſpätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meiſt alle krank ſind, ſtecken viel zu ſehr in unſeren kranken, zerriſſenen romantiſchen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zuſammengeleſen, als daß wir unmittelbar ſehen könnten, wie geſund, einheitlich und plaſtiſch ſich Goethe in ſeinen Werken zeigt. Er ſelbſt merkt es eben ſo wenig; in ſeiner naiven Unbewußtheit des eignen Vermögens wundert er ſich, wenn man ihm „ein gegenſtändliches Denken“ zuſchreibt, und indem er durch ſeine Selbſtbiographie uns ſelbſt eine kritiſche Beihülfe zum Beurtheilen ſeiner Werke geben will, liefert er doch keinen Maßſtab der Beurtheilung an und für ſich, ſondern nur neue Fakta, woraus man ihn beurtheilen

kann, wie es ja natürlich iſt, daß kein Vogel über ſich ſelbſt hinauszufliegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plaſtiſchen Anſchauens, Fühlens und Denkens, noch vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geiſtes ſind ewig feſtſtehend, aber die Kritik iſt etwas wandelbares, ſie geht hervor aus den Anſichten der Zeit, hat nur für dieſe ihre Bedeutung, und wenn ſie nicht ſelbſt kunſtwerthlicher Art iſt, wie z. B. die Schlegel'ſche, ſo geht ſie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen, und ſieht gar viel Neues in den alten Geiſteswerken. Ein Schubarth ſieht jetzt in der Ilias etwas anderes, und viel mehr, als ſämmtliche Alexandriner; dagegen werden einſt Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe ſehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe feſtgeſchwatzt! Aber ſolche Abſchweifungen ſind ſehr natürlich, wenn einem, wie auf dieſer Inſel, beſtändig das Meergeräuſch in die Ohren dröhnt und den Geiſt nach Belieben ſtimmt.

Es geht ein ſtarker Nordoſtwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beſchwören wiſſen; wie es denn überhaupt auf allen nordiſchen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Inſel ſtehe unter der geheimen Herrſchaft ganz beſonderer Hexen, und dem böſen Willen derſelben ſei es zuzuſchreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffern allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unſeres Schiffes: die Hexen wären beſonders mächtig auf Wight, und ſuchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Inſel ſelbſt zu treiben. In ſolchen Fällen höre man dieſe Hexen ſo laut durch die Luft ſauſen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerſtehen könne. Als ich nun fragte: wer der Klabotermann ſei? antwortete der Erzähler ſehr ernſthaft: Das iſt der gute, unſichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall ſelbſt nachſieht, und ſowohl für die Ordnung, wie für die gute Fahrt ſorgt. Der wackere Steuermann verſicherte mit etwas heimlicherer Stimme: ich könne ihn ſelber ſehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch beſſer nachſtaue, daher das Knarren der Fäſſer und Kiſten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unſerer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine ſchadhafte Stelle ungeſäumt auszubeſſern; am liebſten aber ſetze er ſich auf das Bramſegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder ſich nahe. Auf meine Frage: ob man ihn nicht ſehen könne?

erhielt ich zur Antwort: Nein, man ſähe ihn nicht, auch wünſche keiner ihn zu ſehen, da er ſich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden ſei. Einen ſolchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht ſelbſt erlebt, aber von Andern wollte er wiſſen: den Klabotermann höre man alsdann vom Bramſegel herab mit den Geiſtern ſprechen, die ihm unterthan ſind; doch wenn der Sturm zu ſtark und das Scheitern unvermeidlich würde, ſetze er ſich auf das Steuer, zeige ſich da zum erſten Mal und verſchwinde, indem er das Steuer zerbräche — diejenigen aber, die ihn in dieſem furchtbaren Augenblick ſähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffscapitain, der dieſer Erzählung mit zugehört hatte, lächelte ſo fein, wie ich ſeinem rauhen, wind- und wetterdienenden Geſicht nicht zugetraut hätte, und nachher verſicherte er mir: vor funfzig und gar vor hundert Jahren ſei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann ſo ſtark geweſen, daß man bei Tiſche immer auch ein Gedeck für denſelben aufgelegt, und von jeder Speiſe, etwa das Beſte, auf ſeinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geſchähe das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande ſpazieren und gedenke ſolcher ſeemänniſchen Wunderſagen. Die anziehendſte derſelben iſt wohl die Geſchichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgeſpannten Segeln vorbeifahren ſieht, und der zuweilen ein Boot ausſetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu beſorgen weiß, da ſie an längſt verſtorbene Perſonen adreſſirt ſind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Mährchens von dem Fiſcherknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meerniren belauſcht hatte, und nachher mit ſeiner Geige die ganze Welt durchzog und alle Menſchen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorſpielte. Dieſe Sage erzählte mir einſt ein lieber Freund, als wir, im Conzerte zu Berlin, ſolch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelsſohn-Bartholdi, ſpielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Inſel. Das Wetter muß aber ſchön ſein, die Wolken müſſen ſich ungewöhnlich geſtalten, und man muß rücklings auf dem Verdecke liegen, und in den Himmel ſehen, und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die, wie ſüße Ahnung in die Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man ſich alle Tage wiederſehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meer etwas Unheimliches; man will ſich dann einbilden, die beſten Freunde, die wir ſeit Jahren nicht geſehen, führen ſchweigend vorbei, und man verlöre ſie auf immer.

Ich liebe das Meer, wie meine Seele.

Oft wird mir ſogar zu Muthe, als ſei das Meer eigentlich meine Seele ſelbſt; und wie es im Meer verborgene Waſſerpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an deſſen Oberfläche heraufſchwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen; ſo kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeſchwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verſchwinden wieder — „Evelina!“

Man ſagt, unſern dieſer Inſel, wo jetzt nichts als Waſſer iſt, hätten einſt die ſchönſten Dörfer und Städte geſtanden, das Meer habe ſie plötzlich alle überſchwemmt, und bei klarem Wetter ſähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der verſunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe, ſogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geſchichte iſt wahr; denn das Meer iſt meine Seele —

„Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.“ (W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Geſang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande ſpazieren, ſo gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen ſchönen Anblick. Haben ſie die blendend weißen Segel aufgeſpannt, ſo ſehen ſie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar beſonders ſchön iſt dieſer Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeiſegelnden Schiffe untergeht, und dieſes, wie von einer rieſigen Glorie, umſtrahlt wird.

Die Jagd am Strande ſoll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, ſo weiß ich es nicht ſonderlich zu ſchätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt ſich oft durch Erziehung den Menſchen beibringen; aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen, ſchon ſeit undenklichen Zeiten, Rehböcke geſchoſſen haben, ſo findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieſer legitimen Beſchäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und ſoll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Collegen losdrücken, ſo empört ſich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß, nach abgeſteckter Menſur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünſcht, wo auch Menſchen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, dieſe Zeiten ſind vorüber! Gelüſtet es jetzt ſolche Jäger, wieder einen Menſchen zu jagen, ſo müſſen ſie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen ſah. Der arme Menſch hatte ſich ſchon in der ſchwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannövriſche Junker, die York Humaniora ſtudierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er

den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Mensch lief, und er war todtblaß und trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm, im wirbelnden Staube galoppirten die wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufen zuweilen den gehetzten, keuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möven, die gar zu sicher umherflatterten, und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen: aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück eine junge Möve todt zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Mövchen geworden, die noch unbefiedert, im Sandneste der großen Dühne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dühnen, vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andre erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet strebte immer höher als die gothischen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben mir, beim ersten Anblick, die kolossalen Felsen, in ihren kühnen Gruppirungen, ziemlich imponirt; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheure Steinmassen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerschlagenen Riesenpalastes, worin sich meine Seele vielleicht comfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Mißverhältniß zwischen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempsychose ist oft der Gegenstand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorzubringen pflegt. Wer kann wissen, in welchem Schneider jetzt die Seele eines Platos, und in welchem Schulmeister die Seele eines Cäsars wohnt! Wer weiß, ob die Seele Gregors VII. nicht in dem Leibe

des Großtürken ſitzt, und ſich unter tauſend hätſchelnden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einſt in ihrer purpurnen Cölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Aly's Zeiten mögen ſich jetzt in unſeren antihelleniſchen Cabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, ſitzen vielleicht jetzt in dicken Conſiſtorialbäuchen und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dſchingiſchans wohnt vielleicht jetzt in einem Rezenſenten, der täglich, ohne es zu wiſſen, die Seelen ſeiner treueſten Baſchkiren und Kalmucken in einem kritiſchen Journale niederſäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des Pythagoras iſt vielleicht in einen armen Candidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräiſchen Lehrſatz nicht beweiſen konnte, während in ſeinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochſen wohnen, die einſt Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung ſeines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hindus ſind ſo dumm nicht, wie unſere Miſſionäre glauben, ſie ehren die Thiere wegen der menſchlichen Seele, die ſie in ihnen vermuthen, und wenn ſie Lazarethe für invalide Affen ſtiften, in der Art unſerer Akademien, ſo kann es wohl möglich ſein, daß in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es hingegen bei uns ganz ſichtbar iſt, daß in einigen großen Gelehrten nur Affenſeelen ſtecken.

Wer doch mit der Allwiſſenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menſchen von oben herabſehen könnte! Wenn ich des Nachts am Meere wandelnd, den Wellengeſang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, ſo iſt mir, als habe ich einſt ſolchermaßen von oben herab geſehen und ſei vor ſchwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es iſt mir dann auch, als ſeien meine Augen ſo teleſkopiſch ſcharf geweſen, daß ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln geſehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber ſie ſind ſo neblicht, daß ich nicht erkenne, was ſie wollen. Nur ſo viel weiß ich, daß all unſer kluges Wiſſen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiſte eben ſo klein und nichtig erſcheinen muß, wie mir jene Spinne erſchien, die ich in der göttinger Bibliothek ſo oft betrachtete. Auf den Folianten der Weltgeſchichte ſaß ſie emſig webend, und ſie blickte ſo philoſophiſch ſicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingiſchen Gelahrtheitsdünkel, und ſchien ſtolz zu ſein auf ihre mathematiſchen Kenntniſſe, auf ihre Kunſtleiſtungen, auf ihr einſames Nachdenken — und doch wußte ſie nichts von all den Wundern, die in dem Buche ſtehen, worauf ſie geboren worden, worauf ſie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf ſie auch ſterben wird, wenn der ſchleichende Dr. L. ſie nicht verjagt. Und wer iſt der ſchleichende Dr. L.? Seine Seele wohnte vielleicht einſt in eben einer ſolchen Spinne, und jetzt

hütet er die Folianten, worauf er einſt ſaß — und wenn er ſie auch lieſ't, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einſt geſchehen ſein, wo ich jetzt wandle? Ein Conrector, der hier badete, wollte behaupten, hier ſei einſt der Dienſt der Hertha, oder beſſer geſagt, Forſete, begangen worden, wovon Tacitus ſo geheimnißvoll ſpricht. Wenn nur die Berichterſtatter, denen Tacitus nacherzählt, ſich nicht geirrt, und eine Badekutſche für den heiligen Wagen der Göttin angeſehen haben.

Im Jahre 1819, als ich zu Bonn, in einem und demſelben Semeſter vier Collegien hörte, worin meiſtens deutſche Antiquitäten aus der blaueſten Zeit tractirt wurden, nämlich 1° Geſchichte der deutſchen Sprache bei Schlegel, der faſt drei Monat lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2° die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte, 3° germaniſches Staatsrecht bei Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vague ſind, und 4° deutſche Urgeſchichte bei Radloff, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als zur Zeit des Seſoſtris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr intereſſirt haben, als jetzt. Ich ließ ſie durchaus nicht auf Rügen reſidiren, und verſetzte ſie vielmehr nach einer oſtrieſiſchen Inſel. Ein junger Gelehrter hat gern ſeine Privathypotheſe. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daß ich einſt am Strande der Nordſee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotiſcher Begeiſterung zu denken. Es iſt wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andere, jüngere Göttinnen. Abſonderlich wenn ich am Strande über die ſchaurige Stelle wandle, wo noch jüngſt die ſchönſten Frauen, gleich Nixen geſchwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, ſondern ſpazieren in die freie See. Deshalb ſind auch die Badeſtellen beider Geſchlechter von einander geſchieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt viel ſehen. Es geht die Sage, ein neuer Aktäon habe auf ſolche Weiſe eine badende Diana erblickt, und Wunderbar! nicht er, ſondern der Gemahl der Schönen, habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutſchen, die Droſchken der Nordſee, werden hier nur bis an's Waſſer geſchoben, und beſtehen meiſtens aus viereckigen Holzgeſtellen mit ſteifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, ſtehen ſie im Converſationsſaale, und führen dort gewiß eben ſo hölzerne und ſteifleinene Geſpräche, wie die vornehme Welt, die noch unlängſt dort verkehrte.

Wenn ich aber ſage, die vornehme Welt, ſo verſtehe ich nicht darunter die guten Bürger Oſtfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern iſt wie der Boden, den es bewohnt, das weder ſingen noch pfeifen kann, aber dennoch ein

Talent benützt, das besser ist als alle Triller und Schnurrpfeifereien, ein Talent, das den Menschen adelt, und über jene windige Dienstseelen erhebt, die allein edel zu sein wähnen, ich meine das Talent der Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, so ist ein solcher Schlag des Herzens eben so gut, wie ein Ritterschlag, und das wissen die freien Friesen, und sie verdienen ihr Volksepitheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Aristokratie in Ostfriesland niemals vorherrschend, nur sehr wenige adeliche Familien haben dort gewohnt, und der Einfluß des hannövrischen Adels, durch Verwaltungs- und Militärstand, wie er sich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Friesenherz, und überall zeigt sich die Vorliebe für die ehemalige preußische Regierung.

Was aber die allgemeinen deutschen Klagen über hannövrischen Adelstolz betrifft, so kann ich nicht unbedingt einstimmen. Das hannövrische Offizierscorps giebt am wenigsten Anlaß zu solchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, so hatte früherhin der hannövrische Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Offizierrange gelangen konnten. Seitdem sich aber in der deutschen Legion so viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Offizierstellen emporgeschwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht nachgelassen. Ja, das ganze Corps der deutschen Legion hat viel beigetragen zur Milderung aller Vorurtheile, diese Leute sind weit herum in der Welt gewesen, und in der Welt sieht man viel, besonders in England, und sie haben viel gelernt, und es ist eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn sie von Portugal, Spanien, Sizilien, den jonischen Inseln, Irland und anderen weiten Ländern sprechen, wo sie gefochten, und „Vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernet," so daß man glaubt, eine Odyssee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch ist unter den Offizieren dieses Corps viel freisinnige, englische Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövrischen Brauch stärker contrastirt, als wir es im übrigen Deutschland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beispiele Englands viel Einwirkung auf Hannover zuschreiben. In diesem Lande Hannover sieht man nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden sind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obscur, und trotz allen Pferden kommt es nicht weiter. Nein, durch diesen hannövrischen Adelswald drang niemals ein Sonnenstrahl britischer Freiheit, und kein britischer Freiheitston konnte jemals vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövrischer Rosse.

Die allgemeine Klage über hannövrischen Adelstolz trifft wohl zumeist die liebe Jugend gewisser Familien, die das Land Hannover regieren oder unmittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art, oder, besser gesagt, jene Unart ablegen, wenn sie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine bessere Erziehung ge-

nöſſen. Man ſchickt ſie freilich nach Göttingen, doch da hocken ſie beiſammen, und ſprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geſchichte, und wenn ſie auch wirklich einmal dergleichen hören, ſo ſind doch unterdeſſen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentiſches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten beſtimmt iſt. Wahrlich, durch eine beſſere Erziehung des jungen hannövriſchen Adels ließe ſich vielen Klagen vorbauen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derſelbe Wahn: als wären ſie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras ſind; dieſelbe Thorheit: mit dem Verdienſte der Ahnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieſelbe Unwiſſenheit über das Problematiſche dieſer Verdienſte, indem die Wenigſten bedenken, daß die Fürſten ſelten ihre treueſten und tugendhafteſten Diener, aber ſehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsſchufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigſten jener Ahnenſtolzen können beſtimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und ſie zeigen nur, daß ihr Name in Rürners Turnierbuch erwähnt ſei; — ja, können ſie auch nachweiſen, daß dieſe Ahnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jeruſalems zugegen waren, ſo ſollten ſie, ehe ſie ſich etwas darauf zu Gute thun, auch beweiſen, daß jene Ritter ehrlich mitgefochten haben, daß ihre Eiſenhoſen nicht mit gelber Furcht wattirt worden, und daß unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes geſeſſen. Gäbe es keine Ilias, ſondern bloß ein Namensverzeichniß der Helden, die vor Troja geſtanden, und ihre Namen exiſtirten noch jetzt — wie würde ſich der Ahnenſtolz Derer von Therſites zu blähen wiſſen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal ſprechen; Philoſophen und Stallknechte haben darüber gar ſeltene Gedanken.

Mein Tadel, wie geſagt, treffe zumeiſt die ſchlechte Erziehung des hannövriſchen Adels und deſſen früh eingeprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andreſſirten Formen. O! wie oft habe ich lachen müſſen, wenn ich bemerkte, wie viel man ſich auf dieſe Formen zu Gute that; — als ſei es ſogar überaus ſchwer zu erlernen dieſes Repräſentiren, dieſes Präſentiren, dieſes Lächeln ohne Etwas zu ſagen, dieſes Sagen ohne Etwas zu denken, und all dieſe adligen Künſte, die der gute Bürgersmann als Meerwunder angafft, und die doch jeder franzöſiſche Tanzmeiſter beſſer inne hat, als der deutſche Edelmann, dem ſie in der bärenleckenden Lutetia mühſam eingeübt worden, und der ſie zu Hauſe wieder, mit deutſcher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, ſeinen Descendenten überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, ſeinem führenden Lehrer entlief, zu ſeinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte: wie das Tanzen eine ſo gar ſchwere Kunſt ſei, und wie weit er es darin gebracht habe, — und in der That, den Proben, die er von ſeiner Kunſt ablegte, konnten die armen

Bestien ihre Bewunderung nicht versagen. Jene Nazion, wie sie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieses Jahr zu Wasser und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und sie haben alle gut gespielt.

Auch fürstliche Personen gab es hier, und ich muß gestehen, daß diese in ihren Ansprüchen bescheidener waren, als die geringere Noblesse. Ob aber diese Bescheidenheit in den Herzen dieser hohen Personen liegt, oder ob sie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, das will ich unentschieden lassen. Ich sage dieses nur in Beziehung auf deutsche mediatisirte Fürsten. Diesen Leuten ist in der letzten Zeit ein großes Unrecht geschehen, indem man sie einer Souverainität beraubte, wozu sie ein eben so großes Recht haben, wie die größeren Fürsten, wenn man nicht etwa annehmen will, daß dasjenige, was sich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat, zu existiren. Für das vielzersplitterte Deutschland war es aber eine Wohlthat, daß diese Anzahl von Sedezdespötchen ihr Regieren einstellen mußten. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derselben wir armen Deutschen zu ernähren haben. Wenn diese Mediatisirten auch nicht mehr das Zepter führen, so führen sie doch noch immer Löffel, Messer und Gabel, und sie essen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke daß wir einmal durch Amerika etwas von dieser Fürstenlast erleichtert werden. Denn früh oder spät werden sich doch die Präsidenten dortiger Freistaaten in Souveraine verwandeln, und dann fehlt es diesen Herren an Gemahlinnen, die schon einen legitimen Anstrich haben, sie sind dann froh, wenn wir ihnen unsere Prinzessinnen überlassen, und wenn sie sechs nehmen, geben wir ihnen die siebente gratis, und auch unsere Prinzchen können sie späterhin bei ihren Töchtern employiren; — daher haben die mediatisirten Fürsten sehr politisch gehandelt, als sie sich wenigstens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben so hoch schätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derselben Absicht, indem sie wohl wissen, daß Deutschland von jeher das große Fürstengestüte war, das alle regierenden Nachbarhäuser mit den nöthigen Mutterpferden und Beschälern versehen muß.

In allen Bädern ist es ein altes Gewohnheitsrecht, daß die abgegangenen Gäste von den zurückgebliebenen etwas stark kritisirt werden, und da ich der letzte bin, der noch hier weilt, so durfte ich wohl jenes Recht im vollen Maaße ausüben.

Es ist aber jetzt so öde auf der Insel, daß ich mir vorkomme, wie Napoleon auf Sanct Helena. Nur daß ich hier eine Unterhaltung gefunden, die jenem dort fehlte. Es ist nämlich der große Kaiser selbst, womit ich mich hier beschäftige. [illegible] nger Engländer hat mir das eben erschienene Buch des Maitlan[illegible] [illegible]emann berichtet die Art und Weise, wie

Napoleon ſich ihm ergab und auf dem Bellerophon ſich betrug, bis er, auf Befehl des engliſchen Miniſteriums, an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus dieſem Buche ergiebt ſich ſonnenklar, daß der Kaiſer, in romantiſchem Vertrauen auf britiſche Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu ſchaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gaſt, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiß kein Anderer, und am allerwenigſten ein Wellington begangen hätte. Die Geſchichte aber wird ſagen, dieſer Fehler iſt ſo ſchön, ſo erhaben, ſo herrlich, daß dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unſern Großthaten erſchwingen können.

Die Urſache, weßhalb Capt. Maitland jetzt ſein Buch herausgiebt, ſcheint keine andere zu ſein, als das moraliſche Reinigungsbedürfniß, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böſes Geſchick in eine zweideutige Handlung verflochten hat. Das Buch ſelbſt iſt aber ein unſchätzbarer Gewinn für die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleons, die den letzten Act ſeines Lebens bildet alle Räthſel der früheren Acte wunderbar löſt, und wie es eine ächte Tragödie thun ſoll, die Gemüther erſchüttert, reinigt und verſöhnt. Der Charakterunterſchied der vier Hauptſchriftſteller, die uns von dieſer Gefangenſchaft berichten, beſonders wie er ſich in Styl und Anſchauungsweiſe bekundet, zeigt ſich erſt recht durch ihre Zuſammenſtellung.

Maitland, der ſturmkalte, engliſche Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und beſtimmt, als wären es Naturerſcheinungen, die er in ſein Logbook einträgt; Las Caſes, ein enthuſiaſtiſcher Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er ſchreibt, zu den Füßen des Kaiſers, nicht wie ein ruſſiſcher Sclave, ſondern wie ein freier Franzoſe, dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkührlich die Kniee beugt; O'Meara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als ſolcher ein ehemaliger Feind des Kaiſers, aber jetzt anerkennend die Majeſtätsrechte des Unglücks, ſchreibt freimüthig, ſchmucklos, thatbeſtändlich, faſt im Lapidarſtyl, hingegen kein Styl, ſondern ein Stilet iſt die ſpitzige zuſtoßende Schreibart des franzöſiſchen Arztes, Autommarchie, eines Italieners, der ganz beſonnentrunken iſt von dem Ingrimm und der Poeſie ſeines Landes.

Beide Völker, Briten und Franzoſen, lieferten von jeder Seite zwei Männer, gewöhnlichen Geiſtes, und unbeſtochen von der herrſchenden Macht, und dieſe Jury hat den Kaiſer gerichtet, und verurtheilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es ſind ſchon viele große Männer über dieſe Erde geſchritten, hier und da ſehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußſtapfen, und in heiligen Stunden treten ſie, wie Nebelgebilde vor unſere Seele; aber ein ebenfalls großer Mann ſieht ſeine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen Funken ihrer irdiſchen Lichtſpur erkennt er ihr geheimſtes Thun, aus einem einzigen hinterlaſſenen

Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und ſolchermaßen, in einer myſtiſchen Gemeinſchaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtauſende hinweg nicken ſie einander zu, und ſehen ſich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen ſich auf den Gräbern untergegangener Geſchlechter, die ſich zwiſchen ſie gedrängt hatten, und ſie verſtehen ſich und haben ſich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht ſo intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur ſelten die Spur und Nebelformen ſehen, für uns iſt es vom höchſten Werthe, wenn wir über einen Großen ſo viel erfahren, daß es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unſere Seele aufzunehmen, und dadurch unſere Seele zu erweitern. Ein ſolcher iſt Napoleon Bonaparte. Wir wiſſen von ihm, von ſeinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieſer Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir ſehen wie das verſchüttete Götterbild langſam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdſchlamm, die man von ihm abnimmt, wächſt unſer freudiges Erſtaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geiſtesblitze der Feinde, die das große Bild zerſchmettern wollen, dienen nur dazu, es deſto glanzvoller zu beleuchten. Solches geſchieht namentlich durch die Aeußerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts anders ſagt, als daß der Kaiſer kein Menſch war wie die Andern, und daß ſein Geiſt mit keinem vorhandenen Maaßſtab gemeſſen werden kann.

Ein ſolcher Geiſt iſt es, worauf Kant hindeutet, wenn er ſagt: daß wir uns einen Verſtand denken können, der, weil er nicht wie der unſrige diskurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſondern geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. Ja, was wir durch langſames analitiſches Nachdenken und lange Schlußfolgen erkennen, das hatte jener Geiſt im ſelben Momente angeſchaut und tief begriffen. Daher ſein Talent die Zeit, die Gegenwart zu verſtehen, ihren Geiſt zu cajoliren, ihn nie zu beleidigen, und immer zu benutzen.

Da aber dieſer Geiſt der Zeit nicht bloß revoluzionär iſt, ſondern durch den Zuſammenfluß beider Anſichten, der revoluzionären und der contrerevoluzionären, gebildet worden, ſo handelte Napoleon nie ganz revoluzionär und nie ganz contrerevoluzionär, ſondern immer im Sinne beider Anſichten, beider Principien, beider Beſtrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach handelte er beſtändig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barſch, immer ruhig milde. Daher intriguirte er nie im Einzelnen, und ſeine Schläge geſchahen immer durch ſeine Kunſt, die Maſſen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickelten, langſamen Intrigue neigen ſich kleine, analitiſche Geiſter, hingegen ſyntetiſche, intuitive Geiſter wiſſen auf

wunderbar geniale Weiſe die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, ſo zu verbinden, daß ſie dieſelben zu ihrem Zwecke ſchnell benutzen können. Erſtere ſcheitern ſehr oft, da keine menſchliche Klugheit alle Vorfallenheiten des Lebens vorausſehen kann und die Verhältniſſe des Lebens nie lange ſtabil ſind; letzteren hingegen, den intuitiven Menſchen, gelingen ihre Vorſätze am leichteſten, da ſie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und ſo ſchnell handeln, daß dieſes durch die Bewegungen der Lebenswogen, keine plötzliche, unvorhergeſehene Veränderungen erleiden kann.

Es iſt ein glückliches Zuſammentreffen, daß Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz beſonders viel Sinn hat für Geſchichte, ihre Erforſchung und Darſtellung. Es werden uns daher, durch die Memoiren der Zeitgenoſſen, wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert ſich die Zahl der Geſchichtsbücher, die ihn mehr oder minder im Zuſammenhang mit der übrigen Welt ſchildern wollen. Die Ankündigung eines ſolchen Buches aus Walter Scotts Feder erregt daher die neugierigſte Erwartung.

Alle Verehrer Scotts müſſen für ihn zittern; denn ein ſolches Buch kann leicht der ruſſiſche Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühſam erworben durch eine Reihe hiſtoriſcher Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetiſche Kraft alle Herzen Europa's bewegt haben. Dieſes Thema iſt aber nicht bloß eine elegiſche Klage über Schottlands volksthümliche Herrlichkeit, die allmählig verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrſchaft und Denkweiſe; ſondern es iſt der große Schmerz über den Verluſt der Nazional-Beſonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Cultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nazionalerinnerungen liegen tiefer in der Menſchen Bruſt, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das iſt nicht figürlich geſagt, ſondern es iſt eine Thatſache: als Bullock vor einigen Jahren ein altheidniſches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daß es nächtlicher Weile mit Blumen bekränzt worden; und doch hatte Spanien, mit Feuer und Schwert, den alten Glauben der Mexikaner zerſtört, und ſeit drei Jahrhunderten ihre Gemüther gar ſtark umgewühlt und gepflügt und mit Chriſtenthum beſäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter Scottſchen Dichtungen, dieſe Dichtungen ſelbſt wecken die alten Gefühle, und wie einſt in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häuſern ſtürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergeſtalt, daß bei Todesſtrafe verboten wurde, es zu ſingen: ſo hat der Ton, der in den Scott'ſchen Dichtungen herrſcht, eine ganze Welt ſchmerzhaft erſchüttert. Dieſer Ton klingt wieder in den Herzen unſeres

Adels, der ſeine Schlöſſer und Wappen verfallen ſieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weiſe der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholiſchen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbiniſchen Synagogen, woraus ſogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Banianenwälder Hindoſtans, wo der ſeufzende Bramine das Abſterben ſeiner Götter, die Zerſtörung ihrer uralten Weltordnung, und den ganzen Sieg der Engländer vorausſieht.

Dieſer Ton, der gewaltigſte, den der ſchottiſche Barde auf ſeiner Rieſenharfe anzuſchlagen weiß, paßt aber nicht zu dem Kaiſerliede von dem Napoleon, dem neuen Manne, dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin dieſe neue Zeit ſo leuchtend ſich abſpiegelt, daß wir dadurch faſt geblendet werden, und unterdeſſen nimmermehr denken an die verſchollene Vergangenheit und ihre verblichene Pracht. Es iſt wohl zu vermuthen, daß Scott, ſeiner Vorneigung gemäß, jenes angedeutete ſtabile Element im Charakter Napoleons, die contrerevoluzionäre Seite ſeines Geiſtes vorzugsweiſe auffaſſen wird, ſtatt daß andere Schriftſteller bloß das revoluzionäre Princip in ihm erkennen. Von dieſer letzteren Seite würde ihn Byron geſchildert haben, der in ſeinem ganzen Streben den Gegenſatz zu Scott bildete, und ſtatt, gleich dieſem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, ſich ſogar von denen, die noch ſtehen geblieben ſind, verdrießlich beengt fühlt, ſie mit revoluzionärem Lachen und Zähneſletſchen niederreißen möchte, und in dieſem Aerger die heiligſten Blumen des Lebens mit ſeinem melodiſchen Gifte beſchädigt, und ſich wie ein wahnſinniger Harlekin den Dolch ins Herz ſtößt, um mit dem hervorſtrömenden, ſchwarzen Blute Herren und Damen neckiſch zu beſpritzen.

Wahrlich, in dieſem Augenblicke fühle ich ſehr lebhaft, daß ich kein Nachbeter, oder beſſer geſagt, Nachfrevler Byrons bin, mein Blut iſt nicht ſo ſpleenniſch ſchwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Gallapfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir iſt, ſo iſt es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen ſo bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftſtellern iſt Byron juſt derjenige, deſſen Lectüre mich am unleidlichſten berührt; wohingegen Scott mir in jedem ſeiner Werke das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut ſogar die Nachahmung derſelben, wie wir ſie bei Willibald Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher erſtere, im ironiſchen Walladmoor, ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht, und uns auch in einer ſpäteren Dichtung ſo viel Geſtalten- und Geiſtesreichthum gezeigt hat, daß er wohl im Stande wäre, mit poetiſcher Urſprünglichkeit, die ſich nur der Scottiſchen Form bedient, uns die theuerſten Momente deutſcher Geſchichte in einer Reihe hiſtoriſcher Novellen vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius lassen sich bestimmte Bahnen vorzeichnen, diese liegen außerhalb aller kritischen Berechnung, und so mag es auch als ein harmloses Gedankenspiel betrachtet werden, wenn ich über Walter Scotts Kaisergeschichte mein Vorurtheil aussprach. „Vorurtheil" ist hier der umfassendste Ausdruck. Nur eins läßt sich mit Bestimmtheit sagen: das Buch wird gelesen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es übersetzen.

Wir haben auch den Segur übersetzt. Nicht wahr, es ist ein hübsches episches Gedicht? Wir Deutschen schreiben auch epische Gedichte, aber die Helden derselben existiren bloß in unserem Kopfe. Hingegen die Helden des französischen Epos sind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unseren Dachstübchen ersinnen können. Und wir haben doch viel Phantasie, und die Franzosen haben nur wenig. Vielleicht hat deshalb der liebe Gott den Franzosen auf eine andere Art nachgeholfen und sie brauchen nur treu zu erzählen, was sie in den letzten dreißig Jahren gesehen und gethan, und sie haben eine erlebte Literatur wie noch kein Volk und keine Zeit sie hervorgebracht. Diese Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie sie in Frankreich täglich erscheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu singen hat, und worin, als dessen Mittelpunkt, das Leben des großen Kaisers wie ein Riesenbaum emporragt. Die Segur'sche Geschichte des Rußlandszuges ist ein Lied, ein französisches Volkslied, das zu diesem Sagenkreise gehört, und, in seinem Tone und Stoffe, den epischen Dichtungen aller Zeiten gleich und gleich steht. Ein Heldengedicht, das durch den Zauberspruch „Freiheit und Gleichheit" aus dem Boden Frankreichs emporgeschossen, hat, wie im Triumpfzug, berauscht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes selbst, die Welt durchzogen, erschreckt und verherrlicht, tanzt endlich den rasselnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch die Kälte und Sclaven.

Solche Beschreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heldenwelt ist Grundton und Stoff der epischen Dichtungen aller Völker. Auf den Felsen von Ellore und anderer indischer Grottentempel steht solche epische Katastrophe eingegraben mit Riesenhieroglyphen, deren Schlüssel im Mahabarata zu finden ist; der Norden hat in nicht minder steinernen Worten, in seiner Edda, diesen Götteruntergang ausgesprochen; das Lied der Nibelungen besingt dasselbe tragische Verderben, und hat, in seinem Schlusse, noch ganz besondere Aehnlichkeit mit der Segur'schen Beschreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, dessen Worte verschollen, dessen Sage aber noch nicht erloschen, und noch unlängst von einem der größten

Dichter des Vaterlandes, von Immermann, herauf beſchworen worden, iſt ebenfalls der alte Unglücksgeſang; und gar das Lied von Ilion verherrlicht am ſchönſten das alte Thema und iſt doch nicht großartiger und ſchmerzlicher als das franzöſiſche Volkslied, worin Segur den Untergang ſeiner Heroenwelt beſungen hat. Ja, dieſes iſt ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend iſt der ſchöne Heros, der früh dahinſinkt, wie wir ſolches Lied ſchon ſahen in dem Tode Baldurs, Siegfrieds, Rolands und Achilles, die ebenſo durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden ſie wieder im Liede des Segur, wir ſehen ſie rathſchlagen, zanken und kämpen, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore, iſt auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzubuntſcheckig modern, ſo iſt doch ſein Schlachtmuth und Uebermuth eben ſo groß, wie der des Peliden; ein Hektor an Milde und Tapferkeit ſteht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier iſt ein Neſtor ohne Weisheit, Davouſt, Daru, Caulincourt u. ſ. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odyſſeus, des Diomedes — nur der Kaiſer ſelbſt findet nicht ſeines Gleichen, in ſeinem Haupte iſt der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn, in ſeiner äußern Herrſchererſcheinung, mit dem Agamemnon vergleiche, ſo geſchieht das, weil ihn, eben ſo wie den größten Theil ſeiner herrlichen Kampfgenoſſen, ein tragiſches Schickſal erwartete, und weil ſein Oreſtes noch lebt.

Wie die Scott'ſchen Dichtungen hat auch das Segur'ſche Epos einen Ton, der unſere Herzen bezwingt. Aber dieſer Ton weckt nicht die Liebe zu längſt verſchollenen Tagen der Vorzeit, ſondern es iſt ein Ton, deſſen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben dieſe Gegenwart begeiſtert.

Wir Deutſchen ſind doch wahre Peter Schlemiehle! Wir haben auch in der letzten Zeit viel geſehen, viel ertragen, z. B. Einquartirung und Adelſtolz; und wir haben unſer edelſtes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anſtändige Summe für abgeſchoſſene deutſche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen ſo viel Großes gethan, daß wenn man es zuſammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben viel verloren, z. B. unſern Schlagſchatten, den Titel des lieben, heiligen, römiſchen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüſten, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten hat unſere Literatur kein einziges ſolcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie ſie bei unſeren Nachbaren, gleich ewigen Trophäen, täglich emporſtrigen. Unſere Leipziger Meſſen haben wenig profitirt durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will ſie noch nachträglich in epiſcher Form beſingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghauſen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meiningen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, ſo kann er ſein Epos

noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: „Singe unſterbliche Seele, Hildburghäuſiſche Seele, Meining'ſche Seele, oder auch Altenburgiſche Seele, — gleichviel ſinge, ſinge der ſündigen Deutſchen Erlöſung!“ Dieſer Seelenſchacher im Herzen des Vaterlandes und deſſen blutende Zerriſſenheit läßt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe auf's Haupt.

Eben die Literaten unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins und des Canals muß man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Da ich ſelbſt mich erſt ſpäterhin über dieſes Thema, über deutſche Literaturmiſere verbreiten will, ſo liefere ich einen heiteren Erſatz durch das Einſchalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermanns, meines hohen Mitſtrebenden, gefloſſen ſind. Die Gleichgeſinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieſer Verſe und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich ſie gern als meine eigne Geſinnung vertreten.

Der poetiſche Literator.

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, ſag uns ohne Hinterliſt,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin geſtorben iſt.

„Alle Menſchen müſſen ſterben,“ ſpricht das Männlein mit Bedeutung.
Alter Junge, deſſengleichen iſt uns keine große Zeitung.

Mit vergeß'nen, alten Schwarten ſchmiert er ſeine Auterſtiefeln,
Daß er dazu heiter weine, frißt er fromm poet'ſche Zwieſeln.

---

* Willſt du commentiren, Fränzel, mindeſtens verſchon den Luther,
Dieſer Fiſch behagt uns beſſer, ohne die zerlaß'ne Butter.

Dramatiker.

1.

* „Nimmer ſchreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!“
Schimpf' uns, wie du willſt, mein Guter, aber halte dein Verſprechen.

2.

Dieſen Reiterlieutenant müſſet, Stachelverſe, ihr verſchonen;
Denn er commandirt Sentenzen und Gefühl in Escadronen.

3.

Wär' Melcmene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,
Rieth' ich ihr: Heirathe dieſen, der ſo milde und ſo zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte Kotzebue
Um in dieſem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und ſo kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,
Daß die Seelen der Verſtorb'nen müſſen in die Beſtien fahren.

Oeſtliche Poeten.

Greß' mérite iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's égal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

Sonſten ſang, bei'm Mondenſcheine, Nachtigall seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnſt mich, als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daß ſie den Olympus mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaſelen.

* Glockentöne.

Seht den dicken Paſtor, dorten unter ſeiner Thür im Staate,
Läutet mit den Glocken, daß man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu ſchauen, flugs die Blinden und die Lahmen,
Ungebruſt und Krampf, beſonders Hyſteriegeplagte Damen.

Weiſſe Salbe weder heilet, noch verſchlimmert irgend Schäden,
Weiſſe Salbe findeſt jetzo du in allen Bücherläden.

Gehl's ſo fort und läßt ſich jeder Pfaffe ferner adoriren,
Werd' ich in den Schooß der Kirche ehebaldigſt retourniren.

Dort gehorch' ich einem Papſte, und verehr' ein praesens Numen,
Aber hier macht ſich zum numen jeglich ordinirtes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,
Einen Hals, ihr hohen Götter: Prieſter, Hiſtrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu ſchauen,
Abends in's Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbſt der liebe Gott verlieret ſehr bei mir an dem Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde ſchnitzen ihn viel tauſend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,
Aber, wenn ich euch verdrieße, ſeht, das ſtärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;" ja, es iſt, ſich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läſſet er die Arme machen.

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins iſt mir zum Ekel,
Wenn der nervenſchwache Zärtling ſpielt den genialen Nekel.

* Damals mocht'ſt du mir gefallen, als du buhlteſt mit Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebſchaft! mit Marien wollen ſünd'gen.

Erſt in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finſterniſſen,
Ueberall umhergeſtrichen, deutſchen Rock und Schuh zerriſſen.

Wenn die Damen ſchreiben, kramen ſtets ſie aus von ihren Schmerzen
Fausses couches touchirter Tugend,—ach, die gar zu offnen Herzen!

Laßt die Damen mir zufrieden; daß ſie ſchreiben ſind' ich räthlich,
Führt die Frau die Autor-Feder, wird ſie wenigſtens nicht ſchädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgſten Rockenſtuben
Die Gevatterinnen ſchnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dſchingiſchan, o China, wärſt du längſt von mir vernichtet,
Dein verdammtes Theegeplätſcher hat uns langſam hingerichtet.

Alles ſetzet ſich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was früh're Zeiten blieben waren ſchuldig.

Jene Stadt iſt voller Verſe, Töne, Statuen, Schilderei'n,
Wurſthaus ſteht mit der Trompete an dem Thor und ſchreit: „Herein!"

„Dieſe Reime klingen ſchändlich, ohne Metrum und Caeſuren;“
Wollt in Uniform ihr ſtecken literariſche Panduren? —

„Sag', wie kommſt du nur zu Worten, die ſo grob und ungezogen?“
Freund, im wüſten Marktgedränge braucht man ſeine Ellenbogen.

„Aber du haſt auch bereimet, was unläugbar gut und groß.“
Miſcht der Beſte ſich zum Plebſe, duldet er des Plebſes Loos.

Wenn die Sommerfliegen ſchwärmen, tödtet Ihr ſie mit den Klappen,
Und nach dieſen Reimen werdet ſchlagen Ihr mit Euren Kappen.

Ideen.

Das Buch Le Grand.

1826.

Das Geſchlecht der Derindur,
Unſres Thrones feſte Säule,
Soll beſtehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile.

Müllner.

Erſtes Kapitel.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stück.)

—

Madame, kennen Sie das alte Stück? Es iſt ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu ſehr melancholiſch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin geſpielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte ſie, und das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Kataſtrophe. —

O dieſe einzige Thräne! ſie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüſtert mir in's Ohr ein Lied von dieſer ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man dieſe Melodie! —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie ſich wohl vorſtellen, um ſo eher, da Sie verheirathet ſind. Dort amüſirt man ſich ganz ſüperbe, man hat alle möglichen Vergnügungen, man lebt in lauter Luſt und Plaiſir, ſo recht wie Gott in Frankreich. Man ſpeiſt von Morgen bis Abend, und die Küche iſt ſo gut wie die Jagor'ſche, die gebratenen Gänſe fliegen herum mit den Sauceſchüſſelchen im Schnabel, und fühlen ſich geſchmeichelt, wenn man ſie verzehrt, butterglänzende Torten wachſen wild wie die Sonnenblumen,

überall Bäche mit Bouillon und Champagner, überall Bäume, woran Servietten flattern, und man ſpeiſt und wiſcht ſich den Mund, und ſpeiſt wieder, ohne ſich den Magen zu verderben, man ſingt Pſalmen, oder man tändelt und ſchäkert mit den lieben, zärtlichen Engelein, oder man geht ſpazieren auf der grünen Halleluja-Wieſe, und die weißwallenden Kleider ſitzen ſehr bequem, und nichts ſtört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Mißbehagen, ja ſogar, wenn einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und excusez! ausruft, ſo lächelt dieſer wie verklärt und verſichert: dein Tritt, Bruder, ſchmerzt nicht, ſondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur deſto ſüßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinſten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Croupier der Hölle, und dieſe ſelbſt kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für dieſen Weiberbetrüger, der ein böſes Beiſpiel giebt, dünkt ſie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unſere hochlöblichen Theaterdirectionen ſoviel Flammenſpectakel, Feuerregen, Pulver und Colophonium dabei aufgehen laſſen, wie es nur irgend ein guter Chriſt in der Hölle verlangen kann.

Indeſſen, in der Hölle ſieht es viel ſchlimmer aus, als unſere Theaterdirectoren wiſſen — ſie würden auch ſonſt nicht ſo viele ſchlechte Stücke aufführen laſſen — in der Hölle iſt es ganz hölliſch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben gar keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorther wenig officielle Nachrichten. Daß die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all die ſchlechten Predigten leſen müſſen, die hier oben gedruckt werden — das iſt Verläumdung. So ſchlimm iſt es nicht in der Hölle, ſo raffinirte Qualen wird Satan niemals erſinnen. Hingegen Dante's Schilderung iſt etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetiſch. Mir erſchien die Hölle wie eine große bürgerliche Küche, mit einem unendlich langen Ofen, worauf drei Reihen eiſerne Töpfe ſtanden, und in dieſen ſaßen die Verdammten und wurden gebraten. In der einen Reihe ſaßen die chriſtlichen Sünder, und ſollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel ſchürten unter ihnen das Feuer mit beſonderer Geſchäftigkeit. In der anderen Reihe ſaßen die Juden, die beſtändig ſchrieen und von den Teufeln zuweilen geneckt wurden, wie es ſich denn gar poſſierlich ausnahm, als ein dicker, puſtender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Waſſer über den Kopf goß, damit er ſähe, daß die Taufe eine wahre erfriſchende Wohlthat ſei. In der dritten Reihe ſaßen die Heiden, die, eben ſo wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können, und ewig brennen müſſen. Ich hörte, wie einer derſelben, dem ein vierſchrötiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: „Schone meiner, ich war Sokrates, der

Weiſeſte der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.“ Aber der vierſchrötige, dumme Teufel ließ ſich in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören und brummte: „Ei was! alle Heiden müſſen brennen, und wegen eines einzigen Menſchen dürfen wir keine Ausnahme machen.“ — — Ich verſichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Hitze, und ein Schreien, Seufzen, Stöhnen, Quäken, Greinen, Quiriliren — und durch all dieſe entſetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liedes von der ungeweinten Thräne.

Zweites Kapitel.

Sie war liebenswürdig und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht. (Altes Stück.)

Madame! das alte Stück iſt eine Tragödie, obſchon der Held darin weder ermordet wird, noch ſich ſelbſt ermordet. Die Augen der Heldin ſind ſchön, ſehr ſchön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — ſehr ſchön, und doch ſo ſcharfgeſchliffen, daß ſie mir wie gläſerne Dolche durch das Herz drangen, und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich ſtarb doch nicht an dieſen meuchelmörderiſchen Augen. Die Stimme der Heldin iſt auch ſchön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall ſchlagen? — eine ſchöne, ſeidne Stimme, ein ſüßes Geſpinnſt der ſonnigſten Töne, und meine Seele ward darin verſtrickt und würgte ſich und quälte ſich. Ich ſelbſt — es iſt der Graf vom Ganges, der jetzt ſpricht, und die Geſchichte ſpielt in Venedig — ich ſelbſt hatte mal dergleichen Quälereien ſatt, und ich dachte ſchon im erſten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitſammt dem Kopfe herunter zu ſchießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burſtah, wo ich ein paar ſchöne Piſtolen in einem Kaſten ausgeſtellt fand — ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut, es ſtanden daneben viel freudige Spielſachen von Perlemutter und Gold, eiſerne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantaſſen mit zärtlichen Deviſen, Schnupftabaksdoſen mit hübſchen Bildern, z. B. die göttliche Geſchichte von der Suſanna, der Schwanengeſang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lukrezia, das dicke Tugendmenſch mit dem entblößten Buſen, in den ſie ſich den Dolch nachträglich hineinſtößt, die ſelige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Geſichter — aber ich kaufte doch die Piſtolen ohne viel zu dingen, und dann kauft' ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbeſcheiden, und ließ mir Auſtern und ein Glas Rheinwein vorſtellen. —

Eſſen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen in's Glas, und im Glas ſah ich die liebe Heimath, den blauen, heiligen

Ganges, den ewigstrahlenden Himalaya, die riesigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, seltsam träumerische Blumen sahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten mild, flimmernde Sonnenstrahlen und süßnärrische Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Priestergebete, und dazwischen klang die schmelzend klagende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte sie stürmisch auf und nieder, sie zerriß ihren silbernen Schleier, sie stieß zu Boden die schwarze Sclavin mit dem Pfauenwedel, sie weinte, sie tobte, sie schrie. — Ich konnte sie aber nicht verstehen, der Keller des Signor Unbescheiden ist 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die schöne Sultanin schon todt seit 3000 Jahren — und ich trank hastig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufstieg, hörte ich das Armesünderglöckchen läuten, die Menschenmenge wogte vorüber; ich aber stellte mich an die Ecke der Strada San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Mährchen giebt es gold'ne Schlösser,
Wo Harfen klingen, schöne Jungfrau'n tanzen,
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrth' und Rosen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all' die Herrlichkeit im Nu zerstieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt
Und krächzend Nachtgevögel und Morast.
So hab' auch ich, mit einem einz'gen Worte,
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Zepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß sie gleichfalls roth zu schminken
Und Mäuse springen um die Königsnase,
Und spotten frech des großen, goldnen Zepters. —

Es ist allgemein rezipirt, Madame, daß man einen Monolog hält, ehe man sich todt schießt. Die meisten Menschen benutzen bei solcher Gelegenheit das

Hamlet'ſche „Sein oder Nichtſein.“ Es iſt eine gute Stelle und ich hätte ſie hier auch gern zitirt — aber, jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geſchrieben, worin ſolche Lebensabiturienten-Reden enthalten ſind, z. B. den unſterblichen „Almanſor,“ ſo iſt es ſehr natürlich, daß man ſeinen eignen Worten, ſogar vor den Shakespear'ſchen den Vorzug giebt. Auf jeden Fall ſind ſolche Reden ein ſehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigſtens Zeit. — Und ſo geſchah es, daß ich an der Ecke der Strada San Giovanni etwas lange ſtehen blieb — und als ich da ſtand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blauſeidnes Kleid, und den roſarothen Hut, und ihr Auge ſah mich an ſo mild, ſo todtbeſiegend, ſo lebenſchenkend — Madame, Sie wiſſen wohl aus der römiſchen Geſchichte, daß, wenn die Veſtalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, ſo hatten ſie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat ſie mich vom Tode gerettet, und ich ſtand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und ſie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Drittes Kapitel.

Und ſie ließ mich am Leben, und ich lebe, und das iſt die Hauptſache.

Mögen Andre das Glück genießen, daß die Geliebte ihr Grabmahl mit Blumenkränzen ſchmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O, Weiber! haßt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laßt mich leben! Das Leben iſt gar zu ſpaßhaft ſüß; und die Welt iſt ſo lieblich verworren; ſie iſt der Traum eines weinberauſchten Gottes, der ſich aus der zechenden Götterverſammlung à la frangaise fortgeſchlichen, auf einen einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt, und ſelbſt nicht weiß, daß er alles das auch erſchafft, was er träumt — und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll, oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moſes, die mediceiſche Venus, der Straßburger Münſter, die franzöſiſche Revoluzion, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt ſich die verſchlafenen Augen und lächelt — und unſere Welt iſt zerronnen in Nichts, ja, ſie hat nie exiſtirt.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt auch dieſes beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſein des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes, und das ſchlimmſte Uebel iſt der Tod. Mögen berliniſche Gardelieutenants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen,

daß der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offnes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch eben ſo viel Courage wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Collegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftige Menſchen lieben das Leben. Goethe's Egmont ſcheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens.“ Immermann's Edwin hängt am Leben „wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten,“ und obgleich es ihm hart ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt.“

Wenn Odyſſeus in der Unterwelt den Achilleus als Führer todter Helden ſieht und preiſt wegen ſeines Ruhmes bei den Lebendigen und ſeines Anſehens ſogar bei den Todten, antwortet dieſer:

„Nicht mehr rede vom Tod' ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.“

Ja, als der Major Düvent den großen Israel Löwe auf Piſtolen forderte und zu ihm ſagte: wenn Sie ſich nicht ſtellen, Herr Löwe, ſo ſind Sie ein Hund; da antwortete dieſer: ich will lieber ein lebendiger Hund ſein, als ein todter Löwe! und er hatte Recht. — Ich habe mich oft genug geſchlagen, Madame, um dieſes ſagen zu dürfen — Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umſchlinge ich Bäume und Marmorbilder, und ſie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib iſt mir eine geſchenkte Welt, ich ſchwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als Andre, mit ihren ſämmtlichen Gliedmaßen, Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick iſt mir ja eine Unendlichkeit; ich meſſe nicht die Zeit mit der Brabanter, oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Prieſter ein zweites Leben verſprechen zu laſſen, da ich ſchon in dieſem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe, im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit.

Und ich lebe! Der große Pulsſchlag der Natur bebt auch in meiner Bruſt, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tauſendfältiges Echo. Ich höre tauſend Nachtigallen. Der Frühling hat ſie geſendet, die Erde aus ihrem Morgenſchlummer zu wecken, und die Erde ſchauert vor Entzücken, ihre Blumen ſind die Hymnen, die ſie in Begeiſterung der Sonne entgegenſingt — die Sonne bewegt ſich viel zu langſam, ich möchte ihre Feuerroſſe peitſchen, damit ſie ſchneller dahinjagen. — Aber wenn ſie ziſchend in's Meer hinabſinkt und die große Nacht heraufſteigt, mit ihrem großen ſehnſüchtigen Auge, o! dann

durchlebt mich erſt recht die rechte Luſt, wie ſchmeichelnde Mädchen legen ſich die Abendlüfte an mein brauſendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und ſchwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menſchen.

Viertes Kapitel.

Aber einſt wird kommen der Tag, und die Gluth in meinen Adern iſt erloſchen, in meiner Bruſt wohnt der Winter, ſeine weißen Flocken umflattern ſpärlich mein Haupt und ſeine Nebel verſchleiern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einſamer Halm, den der Schnitter vergeſſen, ein neues Geſchlecht iſt hervorgeblüht mit neuen Wünſchen und neuen Gedanken, voller Verwundrung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen ſind verſchollen, und ich ſelbſt bin verſchollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es ſpringen heran zu mir die roſenwangigen Knaben, und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und ſprechen lachend: du haſt ſchon lange geſchwiegen, du fauler Graukopf, ſing' uns wieder Geſänge von den Träumen deiner Jugend.

Dann ergreife ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerrinnen, Thränen blühen wieder aus meinen todten Augen, es frühlingt wieder in meiner Bruſt, ſüße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich ſehe wieder den blauen Fluß und die marmornen Paläſte, und die ſchönen Frauen- und Mädchengeſichter — und ich ſinge ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied ſein, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küßt wieder meine Wangen, die Geiſterchöre verſtorbener Nachtigallen flöten aus der Ferne, ſchlaftrunken ſchließen ſich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabſtein beſchatten. Ich hätte gern eine Palme, aber dieſe gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde ſein, und Sommerabends werden dort die Liebenden ſitzen und koſen; der Zeiſig, der ſich lauſchend in den Zweigen wiegt, iſt verſchwiegen, und meine Linde rauſcht traulich über den Häuptern der Glücklichen, die ſo glücklich ſind, daß ſie nicht einmal Zeit haben zu leſen, was auf dem weißen Leichenſteine geſchrieben ſteht. Wenn aber ſpäterhin der Liebende ſein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde, und ſeufzt und weint, und betrachtet den Leichenſtein, lang und oft und lieſt darauf die Inſchrift: — Er liebte die Blumen der Brenta.

Fünftes Kapitel.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben ſah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die ſich in ſeinen frommen Wellen beſpiegeln. Niemals lag ich träumend unter indiſchen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Jagernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben ſo wenig jemals in Kalkutta wie der Kalkuttenbraten, den ich geſtern Mittag gegeſſen. Aber ich ſtamme aus Hindoſtan, und daher fühl' ich mich ſo wohl in den breiten Sangeswäldern Valmiki's, die Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidaſas blüh'n mir hervor die ſüßeſten Erinnerungen, und als vor einigen Jahrn eine gütige Dame in Berlin mir die hübſchen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, ſchienen mir die zartgemalten, heiligſtillen Geſichter ſo wohl bekannt, und es war mir, als beſchaute ich meine eigene Familiengallerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiß ſeinen Nalus und ſein Conjugazionsſyſtem des Sanskrit geleſen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daß ich aus dem Haupte Bramah's entſproſſen bin, und nicht aus ſeinen Hühneraugen; ich vermuthe ſogar, daß der ganze Mahabarata mit ſeinen 200,000 Verſen bloß ein allegoriſcher Liebesbrief iſt, den mein Urahnherr an meine Urältermutter geſchrieben. — O! ſie liebten ſich ſehr, ihre Seelen küßten ſich, ſie küßten ſich mit den Augen, ſie waren beide nur ein einziger Kuß —

Eine verzauberte Nachtigall ſitzt auf einem rothen Korallenbaum im ſtillen Ocean, und ſingt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muſchelzellen, die wunderbaren Waſſerblumen ſchauern vor Wehmuth, die klugen Meerſchnecken, mit ihren bunten Porzellanthürmchen auf dem Rücken, kommen herangekrochen, die Seeroſen erröthen verſchämt, die gelben, ſpitzigen Meerſterne und die tauſendfarbigen gläſernen Quabben regen und recken ſich, und alles wimmelt und lauſcht. —

Doch, Madame, dieſes Nachtigallenlied iſt viel zu groß, um es hierherzuſetzen, es iſt ſo groß, wie die Welt ſelbſt, ſchon die Dedicazion an Anangas, den Gott der Liebe, iſt ſo lang wie ſämmtliche Walter-Scott'ſche Romane, und darauf bezieht ſich eine Stelle im Ariſtophanes, welche zu deutſch heißt:

„Tiotio, tiotio, tiotinx,
„Totototo, totototo, totötinx."

(Voſſiſche Ueberſ.)

Nein ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes ſchönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit

wächst und im Herbste gepflückt, gekeltert, in Fässer gegossen und in's Ausland geschickt wird. — Wahrhaftig, gestern hörte ich Jemanden eine Thorheit sprechen, die Anno 1811 in einer Weintraube gesessen, welche ich damals selbst auf dem Johannisberge wachsen sah. — Viel Thorheit wird aber auch im Lande selbst consumirt, und die Menschen dort sind wie überall: — sie werden geboren, essen, trinken, schlafen, lachen, weinen, verläumden, sind ängstlich besorgt um die Fortpflanzung ihrer Gattung, suchen zu scheinen, was sie nicht sind, und zu thun, was sie nicht können, lassen sich nicht eher rasiren, als bis sie einen Bart haben, und haben oft einen Bart, ehe sie verständig sind, und wenn sie verständig sind, berauschen sie sich wieder mit weißer und rother Thorheit.

Mon dieu! wenn ich doch so viel Glauben in mir hätte, daß ich Berge versetzen könnte — der Johannisberg wäre just derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen ließe. Aber da mein Glaube nicht so stark ist, muß mir die Phantasie helfen und sie versetzt mich schnell nach dem schönen Rhein.

O, da ist ein schönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenschein. Im blauen Strome spiegeln sich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten. — Dort vor der Hausthür' sitzen die Bürgersleute des Sommerabends, und trinken aus großen Kannen, und schwatzen vertraulich: wie der Wein, Gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich sein müssen, und wie die Maria Antoinette so mir nichts dir nichts guillotinirt worden, und wie die Tabaksregie den Tabak vertheuert, und wie alle Menschen gleich sind, und wie der Görres ein Hauptkerl ist.

Ich habe mich nie um dergleichen Gespräche bekümmert, und saß lieber bei den Mädchen am gewölbten Fenster, und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen in's Gesicht schlagen, und stellte mich böse, bis sie mir ihre Geheimnisse oder irgend eine andere wichtige Geschichte erzählten. Die schöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr setzte; es war ein Mädchen wie eine flammende Rose, und als sie mir einst um den Hals fiel, glaubte ich, sie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die schöne Katharine zerfloß in klingender Sanftmuth, wenn sie mit mir sprach, und ihre Augen waren von einem so reinen innigen Blau, wie ich es noch nie bei Menschen und Thieren, und nur selten bei Blumen gefunden; man sah gern hinein und konnte sich so recht viel Süßes dabei denken. Aber die schöne Hedwig liebte mich; denn wenn ich zu ihr trat, beugte sie das Haupt zur Erde, so daß die schwarzen Locken über das erröthende Gesicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelem Himmel hervorleuchteten. Ihre verschämten Lippen sprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr nichts sagen. Ich hustete und sie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schwester bitten, nicht so rasch die Felsen zu besteigen, und nicht im

Rheine zu baden, wenn ich mich heiß gelaufen oder getrunken. Ich behorchte mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflittert, in einer Nische der Hausflur stand; ich hörte deutlich, wie sie die Muttergottes bat: Ihm das Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiß in das schöne Mädchen verliebt, wenn sie gleichgültig gegen mich gewesen wäre; und ich war gleichgültig gegen sie, weil ich wußte, daß sie mich liebte.— Madame, wenn man von mir geliebt sein will, muß man mich en canaille behandeln.

Die schöne Johanna war die Base der drei Schwestern, und ich setzte mich gern zu ihr. Sie wußte die schönsten Sagen, und wenn sie mit der weißen Hand zum Fenster hinauszeigte nach den Bergen, wo alles passirt war, was sie erzählte, so wurde mir ordentlich verzaubert zu Muthe, die alten Ritter stiegen sichtbar aus den Burgruinen und zerhackten sich die eisernen Kleider, die Lore-Ley stand wieder auf der Bergesspitze und sang hinab ihr süß verderbliches Lied, und der Rhein rauschte so vernünftig, beruhigend und doch zugleich neckend schauerlich — und die schöne Johanna sah mich an so seltsam, so heimlich, so räthselhaft traulich, als gehörte sie selbst zu den Mährchen, wovon sie eben erzählte. Sie war ein schlankes, blasses Mädchen, sie war todtkrank und sinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit selbst, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geschichte, aber es war eine heilige Geschichte — Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Muth, sie zu fragen. Wenn ich sie lang: ansah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als sei stiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienst.

In solchen guten Stunden erzählte ich ihr Geschichten aus meiner Kindheit, und sie hörte immer ernsthaft zu, und seltsam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen besinnen konnte, so erinnerte sie mich daran. Wenn ich sie alsdann mit Verwunderung fragte: woher sie die Namen wisse? so gab sie lächelnd zur Antwort, sie habe sie von den Vögeln erfahren, die an den Fliesen ihres Fensters nisteten — und sie wollte mich gar glauben machen, dieses seien die nämlichen Vögel, die ich einst als Knabe mit meinem Taschengelde den hartherzigen Bauernjungen abgekauft habe, und dann frei fortfliegen lassen. Ich glaube aber, sie wußte alles, weil sie so blaß war und wirklich bald starb. Sie wußte auch, wann sie sterben würde, und wünschte, daß ich Andernach den Tag vorher verlassen möchte. Beim Abschied gab sie mir beide Hände — es waren weiße, süße Hände, und rein wie eine Hostie — und sie sprach: du bist sehr gut, und wenn du böse wirst, so denke wieder an die kleine, todte Veronika.

Haben ihr die geschwätzigen Vögel auch diesen Namen verrathen? Ich

hatte mir in erinnerungssüchtigen Stunden ſo oft den Kopf zerbrochen und konnte mich nicht mehr auf den lieben Namen erinnern.

Jetzt, da ich ihn wieder habe, will mir auch die früheſte Kindheit wieder im Gedächtniſſe hervorblühen, und ich bin wieder ein Kind und ſpiele mit andern Kindern auf dem Schloßplatze zu Düſſeldorf am Rhein.

Sechstes Kapitel.

Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke dieſes ausdrücklich für den Fall, daß etwa, nach meinem Tode, ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenſtädt — ſich um die Ehre ſtreiten, meine Vaterſtadt zu ſein. Düſſeldorf iſt eine Stadt am Rhein, es leben da ſechszehntauſend Menſchen, und viele hunderttauſend Menſchen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter ſind manche, von denen meine Mutter ſagt, es wäre beſſer ſie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die beide ſo berühmte Doctoren waren, und ſo viele Menſchen vom Tode kurirt, und doch ſelber ſterben mußten. Und die fromme Urſula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort begraben, und es wächſt ein Roſenſtrauch auf ihrem Grab — Roſenduft liebte ſie ſo ſehr im Leben und ihr Herz war lauter Roſenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend ſah er aus, als ich ihn zuletzt ſah! Er beſtand nur noch aus Geiſt und Pflaſtern, und ſtudirte dennoch Tag und Nacht, als wenn er beſorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in ſeinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich ſchuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloſter und ſpielten auf jener Seite deſſelben, wo zwiſchen ſteinernen Mauern die Düſſel fließt, und ich ſagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und luſtig ſtieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Waſſer, fiel aber ſelbſt hinein und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düſſeldorf iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt, und zufällig dort geboren iſt, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müßte ich gleich nach Hauſe gehn. Und wenn ich ſage, nach Hauſe gehn, ſo meine ich die Bolkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daß ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſo viel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten

vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thüre, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet.

Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur-Lorbeer, womit man meine Stirne geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen nach Düsseldorf kommen, so lassen sie das berühmte Haus noch unbesichtigt und gehen direct nach dem Marktplatz, und betrachten die dort in der Mitte stehende, schwarze kolossale Reuterstatue. Diese soll den Kurfürsten Jan Wilhelm vorstellen. Er trägt einen schwarzen Harnisch, eine tiefherabhängende Alongeperrücke. — Als Knabe hörte ich die Sage, der Künstler, der diese Statue gegossen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daß sein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen, und hätten ihm ihre silbernen Löffel gebracht, um den Guß zu vollenden — und nun stand ich stundenlang vor dem Reuterbilde, und zerbrach mir den Kopf: wie viel silberne Löffel wohl darin stecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren damals meine Passion — jetzt ist es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebssuppe — und eben unweit des Kurfürstenbildes, an der Theaterecke, stand gewöhnlich der wunderlich gebackene säbelbeinige Kerl, mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderstehlichen Diskantstimme auszupreisen wußte: „Die Apfeltörtchen sind ganz frisch, eben aus dem Ofen, riechen so delikat.“ — Wahrlich, wenn in meinen späteren Jahren der Versucher mir beikommen wollte, so sprach er mit solcher lockenden Diskantstimme, und bei Signora Guilietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn sie nicht den süßen duftenden Apfeltörtchenton angeschlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich so sehr angereizt haben, hätte der krumme Hermann sie nicht so geheimnißvoll mit seiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen sind es, welche — doch sie bringen mich aus dem Contexte, ich sprach ja von der Reuterstatue, die so viel silberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürsten Jan Wilhelm darstellt.

Er soll ein braver Herr gewesen sein, und sehr kunstliebend, und selbst sehr geschickt. Er stiftete die Gemäldegallerie in Düsseldorf, und auf dem dortigen Observatorium zeigt man noch einen überaus künstlichen Einschachtelungsbecher von Holz, den er selbst in seinen Freistunden — er hatte deren täglich *vier und zwanzig* — geschnitzelt hat.

Damals waren die Fürſten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe feſtgewachſen, und des Nachts zogen ſie noch eine Schlafmütze darüber, und ſchliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen ſchliefen die Völker, und wenn dieſe des Morgens erwachten, ſo ſagten ſie: „guten Morgen, Vater!“ — und jene antworteten: „guten Morgen, liebe Kinder!“

Aber es wurde plötzlich anders; als wir eines Morgens zu Düſſeldorf erwachten, und „guten Morgen, Vater!“ ſagen wollten, da war der Vater abgereiſt, und in der ganzen Stadt war nichts als ſtumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnißſtimmung, und die Leute ſchlichen ſchweigend nach dem Markte, und laſen den langen papiernen Anſchlag auf der Thür des Rathhauſes. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian ſtand dennoch in ſeiner Nanquinjacke, die er ſonſt nur im Hauſe trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und ſeine ſchmalen Lippen bebten, während er das angeſchlagene Placat vor ſich hinmurmelte. Ein alter pfälziſcher Invalide las etwas lauter und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich ſtand neben ihm und weinte mit, und frug ihn: warum wir weinten? Und da antwortete er: „der Kurfürſt läßt ſich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten „für die bewährte Unterthanstreue“ „und entbinden Euch Eurer Pflichten“ da weinte er noch ſtärker. — Es iſt wunderlich anzuſehn, wenn ſo ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengeſicht, plötzlich ſo ſtark weint. Während wir laſen, wurde auch das kurfürſtliche Wappen vom Rathhauſe heruntergenommen, alles geſtaltete ſich ſo beängſtigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinſterniß erwarte, die Herren Rathsherren gingen ſo abgedankt und langſam umher, ſogar der allgewaltige Gaſſenvogt ſah aus, als wenn er nichts mehr zu befehlen hätte, und ſtand da ſo friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Alouiſius ſich wieder auf ein Bein ſtellte und mit närriſcher Grimaſſe die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnatterte, während der beſoffene, krumme Gumpertz ſich in der Goſſe herumwälzte und ça ira, ça ira! ſang.

Ich aber ging nach Hauſe, und weinte und klagte: „der Kurfürſt läßt ſich bedanken.“ Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir: die Welt habe ein Ende — die ſchönen Blumengärten und grünen Wieſen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zuſammengerollt, der Gaſſenvogt ſtieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian ſtand dabei und ſprach zu ſich ſelber: „ich muß nach Hauſe gehn und mich hübſch anziehn, denn ich bin todt, und ſoll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, ſpärlich

ſchimmerten oben einige Sterne und auch dieſe fielen herab wie gelbe Blätter im Herbſte, allmählich verſchwanden die Menſchen, ich armes Kind irrte ängſtlich umher, ſtand endlich vor der Weidenhecke eines wüſten Bauernhofes und ſah dort einen Mann, der mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häßlich hämiſches Weib, das etwas wie einen abgeſchnittenen Menſchenkopf in der Schürze hielt, und das war der Mond, und ſie legte ihn ängſtlich ſorgſam in die offne Grube — und hinter mir ſtand der pfälziſche Invalide und ſchluchzte und buchſtabirte: „der Kurfürſt läßt ſich bedanken.“

Als ich erwachte, ſchien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenſter, auf der Straße ging die Trommel, als ich in unſere Wohnſtube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel ſaß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friſeur ihm während des Friſirens haarklein erzählte: daß heute auf dem Rathhauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß dieſer von der beſten Familie ſei, und die Schweſter des Kaiſers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anſtand beſitze, und ſein ſchönes ſchwarzes Haar in Locken trage, und nächſtens ſeinen Einzug halten und ſicher allen Frauenzimmern gefallen müſſe. Unterdeſſen ging das Getrommel auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und beſah die einmarſchirenden franzöſiſchen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das ſingend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernſten Grenadiergeſichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Luſtigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, ſilbergeſtickten Tambour-Major, der ſeinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erſte Etage werfen konnte und ſeine Augen ſogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls ſchöne Mädchen am Fenſter ſaßen. Ich freute mich, daß wir Einquartierung bekämen — meine Mutter freute ſich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da ſah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angeſtrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhauſe, das Eiſengeländer an deſſen Balcon war mit geſtickten Sammetdecken überhängt, franzöſiſche Grenadiere ſtanden Schildwache, die alten Herren Rathsherren hatten neue Geſichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und ſahen ſich an auf franzöſiſch und ſprachen bon jour, aus allen Fenſtern guckten Damen, neugierige Bürgersleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebſt andern Knaben, wir kletterten auf das große Kurfürſtenpferd und ſchauten von dort herab auf das bunte Marktgewimmel.

Nachbars Pitter und der lange Kurz hätten bei dieſer Gelegenheit beinah' den Hals gebrochen und das wäre gut geweſen; denn der Eine entlief nachher ſeinen Eltern, ging unter die Soldaten, deſertirte, und wurde in Mainz todtgeſchoſſen, der Andere aber machte ſpäterhin geographiſche Unterſuchungen in *fremden Taſchen*, wurde deshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinn-

anſtalt, zerriß die eiſernen Bande, die ihn an dieſe und an das Vaterland feſſelten, kam glücklich über das Waſſer, und ſtarb in London durch eine allzuenge Cravatte, die ſich von ſelbſt zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriß.

Der lange Kurz ſagte uns, daß heute keine Schule ſei, wegen der Huldigung. Wir mußten lange warten, bis dieſe losgelaſſen wurde. Endlich füllte ſich der Balcon des Rathhauſes mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeiſter, in ſeinem berühmten rothen Rock hielt eine Rede, die ſich etwas in die Länge zog, wie Gummi-Elaſticum, oder wie eine geſtrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weiſen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblaſen, und die Fahnen geſchwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich ſelber Vivat rief, hielt ich mich feſt an den alten Kurfürſten. Und das that Noth, denn mir wurde ordentlich ſchwindlich, ich glaubte ſchon, die Leute ſtänden auf den Köpfen, weil ſich die Welt herumgedreht, das Kurfürſtenhaupt mit der Alongeperrücke nickte und flüſterte: „halt feſt an mir!“ — und erſt durch das Kanoniren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und ſtieg vom Kurfürſtenpferde langſam wieder herab.

Als ich nach Hauſe ging, ſah ich wieder, wie der tolle Alouiſius auf einem Beine tanzte, während er die Namen der franzöſiſchen Generale ſchnarrte, und wie ſich der krumme Gumpertz beſoffen in der Goſſe herumwälzte und ça ira, ça ira brüllte und zu meiner Mutter ſagte ich: man will uns glücklich machen und deshalb iſt heute keine Schule.

Siebentes Kapitel.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor— die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen, — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon — alles mußte auswendig gelernt werden. Und manches davon kam mir in der Folge zu ſtatten. Denn hätte ich nicht die römiſchen Könige auswendig gewußt, ſo wäre es mir ja ſpäterhin ganz gleichgültig geweſen, ob Niebuhr bewieſen oder nicht bewieſen hat, daß ſie niemals wirklich exiſtirt haben. Und wußte ich nicht jene Jahreszahlen, wie hätte ich mich ſpäterhin zurecht finden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem andern gleicht, wie ein Tropfen Waſſer oder wie

ein Grenadier dem andern, und wo man ſeine Bekannten nicht zu finden vermag, wenn man nicht ihre Hausnummer im Kopfe hat; ich dachte mir damals bei jedem Bekannten zugleich eine hiſtoriſche Begebenheit, deren Jahreszahl mit ſeiner Hausnummer übereinſtimmte, ſo daß ich mich dieſer leicht erinnern konnte, wenn ich jener gedachte, und daher kam mir auch immer eine hiſtoriſche Begebenheit in den Sinn, ſobald ich einen Bekannten erblickte. So z. B. wenn mir mein Schneider begegnete, dachte ich gleich an die Schlacht bei Marathon, begegnete mir der wohlgeputzte Banquier Chriſtian Gumpel, ſo dachte ich gleich an die Zerſtörung Jeruſalems, erblickte ich einen ſtarkverſchuldeten portugieſiſchen Freund, ſo dachte ich gleich an die Flucht Mahomet's, ſah ich den Univerſitätsrichter, einen Mann, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit bekannt iſt, ſo dachte ich gleich an den Tod Haman's, ſobald ich Wadzeck ſah, dachte ich gleich an die Cleopatra. — Ach, lieber Himmel, das arme Vieh iſt jetzt todt, die Thränenſäckchen ſind vertrocknet, und man kann mit Hamlet ſagen: nehmt alles in Allem, es war ein altes Weib, wir werden noch oft ſeines Gleichen haben! Wie geſagt, die Jahreszahlen ſind durchaus nöthig, ich kenne Menſchen, die gar nichts als ein paar Jahreszahlen im Kopfe hatten, und damit in Berlin die rechten Häuſer zu finden wußten, und jetzt ſchon ordentliche Profeſſoren ſind. Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch ſchlechter. Am beſten begriff ich das Subtrahiren, und da giebt es eine ſehr practiſche Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen" — ich rathe aber jedem, in ſolchen Fällen immer einige Groſchen mehr zu borgen; denn man kann nicht wiſſen.

Was aber das Lateiniſche betrifft, ſo haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie das verwickelt iſt. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben ſein, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wußten ſchon in der Wiege, welche Nomina den Accuſativ auf im haben. Ich hingegen mußte ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen; aber es iſt doch immer gut, daß ich ſie weiß. Denn hätte ich z. B. den 20ſten Juli 1825, als ich öffentlich in der Aula zu Göttingen lateiniſch disputirte — Madame, es war der Mühe werth zuzuhören — hätte ich da sinapem ſtatt sinapim geſagt, ſo würden es vielleicht die anweſenden Füchſe gemerkt haben, und das wäre für mich eine ewige Schande geweſen. Vis, buris, sitis, tussis, cucumis, amussis, cannabis, sinapis. — Dieſe Wörter, die ſo viel Aufſehen in der Welt gemacht haben, bewirken dieſes, indem ſie ſich zu einer beſtimmten Claſſe ſchlugen und dennoch eine Ausnahme blieben; deshalb achte ich ſie ſehr, und daß ich ſie bei der Hand habe, wenn ich ſie etwa plötzlich brauchen ſollte, das giebt mir in manchen trüben Stunden des Lebens viel innere Beruhigung und Troſt. Aber, Ma-

dame, die verba irregularia — ſie unterſcheiden ſich von den verbis regularibus dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekömmt — ſie ſind gar entſetzlich ſchwer. In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerkloſters, unfern der Schulſtube, hing damals ein großer, gekreuzigter Chriſtus von grauem Holze, ein wüſtes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume ſchreitet, und mich traurig anſieht mit ſtarren, blutigen Augen — vor dieſem Bilde ſtand ich oft und betete: O du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich iſt, ſo ſieh doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte.

Vom Griechiſchen will ich gar nicht ſprechen; ich ärgere mich ſonſt zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten ſonſt ganz Unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgeſtanden. Mit dem Hebräiſchen ging es beſſer, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich ſie, bis auf dieſe Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräiſchen nicht ſo weit bringen wie meine Taſchenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte, und dadurch manche jüdiſche Sitte annahm — z. B. des Sonnabends ging ſie nicht — und die heilige Sprache lernte, und ſie auch ſpäterhin grammatiſch trieb; wie ich denn oft in ſchlafloſen Nächten mit Erſtaunen hörte, daß ſie beſtändig vor ſich hin pickerte: katal, katalta, katalti — kittel, kittalta, kittalti — — pokat, pokabeti — pikat — pik — pik. — —

Indeſſen von der deutſchen Sprache begriff ich viel mehr, und die iſt doch nicht ſo gar kinderleicht. Denn wir armen Deutſchen, die wir ſchon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfſteuern und tauſenderlei Abgaben genug geplagt ſind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgeſackt und quälen uns einander mit dem Accuſativ und Dativ. Viel deutſche Sprache lernte ich von dem alten Rektor Schallmeyer, einem braven geiſtlichen Herrn, der ſich meiner von kindauf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von dem Profeſſor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geſchrieben hat, und in deſſen Claſſe ſich meine Mitbuben am meiſten rauften.

Während ich in einem Zuge fortſchrieb und allerlei dabei dachte, habe ich mich unverſehens in die alten Schulgeſchichten hineingeſchwatzt, und ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie ſo wenig lernte, daß ich mich ſpäterhin nicht in der Welt zurecht zu finden wußte. Damals hatten nämlich die Franzoſen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminirt, die ſonſt blau geweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth, die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht und vermiſcht, daß kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur

Haſen und hinterherlaufende Landjunker zu ſehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten ſich, die Deutſchen wurden gelenkig, die Franzoſen machten keine Complimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenſter hinaus, und die Venezianer waren nicht ſchlau genug, unter den Fürſten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andere Art ihr Brod zu verdienen ſuchen, und einige legten ſich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, dieſe Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in ſolchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch beſſer in der Naturgeſchichte, da können nicht ſo viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es beſtimmte Kupferſtiche von Affen, Känguruhs, Zebras, Nashornen u. ſ. w. Weil mir ſolche Bilder im Gedächtniſſe blieben, geſchah es in der Folge ſehr oft, daß mir manche Menſchen beim erſten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergeſindel, das ſo luſtig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel des Katechismus, z. B. die Liebſchaften der Venus, beſſer auswendig gelernt hat, als ich. Aufrichtig geſtanden, da wir doch einmal die Götter auswendig lernen mußten, ſo hätten wir ſie auch behalten ſollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bei unſerer neurömiſchen Dreigötterei, oder gar bei unſerem jüdiſchen Eingötzenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht ſo unmoraliſch, wie man ſie verſchrieen hat, es iſt z. B. ein ſehr anſtändiger Gedanke des Homers, daß er jener vielgeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbeſten aber erging es mir in der franzöſiſchen Claſſe des Abbé d'Aulnoi, eines emigrirten Franzoſen, der eine Menge Grammatiken geſchrieben und eine rothe Perrücke trug, und gar pfiffig umherſprang, wenn er ſeine Art poétique und ſeine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnaſium der einzige, welcher deutſche Geſchichte lehrte. Indeſſen auch das Franzöſiſche hat ſeine Schwierigkeiten, und zur Erlernung deſſelben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par cœur, und vor Allem darf man keine Bête allemande ſein. Da gab es manches ſaure Wort, ich erinnere mich noch ſo gut, als wäre es geſtern geſchehen, daß ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl ſechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf franzöſiſch? Und ſechsmal, und immer weinerlicher antwortete ich: er heißt le crédit. Und beim ſiebenten Male, kirſchbraun im Geſichte, rief der wüthende Examinator: er heißt la réligion — und es regnete Prügel und alle Cameraden lachten. Madame!

ſeit der Zeit kann ich das Wort réligion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken und meine Wange roth vor Scham wird. Und ehrlich geſtanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt, als la réligion. — In dieſem Augenblick fällt mir ein, daß ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler ſchuldig bin. Und wahrhaftig ich mache mich anheiſchig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra ſchuldig zu ſein, wenn ich nur das unglückſelige Wort, la réligion, in dieſem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu Madame! ich habe es im Franzöſiſchen weit gebracht! Ich verſtehe nicht nur Patois, ſondern ſogar adeliges Bonnenfranzöſiſch. Noch unlängſt in einer noblen Geſellſchaft verſtand ich faſt die Hälfte von dem Diskurs zweier deutſchen Comteſſen, wovon jede über vier und ſechszig Jahr' und eben ſo viele Ahnen zählte. Ja, im Café-Royal hörte ich einmal den Monſieur Hans Michel Martens franzöſiſch parliren, und verſtand jedes Wort, obſchon kein Verſtand darin war. Man muß den Geiſt der Sprache kennen, und dieſen lernt man am beſten durch Trommeln. Parbleu! wie viel verdanke ich nicht dem franzöſiſchen Tambour, der ſo lange bei uns im Quartier lag, und wie ein Teufel ausſah, und doch von Herzen ſo engelgut war, und ſo ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, ſchwarzen Schnurrbarte, worunter ſich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her ſchoſſen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm ſeine Knöpfe ſpiegelblank putzen und ſeine Weſte mit Kreide weißen — denn Monſieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war nichts als Waffenglanz und Luſtigkeit — les jours de fête sont passés! Monſieur Le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutſch, nur die Hauptausdrücke — Brod, Kuß, Ehre — doch konnte er ſich auf der Trommel ſehr gut verſtändlich machen, z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort "liberté" bedeute, ſo trommelte er den Marſeiller Marſch — und ich verſtand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Wortes "égalité," ſo trommelte er den Marſch "ça ira, ça ira ———— les aristocrats à la lanterne!" — und ich verſtand ihn. Wußte ich nicht, was "bêtise" ſei, ſo trommelte er den Deſſauer Marſch, den wir Deutſchen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verſtand ihn. Er wollte mir mal das Wort "l'Allemagne" erklären, und er trommelte jene allzueinfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verſtand ihn doch.

Auf ähnliche Weiſe lehrte er mich auch die neuere Geſchichte. Ich verſtand zwar nicht die Worte, die er ſprach, aber da er während des Sprechens beſtändig trommelte, ſo wußte ich doch, was er ſagen wollte. Im Grunde iſt

das die beste Lehrmethode. Die Geschichte von der Bestürmung der Bastille, der Tuilerien u. s. w. begreift man erst recht, wenn man weiß, wie bei solchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unsern Schulcompendien liest man bloß: „Ihre Exc. die Barone und Grafen und hochdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Altessen die Herzöge und Prinzen und höchstdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majestät der König und allerhöchstdero Gemahlin wurden geköpft —" aber wenn man den rothen Guillotinenmarsch trommeln hört, so begreift man dieses erst recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, das ist ein gar wunderlicher Marsch! Er durchschauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerst hörte, und ich war froh, daß ich ihn vergaß. — Man vergißt so etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt so viel anderes Wissen im Kopf zu behalten — Whist, Boston, genealogische Tabellen, Bundestagsbeschlüsse, Dramaturgie, Liturgie, Vorschneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie besinnen. Aber denken Sie sich, Madame! unlängst sitze ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzessinnen, Kammerherren, Hofmarschallinnen, Hofschenken, Oberhofmeisterinnen, Hofsilberbewahrern, Hofjägermeisterinnen und wie diese vornehmen Domestiquen noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomestiquen liefen hinter ihren Stühlen und schoben ihnen die gefüllten Teller vor's Maul — ich aber, der übergangen und übersehen wurde, saß müssig, ohne die mindeste Kinnbackenbeschäftigung, und ich knetete Brodkügelchen, und trommelte vor Langeweile mit den Fingern, und zu meinem Entsetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längstvergessenen Guillotinenmarsch.

„Und was geschah?" Madame, diese Leute lassen sich im Essen nicht stören, und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar kuriose Märsche, die man längst vergessen glaubte.

Ist nun das Trommeln ein angebornes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert sich oft unwillkürlich. Zu Berlin saß ich einst im Collegium des Geheimenraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch sein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern sich, Madame, aus dem Pausanias, daß einst durch das Geschrei eines Esels ein eben so gefährliches Complot entdeckt wurde, auch wissen Sie aus dem Livius, oder aus Beckers Weltgeschichte, daß die Gänse das Capitol gerettet, und aus dem Sallust wissen Sie ganz genau, daß durch eine geschwätzige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verschwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf besagten Hammel zu kommen, im Collegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein lang-

weiliger Sommernachmittag, und ich ſaß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir eingeſchlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräuſch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrſcheinlich zugehört hatten, daß juſt das Gegentheil vom Völkerrecht vorgetragen und auf Conſtitutionsgeſinnung geſchimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Hühneraugen das Treiben der Welt beſſer durchſchauen, als der Geheimrath mit ſeinen großen Juno-Augen, dieſe armen, ſtummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszuſprechen, wollten ſich durch Trommeln verſtändlich machen, und trommelten ſo ſtark, daß ich dadurch ſchier in's Malheur kam.

Verdammte, unbeſonnene Füße! ſie ſpielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Profeſſor Saalfeld hospitirte, und dieſer mit ſeiner ſteifen Beweglichkeit auf dem Katheder hin und her ſprang, und ſich echauffirte, um auf den Kaiſer Napoleon recht ordentlich ſchimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daß ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer ſtummen Naivetät, euch noch fußtrittlicher ausgeſprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiſer ſchmähen hören? Den Kaiſer! den Kaiſer! den großen Kaiſer!

Denke ich an den großen Kaiſer, ſo wird es in meinem Gedächtniſſe wieder recht ſommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen ſitzen ſingende Nachtigallen, der Waſſerfall rauſcht, auf runden Beeten ſtehen Blumen und bewegen traumhaft ihre ſchönen Häupter — ich ſtand mit ihnen im wunderlichen Verkehr, die geſchminkten Tulpen grüßten mich bettelſtolz herablaſſend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Roſen lachten mir ſchon von weitem entgegen, die Nachtviolen ſeufzten — mit den Myrthen und Lorbeeren hatte ich damals noch keine Bekanntſchaft, denn ſie lockten nicht durch ſchimmernde Blüthe, aber mit den Reſeden, womit ich jetzt ſo ſchlecht ſtehe, war ich ganz beſonders intim. — Ich ſpreche vom Hofgarten zu Düſſeldorf, wo ich oft auf dem Raſen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monſieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaiſers erzählte, und dabei die Märſche ſchlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, ſo daß ich alles lebendig ſah und hörte. Ich ſah den Zug über den Simplon — der Kaiſer voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgeſcheuchtes Gevögel ſein Krächzen erhebt und die Gletſcher in der Ferne donnern — ich ſah den Kaiſer, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich ſah den Kaiſer im grauen Mantel bei Marengo — ich ſah den Kaiſer zu Roß in der Schlacht bei den Pyramiden — nichts als Pulverdampf und Mammelucken — ich ſah den Kaiſer in der Schlacht bei Auſterlitz — hui! wie pfiffen die Kugeln über die

glatte Eisbahn! — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Jena — bum, bum, bum — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Eilau, Wagram ——— nein, kaum konnt' ich es aushalten! Monſieur Le Grand trommelte, daß faſt mein eignes Trommelfell dadurch zerriſſen wurde.

Achtes Kapitel.

Aber, wie ward mir erſt, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten, eignen Augen ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monſieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die ſchauernden Bäume beugten ſich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenſtrahlen zitterten furchtſam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben ſchwamm ſichtbar ein goldner Stern. Der Kaiſer trug ſeine ſcheinloſe grüne Uniform und das kleine welthiſtoriſche Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein, und das ging ſo ruhig ſtolz, ſo ſicher, ſo ausgezeichnet — wär' ich damals Kronprinz von Preußen geweſen, ich hätte dieſes Rößlein beneidet. Nachläſſig, faſt hängend, ſaß der Kaiſer, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine ſonnigmarmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und ſie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Geſicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge deſſelben waren ebenfalls edelgemeſſen, wie die der Antiken, und auf dieſem Geſichte ſtand geſchrieben: Du ſollſt keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, ſchwebte um die Lippen — und doch wußte man, dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — et la Prusse n'existait plus — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Kleriſei hatte ausgeklingelt — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römiſche Reich tanzte. Und dieſe Lippen lächelten und auch das Auge lächelte. — Es war ein Auge klar wie der Himmel, es konnte leſen im Herzen der Menſchen, es ſah raſch auf einmal alle Dinge dieſer Welt, während wir Anderen ſie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten ſehen. Die Stirne war nicht ſo klar, es niſteten darauf die Geiſter zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieſer Stirn, und das waren

die ſchaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenſtiefel-Gedanken, womit der Geiſt des Kaiſers unſichtbar über die Welt hinſchritt — und ich glaube, jeder dieſer Gedanken hätte einem deutſchen Schriftſteller Zeit ſeines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm, hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen und belaſtet mit Gold und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte ſich der tolle Alouiſius und ſchnarrte die Namen ſeiner Generale, unfern brüllte der beſoffene Gumpertz, und das Volk rief tauſendſtimmig: es lebe der Kaiſer!

Neuntes Kapitel.

Der Kaiſer iſt todt. Auf einer öden Inſel des indiſchen Meeres iſt ſein einſames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen laſſen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeirieſelt. Es ſteht keine Inſchrift auf ſeinem Leichenſteine; aber Clio, mit dem gerechten Griffel, ſchrieb unſichtbare Worte darauf, die wie Geiſtertöne durch die Jahrtauſende klingen werden.

Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Waſſer genug, um von dir abzuwaſchen die Schande, die der große Todte dir ſterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudſon, nein, du ſelbſt warſt der ſizilianiſche Häſcher, den die verſchworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen, was das Volk einſt öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gaſt und hatte ſich geſetzt an deinen Herd. —

Bis in die ſpäteſten Zeiten werden die Knaben Frankreichs ſingen und ſagen von der ſchrecklichen Gaſtfreundſchaft des Bellerophon, und wenn dieſe Spott- und Thränenlieder den Canal hinüber klingen, ſo erröthen die Wangen aller ehrſamen Briten. Einſt aber wird dieſes Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen iſt das Volk des Stolzes, Weſtminſters Grabmäler liegen zertrümmert, vergeſſen iſt der königliche Staub, den ſie verſchloſſen. — Und Sanct Helena iſt das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen, und ihr Herz ſtärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudſon Lowe, wie es geſchrieben ſteht in den Evangelien Las Caſes, Omeara und Automarchie.

Seltſam! die drei größten Widerſacher des Kaiſers hat ſchon ein ſchreckliches Schickſal getroffen: Londonderry hat ſich die Kehle abgeſchnitten, Ludwig XVIII. iſt auf ſeinem Throne verfault, und Profeſſor Saalfeld iſt noch immer Profeſſor in Göttingen.

Zehntes Kapitel.

Es war ein klarer, fröſtelnder Herbſttag, als ein junger Menſch von ſtudentiſchem Anſehen durch die Allee des Düſſeldorfer Hofgartens langſam wanderte, manchmal, wie aus kindiſcher Luſt, das raſchelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinaufblickte nach den dürren Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er ſo hinaufſah, dachte er an die Worte des Glaukos:

„Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
So der Menſchen Geſchlecht, dies wächſt, und jenes verſchwindet.“

In früheren Tagen hatte der junge Menſch mit ganz andern Gedanken an eben dieſelben Bäume hinaufgeſehen, und er war damals ein Knabe, und ſuchte Vogelneſter oder Sommerkäfer, die ihn gar ſehr ergötzten, wenn ſie luſtig dahinſummten, und ſich der hübſchen Welt erfreuten, und zufrieden waren mit einem ſaftig-grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenſtrahl, und mit dem ſüßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben ſo vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war ſein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenſtrahlen waren darin erloſchen, alle Blumen waren darin abgeſtorben, ſogar der ſchöne Traum der Liebe war darin verblichen, im armen Herzen war nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichſte ſage — es war mein Herz.

Denſelben Tag war ich zur alten Vaterſtadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und ſehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzuſetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte die lieben Gräber beſucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden. Fand ich auch ſonſt noch bekannte Geſtalten auf der Straße, ſo kannte mich doch niemand mehr, und die Stadt ſelbſt ſah mich an mit fremden Augen, viele Häuſer waren unterdeſſen neu angeſtrichen worden, aus den Fenſtern guckten fremde Geſichter, um die alten Schornſteine flatterten abgelebte

Spatzen, alles ſah ſo todt und doch ſo friſch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächſt; wo man ſonſt franzöſiſch ſprach, ward jetzt preußiſch geſprochen, ſogar ein kleines preußiſches Höfchen hatte ſich unterdeſſen dort angeſiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friſeurin meiner Mutter war Hoffriſeurin geworden, und es gab jetzt dort Hofſchneider, Hofſchuſter, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofſchnapsladen, die ganze Stadt ſchien ein Hoflazareth für Hofgeiſteskranke. Nur der alte Kurfürſt erkannte mich, er ſtand noch auf dem alten Platz; aber er ſchien magerer geworden zu ſein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte ſtand, hatte er alle Miſere der Zeit mit angeſehen, und von ſolchem Anblick wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Mährchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thor hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermißte ich manchen Baum, und mancher wär verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir ſonſt wie grüne Rieſen erſchienen, waren klein geworden. Einige hübſche Mädchen gingen ſpazieren, buntgeputzt wie wandelnde Tulpen. Und dieſe Tulpen hatte ich gekannt, als ſie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarskinder, womit ich einſt „Prinzeſſin im Thurme" geſpielt hatte. Aber die ſchönen Jungfrauen, die ich ſonſt als blühende Roſen gekannt, ſah ich jetzt als verwelkte Roſen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einſt das Herz entzückte, hatte Saturn mit ſeiner Senſe tiefe Runzeln eingeſchnitten. Jetzt erſt, aber ach! viel zu ſpät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten ſollte, den ſie einſt dem ſchon jünglinghaften Knaben zugeworfen; ich hatte unterdeſſen in der Fremde manche Parallelſtellen in ſchönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Hutabnehmen eines Mannes, den ich einſt reich und vornehm geſehen, und der ſeitdem zum Bettler herabgeſunken war; wie man denn überall ſieht, daß die Menſchen, wenn ſie einmal im Sinken ſind, wie nach dem Newton'ſchen Geſetze, immer entſetzlich ſchneller und ſchneller in's Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht verändert ſchien, das war der kleine Baron, der luſtig wie ſonſt durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockſchooß in der Höhe haltend, mit der andern Hand ſein dünnes Rohrſtöckchen hin- und herſchwingend; es war noch immer daſſelbe freundliche Geſichtchen, deſſen Roſenröthe ſich nach der Naſe hin konzentrirt, es war noch immer das alte Kegelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daß aus dieſem jetzt einige weiße Härchen, ſtatt der ehemaligen ſchwarzen Härchen hervorkamen. Aber ſo vergnügt er auch ausſah, ſo wußte ich dennoch, daß der arme Baron unterdeſſen viel Kummer ausgeſtanden hatte, ſein Geſichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen ſeines Zöpfchens haben es mir hinter ſeinem Rücken verrathen. Und das Zöpfchen ſelber hätte es gerne wieder abgeläugnet und wackelte gar wehmüthig luſtig.

Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Luſt, mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu ſetzen, in die ich einſt den Namen meines Mädchens eingeſchnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren ſo viele neue Namen darüber hingeſchnitzelt. Ach! einſt war ich auf dieſer Bank eingeſchlafen und träumte von Glück und Liebe. „Träume ſind Schäume.“ Auch die alten Kinderſpiele kamen mir wieder in den Sinn, auch die alten, hübſchen Mährchen! aber ein neues falſches Spiel, und ein neues, häßliches Mährchen klang immer hindurch, und es war die Geſchichte von zwei armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Troſtloſigkeit ſo weit brachten, daß ſie ſogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es iſt eine böſe Geſchichte, und wenn man juſt nichts beſſeres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einſt war die Welt ſo hübſch, und die Vögel ſangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika ſah mich an, mit ſtillen Augen, und wir ſaßen vor der marmornen Statue auf dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüſtete Schloß, worin es ſpukt und Nachts eine ſchwarzſeidene Dame ohne Kopf, mit langer, rauſchender Schleppe, herumwandelt; auf der andern Seite iſt ein hohes, weißes Gebäude, in deſſen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldenen Rahmen wunderbar glänzten, und in deſſen Untergeſchoſſe ſo viele tauſend mächtige Bücher ſtanden, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Urſula an die großen Fenſter hinanhob.— Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchſten Leiterſproſſen, und holte die höchſten Bücher herab, und las darin ſo lange, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigſten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde ſo geſcheut, daß ich alle alten Spiele und Mährchen und Bilder und die kleine Veronika und ſogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens ſitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menſchenſtimmen, welche das Schickſal der armen Franzoſen beklagten, die, im ruſſiſchen Kriege als Gefangene nach Sibirien geſchleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich ſchon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erſt heimkehrten. Als ich aufſah, erblickte ich wirklich dieſe Waiſenkinder des Ruhmes; durch die Riſſe ihrer zerlumpten Uniformen lauſchte das nackte Elend, in ihren verwitterten Geſichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verſtümmelt, ermattet und meiſtens hinkend, blieben ſie doch noch immer in einer Art militäriſchen Schrittes, und ſeltſam genug! ein Tambour mit einer Trommel ſchwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tages in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufſtehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterſtadt marſchiren, und wovon das alte Volkslied ſingt:

„Er ſchlug die Trommel auf und nieder,
Sie ſind vor'm Nachtquartier ſchon wieder
Ins Gäßlein hell hinaus,
Trallerie, Tralleree, Trallera,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da ſtehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichenſteine,
Die Trommel geht voran,
Trallerie, Tralleree, Trallera,
Daß ſie ihn ſehen kann."

Wahrlich, der arme franzöſiſche Tambour ſchien halb verweſ't aus dem Grabe geſtiegen zu ſein, es war nur ein kleiner Schatten in einer ſchmutzig zerfetzten grauen Capote, ein verſtorben gelbes Geſicht, mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieſer Fünkchen, erkannte ich Monſieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Raſen, und da ſaßen wir wieder wie ſonſt, als er mir auf der Trommel die franzöſiſche Sprache und die neuere Geſchichte dozirte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er ſie vor ruſſiſcher Habſucht geſchützt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie ſonſt, jedoch ohne dabei zu ſprechen. Waren aber die Lippen unheimlich zuſammengekniffen, ſo ſprachen deſto mehr ſeine Augen, die ſieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märſche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarſch erdröhnen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaiſers, trommelte er wie ſonſt, und es ſchien, als ſei die Trommel ſelber ein lebendiges Weſen, das ſich freute, ſeine innere Luſt ausſprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich ſah wieder den Todesmuth der Garde, ich ſah wieder die flatternden Fahnen, ich ſah wieder den Kaiſer zu Roß — aber allmählig ſchlich ſich ein trüber Ton in jene freudigſten Wirbel, aus der Trommel klangen Laute, worin das wildeſte Jauchzen und das entſetzlichſte Trauern unheimlich gemiſcht waren, es ſchien ein Siegesmarſch und zugleich ein Todtenmarſch, die Augen Le Grand's öffneten ſich geiſterhaft weit, und ich ſah darin nichts als ein weites, weißes Eisfeld bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moskwa.

Ich hätte nie gedacht, daß die alte, harte Trommel ſo ſchmerzliche Laute von ſich geben könnte, wie jetzt Monſieur Le Grand daraus hervorzulocken wußte.

Es waren getrommelte Thränen, und ſie tönten immer leiſer, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Bruſt Le Grand's. Und dieſer wurde immer matter und geſpenſtiſcher, ſeine dürren Hände zitterten vor Froſt, er ſaß wie im Traume, und bewegte mit ſeinen Trommelſtöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich ſchaute er mich an mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verſtand ihn — und dann ſank ſein Haupt herab auf die Trommel.

Monſieur Le Grand hat in dieſem Leben nie mehr getrommelt. Auch ſeine Trommel hat nie mehr einen Ton von ſich gegeben, ſie ſollte keinem Feinde der Freiheit zu einem ſervilen Zapfenſtreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grand's ſehr gut verſtanden, und zog ſogleich den Degen aus meinem Stock und zerſtach die Trommel.

Eilftes Kapitel.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben iſt im Grunde ſo fatal ernſthaft, daß es nicht zu ertragen wäre ohne ſolche Verbindung des Pathetiſchen mit dem Komiſchen. Das wiſſen unſere Poeten. Die grauenhafteſten Bilder des menſchlichen Wahnſinns zeigt uns Ariſtophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerſchmerz, der ſeine eigne Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelverſen eines Puppenſpiels auszuſprechen, und die tödtlichſte Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er deſſen Schellenkappe ängſtlich ſchüttelt.

Sie haben's alle dem großen Urpoeten abgeſehen, der in ſeiner tauſendaktigen Welttragödie den Humor auf's Höchſte zu treiben weiß, wie wir es täglich ſehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Grazioſos mit ihren Narrenkolben und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſeractionen kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und zartlegitimen Bonmots, und graziöſe hüpft herbei die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — ſogar in das höchſte Pathos der Welttragödie pflegen ſich komiſche Züge einzuſchleichen, der verzweifelnde Republikaner, der ſich wie ein Brutus das Meſſer in's Herz ſtieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Häring damit geſchnitten worden, und auf dieſer großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz wie auf unſern Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es beſoffne Helden, Könige, die ihre Rolle vergeſſen, Couliſſen, die hän-

gen geblieben, hervorſchallende Souſleurſtimmen, Tänzerinnen, die mit ihrer Lendenpoeſie Effekt machen, Coſtümes, die als Hauptſache glänzen. — Und im Himmel oben, im erſten Range, ſitzen unterdeſſen die lieben Engelein, und lorgniren uns Komödianten hier unten, und der liebe Gott ſitzt ernſthaft in ſeiner großen Loge, und langweilt ſich vielleicht, oder rechnet nach, daß dieſes Theater ſich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu ſchlecht ſpielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen Kapitels ſchrieb, und Ihnen erzählte, wie Monſieur Le Grand ſtarb, und wie ich das testamentum militare, das in ſeinem letzten Blicke lag, gewiſſenhaft executirte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich freundlich frug: Ob ich ein Doctor ſei? Und als ich dies bejahte, bat ſie mich recht freundlich, mit ihr nach Hauſe zu gehen, um dort ihrem Manne die Hühneraugen zu ſchneiden.

Zwölftes Kapitel.

Die deutſchen Cenſoren — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — Dummköpfe — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — —

Dreizehntes Kapitel.

Madame! unter Leda's brütenden Hemiſphären lag ſchon der ganze troſaniſche Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verſtehen, wenn ich Ihnen nicht erſt von den alten Schwaneneiern erzähle. Deshalb beklagen Sie ſich nicht über meine Abſchweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln iſt keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich ſchreibe gedrängt, ich vermeide alles Ueberflüſſige, ich übergehe ſogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citirt — ich meine nicht Geiſter, ſondern, im Gegentheil, ich meine Schriftſteller — und doch iſt das Citiren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors,

und ſo ein Paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menſchen. Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntſchaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunſtgriff großer Geiſter, die es verſtehen, die Korinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Collegienheften herauszupicken; ich weiß auch, woher Bartel den Moſt holt. Im Nothfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin iſt ſo zu ſagen ein kleiner Rothſchild an Citaten, und leihet mir gern einige Millionen, und hat er ſie nicht ſelbſt vorräthig, ſo kann er ſie leicht bei einigen andern kosmopolitiſchen Geiſtesbanquiers zuſammen bringen. — Doch, ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der ſich gut ſteht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe ſogar die Erfindung gemacht, wie man falſche Citate für echte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieſes Geheimniß abkaufen wollen, ſo will ich es gerne für 19,000 Thaler Courant abſtehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verſchweigen und will ſie gratis mittheilen:

Ich halte es nämlich für rathſam, alle obſcuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citiren.

Dieſe „guten Leute und ſchlechten Muſikanten" — ſo wird im Ponce de Leon das Orcheſter angeredet — dieſe obſcuren Autoren beſitzen doch immer ſelbſt noch ein Exemplärchen ihres längſt-verſchollenen Büchleins, und um dieſes aufzutreiben, muß man alſo ihre Hausnummer wiſſen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburſchen" citiren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieſes finden? Citire ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburſchen, von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lünerſtraße Nr. 2, rechts um die Ecke" —

ſo können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es iſt aber nicht der Mühe werth.

Uebrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citiren kann. Ueberall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Eſſen, ſo bemerke ich in einer Note, daß die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegeſſen haben, ich citire all die köſtlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir, daß ich anderthalb Jahrtauſend zu ſpät geboren bin! — ich bemerke auch, daß die gemeinſchaftlichen Mahle bei den Griechen ſo und ſo hießen, und daß die Spartaner ſchlechte ſchwarze Suppen gegeſſen. — Es iſt doch gut, daß ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts entſetzlicheres denken, als wenn ich armer Menſch ein Spartaner geworden wäre, Suppe iſt mein Lieblingsgericht. — Madame, ich denke nächſtens nach London zu reiſen, wenn es aber

wirklich wahr iſt, daß man dort keine Suppe bekömmt, ſo treibt mich die Sehnſucht bald wieder zurück nach den Suppenfleiſchtöpfen des Vaterlandes. Ueber das Eſſen der alten Hebräer könnt' ich weitläufig mich ausſprechen und bis auf die jüdiſche Küche der neueſten Zeit herabgehen. — Ich citire bei dieſer Gelegenheit den ganzen Steinweg. — Ich könnte auch anführen, wie human ſich viele Berliner Gelehrte über das Eſſen der Juden geäußert, ich käme dann auf die andern Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindung, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechſel, das Chriſtenthum — aber halt! letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden ſelbſt haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden als bei der Erfindung der Wechſel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich auch Tacitus citiren — er ſagt, ſie verehrten Eſel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Eſel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet ſich mir! Wie viel Merkwürdiges läßt ſich anführen über antike Eſel, im Gegenſatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene und ach! wie ſtupide ſind dieſe. Wie verſtändig ſpricht z. B. Bileams Eſel,

vid. Pentat. Lib. — — — —

Madame, ich habe juſt das Buch nicht bei der Hand und will dieſe Stelle zum Ausfüllen offen laſſen. Dagegen in Hinſicht der Abgeſchmacktheit neuerer Eſel citire ich:

vid. — — — —
— — — —

nein, ich will auch dieſe Stelle offen laſſen, ſonſt werde ich ebenfalls citirt, nämlich injuriarum. Die neueren Eſel ſind große Eſel. Die alten Eſel, die ſo hoch in der Cultur ſtanden,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.
(In comment. Götting. T. II. p. 32.)

ſie würden ſich im Grabe umdrehen, wenn ſie hörten, wie man von ihren Nachkommen ſpricht. Einſt war „Eſel" ein Ehrenname — bedeutete ſo viel wie jetzt „Hofrath" „Baron" „Doctor Philoſophiae." — Jacob vergleicht damit ſeinen Sohn Iſaſchar, Homer vergleicht damit ſeinen Helden Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herrn v . . . . . ! Madame, bei Gelegenheit ſolcher Eſel könnte ich mich tief in die Literaturgeſchichte verſenken, ich könnte alle große Männer citiren, die verliebt geweſen ſind, z. B. den Abelardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curteſium, Angelum Politianum, Raymundum Lullum und Henricum Heineum. Bei Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citiren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Juſtinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig ſind wir alle fünf auch ſo halb und halb Juriſten, Mabillion konnte nicht einmal den Rauch

einer fremden Pfeife vertragen, in ſeinem Itinere germanico klagt er, in Hinſicht der deutſchen Wirthshäuſer, "quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor." Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeſchrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gedichtet — Madame, Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß ihn Iſaak Elſeverius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat — und Ludovicus Kinſchot hat eine Vorrede in Verſen dazu geſchrieben. Grävius hat ſogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Borhornius liebte den Tabak. Bayle, in ſeinem Dict. hist. et critiq. meldet von ihm, er habe ſich ſagen laſſen, daß der große Borhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife geſteckt, damit ſie ihn in ſeinen Studien nicht hindere — Apropos, bei Erwähnung des großen Borhornius könnte ich auch all' die großen Gelehrten citiren, die ſich in's Borhorn jagen ließen und davon liefen. Ich verweiſe aber bloß auf Joh. Georg Martius: De fuga literatorum etc. etc. etc. Wenn wir die Geſchichte durchgehen, Madame, ſo haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müſſen: — Loth, Tarquinius, Moſes, Jupiter, Frau von Staël, Nebucadnezar, Benjowsky, Mahomet, die ganze preußiſche Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchak Abarbanel, Rouſſeau — ich könnte noch ſehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börſe auf dem ſchwarzen Brette verzeichnet ſind.

Sie ſehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Syſtematie will es noch nicht ſo recht gehen. Als ein echter Deutſcher hätte ich dieſes Buch mit einer Erklärung ſeines Titels eröffnen müſſen, wie es im heiligen römiſchen Reiche Brauch und Herkommen iſt. Phidias hat zwar zu ſeinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben ſo wenig, wie auf der mediceiſchen Venus — ich habe ſie von allen Seiten betrachtet — irgend ein Citat gefunden wird; — aber die alten Griechen waren Griechen, unſer einer iſt ein ehrlicher Deutſcher, kann die deutſche Natur nicht ganz verläugnen, und ich muß mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches ausſprechen.

Madame, ich ſpreche demnach:

I. Von den Ideen,

A. Von den Ideen im Allgemeinen.

a. Von den vernünftigen Ideen.

b. Von den unvernünftigen Ideen.

α. Von den gewöhnlichen Ideen.

β. Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen ſind.

Dieſe werden wieder eingetheilt in — doch das wird ſich alles ſchon finden.

Vierzehntes Kapitel.

Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was iſt eine Idee? „Es liegen einige gute Ideen in dieſem Rock,“ ſagte mein Schneider, indem er mit ernſter Anerkennung den Oberrock betrachtete, der ſich noch aus meinen berliniſch eleganten Tagen herſchreibt, und woraus jetzt ein ehrſamer Schlafrock gemacht werden ſollte. Meine Wäſcherin klagt: „Der Paſtor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf geſetzt, und ſie ſei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.“ Der Kutſcher Pattenſen brummt bei jeder Gelegenheit: „das iſt eine Idee! das iſt eine Idee!“ Geſtern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug: was er ſich unter einer Idee vorſtelle? Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee iſt eine Idee! eine Idee iſt alles dumme Zeug, was man ſich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieſes Wort, als Buchtitel, von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Kutſcher Pattenſen iſt ein Mann, der auf der weiten Lüneburger Heide in Nacht und Nebel, den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren iſt ein Mann, der ebenfalls mit klugem Inſtinkt die alten Karavanenwege des Morgenlands auffindet, und dort ſchon, ſeit Jahr und Tag, ſo ſicher und geduldig einherwandelt, wie jemals ein Kameel des Alterthums: auf ſolche Leute kann man ſich verlaſſen, ſolchen Leuten darf man getroſt nachfolgen, und darum habe ich dieſes Buch „Ideen“ betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben ſo wenig als der Titel des Verfaſſers, er ward von demſelben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für nichts weniger als Eitelkeit ausgedeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigſte Verſicherung, Madame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieſer Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüchſe ein Wald von Lorbeeren auf meinem Haupte, und ergöſſe ſich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitgenoſſen haben treulich dafür geſorgt — Sie wiſſen, Madame, daß alte Weiber ihre Pflegekinder ein bischen anſpucken, wenn man die Schönheit derſelben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht ſchade — Sie wiſſen, Madame, wenn zu Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeſchmückt, auf ſeinem goldnen Wagen mit weißen Roſſen, vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feierlichen Zuge der Lictoren, Muſikanten, Tänzer, Prieſter, Sclaven, Elephanten, Trophäenträger, Conſuln, Senatoren, Soldaten: dann ſang der Pöbel hintendrein allerlei Spottlieder — Und Sie wiſſen, Madame, daß es im lieben Deutſchland viel alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie geſagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede iſt, ſind von den platoniſchen eben ſo weit entfernt wie Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche ſelbſt eben ſo wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Wahrlich, wie dieſer überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, iſt mir eben ſo unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und verſichert: wenn der beſagte Verfaſſer zuweilen etwas wirklich Geiſtreiches und Neugedachtes ausſpreche, ſo ſei dies blos Verſtellung von ihm, und im Grunde ſei er eben ſo dumm wie die Uebrigen. Das iſt falſch, ich verſtelle mich gar nicht, ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen, ich ſchreibe in aller Unſchuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn das etwas Geſcheutes iſt. Aber ich habe nun mal im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Herztreffer, manche Gedankenquaterne, und das thut Gott; — denn ER, der den frömmſten Elohaſängern und Erbauungspoeten alle ſchönen Gedanken und allen Ruhm in der Literatur verſagt, damit ſie nicht von ihren irdiſchen Mitcreaturen zu ſehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergeſſen, wo ihnen ſchon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andere, profane, ſündhafte, ketzeriſche Schriftſteller, für die der Himmel doch ſo gut wie vernagelt iſt, deſto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menſchenruhm zu ſegnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmal erſchaffen iſt, nicht ganz leer ausgehe und wenigſtens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben verſagt iſt.

vid. Goethe und die Traktätchenverfaſſer.

Sie ſehen alſo, Madame, Sie dürfen meine Schriften leſen, dieſe zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich ſchreibe im blinden Vertrauen auf deſſen Allmacht, ich bin in dieſer Hinſicht ein echt chriſtlicher Schriftſteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben dieſe gegenwärtige Periode anfange, weiß ich noch nicht, wie ich ſie ſchließe und was ich eigentlich ſagen ſoll, und ich verlaſſe mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch ſchreiben ohne dieſe fromme Zuverſicht, in meinem Zimmer ſteht jetzt der Burſche aus der Langhoff'ſchen Druckerei und wartet auf Manuſcript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naß in die Preſſe, und was ich in dieſem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag ſchon Makulatur ſein.

Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horaziſche nonum prematur in annum erinnern. Dieſe Regel mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt ſie nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, ſein Werk neun Jahre im

Pulte liegen zu laſſen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Lerchenrippchen mit Teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter, und Gott weiß! was noch mehr, und alles umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit, unſere Mäcenaten haben ganz andere Principien, ſie glauben, Autoren und Mispeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Stroh liegen, ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn ſie ja mal einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneſer, der ſich in den duftigen Schooß der Hausdame zu ſchmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brodwiſſenſchaft gelernt und apportiren, tanzen und trommeln kann. — Während ich dieſes ſchreibe, ſteht hinter mir mein kleiner Mops und bellt. — Schweig' nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebſt mich und begleiteſt deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdeſt ſterben auf ſeinem Grabe, eben ſo treu wie mancher andere deutſche Hund, der in die Fremde verſtoßen, vor den Thoren Deutſchlands liegt und hungert und wimmert — Entſchuldigen Sie, Madame, daß ich eben abſchweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die Horaziſche Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenſtipendium der Muſe nicht entbehren können — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger 9 Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unſterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unſterblich und ganz ſatt werden, und wenn Voltaire dreihundert Jahre ſeines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Eſſens hingeben möchte, ſo biete ich das Doppelte für das Eſſen ſelbſt. Ach! und was für ſchönes, blühendes Eſſen giebt es auf dieſer Welt! Der Philoſoph Pangloß hat Recht; es iſt die beſte Welt! Aber man muß Geld in dieſer beſten Welt haben, Geld in der Taſche und nicht Manuſcripte im Pult. Der Wirth im König von England, Herr Marr, iſt ſelbſt Schriftſteller und kennt auch die Horaziſche Regel, aber ich glaube nicht, daß er mir, wenn ich ſie ausüben wollte, neun Jahr' zu eſſen gäbe.

Im Grunde, warum ſollte ich ſie auch ausüben? Ich habe des Guten ſo viel zu ſchreiben, daß ich nicht lange Federleſens zu machen brauche. So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenſchen voll Narrheit iſt, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, ſo lange es Frauen giebt, erkaltet es für die Eine, ſo erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie ſtirbt, ſo ſtirbt

auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: la reine est morte, vive la reine! Auf gleiche Weise wird auch die Narrheit meiner Nebenmenschen nie aussterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit und diese hat ihre bestimmten Grenzen; aber es giebt tausend unermeßliche Narrheiten. Der gelehrte Casuist und Seelsorger Schupp sagt sogar: „in der Welt sind mehr Narren als Menschen —"

vid. Schuppii lehrreiche Schriften, S. 1121.

Bedenkt man, daß der große Schuppius in Hamburg gewohnt hat, so findet man diese statistische Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demselben Orte, und kann sagen, daß mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all' diese Narren, die ich hier sehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, sie sind baares Honorar, baares Geld. Ich befinde mich jetzt so recht in der Wolle. Der Herr hat mich gesegnet, die Narren sind dieses Jahr ganz besonders gut gerathen, und als guter Wirth consumire ich nur wenige, suche mir die ergiebigsten heraus und bewahre sie für die Zukunft. Man sieht mich oft auf der Promenade und sieht mich lustig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibendvergnügt zwischen den Kisten, Fässern und Ballen seines Waarenlagers umherwandelt, so wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr seid alle die Meinigen! Ihr seid mir alle gleich theuer, und ich liebe Euch, wie Ihr selbst Euer Geld liebt, und das will viel sagen. Ich mußte herzlich lachen, als ich jüngst hörte: einer meiner Leute habe sich besorglich geäußert, er wisse nicht, wovon ich einst leben würde — und dennoch ist er selbst ein so capitaler Narr, daß ich von ihm allein schon leben könnte, wie von einem Capitale. Mancher Narr ist mir aber nicht bloß baares Geld, sondern ich habe das baare Geld, das ich aus ihm erschreiben kann, schon zu irgend einem Zwecke bestimmt. So z. B. für einen gewissen, wohlgepolsterten, dicken Millionarrn werde ich mir einen gewissen, wohlgepolsterten Stuhl anschaffen, den die Franzosen chaise percée nennen. Für seine dicke Millionärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kameel kommt eher ins Himmelreich, als daß dieser Mann durch ein Nadelöhr geht — sehe ich nun diesen auf der Promenade heranwatscheln, so wird mir wunderlich zu Muthe, obschon ich ihm ganz unbekannt bin, so grüße ich ihn unwillkürlich, und er grüßt wieder so herzlich, so einladend, daß ich auf der Stelle von seiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen geputzten Menschen, die just vorbeigehn. Seine Frau Gemahlin ist gar keine üble Frau— sie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es ist dafür desto grüner, ihre Nase ist wie der Thurm, der gen Damaskus schaut, ihr Busen ist groß wie das Meer, und es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in diesen Meerbusen eingelaufen—man wird seekrank schon durch den bloßen Anblick — ihr Nacken ist gar hübsch und

fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet ſich etwas tiefer unten — und an der veilchenblauen Gardine, die dieſes vergleichende Bild bedeckt, haben gewiß tauſend und abermal tauſend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben verſponnen. Sie ſehen, Madame, welch' ein Roß ich mir anſchaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, ſo geht mir ordentlich das Herz auf, es iſt mir, als könnt' ich mich ſchon aufſchwingen, ich ſchwippe mit der Gerte, ſchnappe mit den Fingern, ich ſchnalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerlei Reuterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr! — und die liebe Frau ſieht mich an ſo ſeelenvoll, ſo verſtändnißinnig, ſie wiehert mit dem Auge, ſie ſperrt die Nüſtern, ſie kokettirt mit der Croupe, ſie kourbettirt, ſetzt ſich plötzlich in einen kurzen Hundetrapp — Und ich ſtehe dann mit gekreuzten Armen, und ſchaue ihr wohlgefällig nach, und überlege, ob ich ſie auf der Stange reiten ſoll oder auf der Trenſe, ob ich ihr einen engliſchen oder einen polniſchen Sattel geben ſoll — u. ſ. w. — Leute, die mich alsdann ſtehen ſehen, begreifen nicht, was mich bei der Frau ſo ſehr anzieht. Zwiſchentragende Zungen wollten ſchon ihren Herrn Gemahl in Unruhe ſetzen und gaben Winke, als ob ich ſeine Ehehälfte mit den Augen eines Rous betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne chaise percée ſoll geantwortet haben: er halte mich für einen unſchuldigen, ſogar etwas ſchüchternen, jungen Menſchen, der ihn mit einer gewiſſen Benauigkeit anſähe, wie einer, der das Bedürfniß fühlt, ſich näher anzuſchließen, und doch von einer erröthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein edles Roß meinte hingegen: ich hätte ein freies, unbefangenes, chevaleresques Weſen, und meine zuvorgrüßende Höflichkeit bedeute bloß den Wunſch, einmal von ihnen zu einem Mittagseſſen eingeladen zu werden. —

Sie ſehen, Madame, ich kann alle Menſchen gebrauchen, und der Adreßkalender iſt eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie Bankerott werden, denn meine Gläubiger ſelbſt würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie geſagt, lebe ich wirklich ſehr ökonomiſch, verdammt ökonomiſch. Z. B. während ich dieſes ſchreibe, ſitze ich in einer dunkeln, betrübten Stube auf der Düſternſtraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im ſchönſten Garten ſitzen, eben ſo gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realiſiren. Dieſe letzteren, Madame, beſtehen aus verdorbenen Friſeuren, heruntergekommenen Kupplern, Speiſewirthen, die ſelbſt nichts mehr zu eſſen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wiſſen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique ſcandaleuſe ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern ſich, daß ich ſolches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Dieſe Leute ſind meine Blumen. Ich beſchreibe ſie einſt in einem ſchönen Buche, für deſſen Honorar

ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen, gelben, blauen und buntgesprenkelten Gesichtern erscheinen sie mir jetzt schon wie Blumen dieses Gartens. Was kümmert es mich, daß fremde Nasen behaupten, diese Blumen röchen nur nach Kümmel, Taback, Käse und Laster! meine eigne Nase, der Schornstein meines Kopfes, worin die Phantasie als Kaminfeger auf und ab steigt, behauptet das Gegentheil, sie riecht an jenen Leuten nichts als den Duft von Rosen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violen— O, wie behaglich werde ich einst des Morgens in meinem Garten sitzen, und den Gesang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den frischen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand sitze ich aber noch auf der dunkeln Düsternstraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich in der Mitte desselben den größten Obscuranten des Landes aufzuhängen—"Mais, est ce que vous verrez plus clair alors?" Augenscheinlichement, Madame—doch mißverstehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann selbst, sondern nur die kristallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erschreibe, mir anschaffen werde. Indessen, ich glaube, es wäre noch besser und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obscuranten in Natura aufhinge. Kann man aber die Leute nicht hängen, so muß man sie brandmarken. Ich spreche wieder figürlich, ich brandmarke in effigie. Freilich, Herr v. Weiß— er ist weiß und unbescholten wie eine Lilie—hat sich weiß machen lassen, ich hätte in Berlin erzählt, Er sei wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ sich deshalb von der Obrigkeit besehen und schriftlich geben, daß seinem Rücken kein Wappen aufgedruckt sei, dieses negative Wappenzeugniß betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaß in die beste Gesellschaft verschaffen müsse, und wunderte sich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreischt jetzt Mord und Zeter über mich armen Menschen, und will mich mit einer geladenen Pistole, wo er mich findet, todtschießen.—Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für diesen Narren, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm herausschreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faß Rüdesheimer Rheinwein. Ich erwähne dieses, damit Sie nicht glauben, es sei Schadenfreude, daß ich so lustig aussehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, ich sehe in ihm nur meinen lieben Rüdesheimer, sobald ich ihn erblicke, wird mir wonnig und angenehm zu Muthe, und ich trällere unwillkürlich: „am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben—" „Dies Bildniß ist bezaubernd schön—" „O weiße Dame——" Mein Rüdesheimer schaut alsdann sehr sauer, und man sollte glauben, er bestände nur aus Gift und Galle—Aber, ich versichere Sie, Madame, es ist ein echtes Gewächs, findet sich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebrannt, so weiß doch der Ken-

ner es zu würdigen, ich werde dieſes Fäßchen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Weiſe zerſpringen will, ſo ſoll es von Amtswegen mit einigen eiſernen Reifen geſichert werden.

Sie ſehen alſo, Madame, für mich brauchen Sie nichts zu beſorgen. Ich kann alles ruhig anſehen in dieſer Welt. Der Herr hat mich geſegnet mit irdiſchen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, ſo erlaubt er mir doch in ſeinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu leſen, zu keltern, zu preſſen, zu bütten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten in's Maul fliegen, ſondern wie gewöhnlich roh und abgeſchmackt entgegenlaufen, ſo weiß ich ſie doch ſo lange am Spieße herumzudrehen, zu ſchmoren, zu pfeffern, bis ſie mürbe und genießbar werden. Sie ſollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal eine große Fete gebe. Madame, Sie ſollen meine Küche loben. Sie ſollen geſtehen, daß ich meine Satrapen eben ſo pompöſe bewirthen kann, wie einſt der große Ahasveros, der da König war, von Indien bis zu den Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hekatomben von Narren werde ich einſchlachten. Jener große Philoſchnaps, der, wie einſt Jupiter, in der Geſtalt eines Ochſen, um den Beifall Europa's buhlt, liefert den Ochſenbraten; ein trauriger Trauerſpieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig perſiſches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich ſauerſüßlächelnd mit einer Citronenſcheibe im Maul, und von der kunſtverſtändigen Köchin mit Lorbeer-Blättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälſe, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Wädchen, Mimilichen, Küßchen und Aſſeſſorchen, nämlich H. Clauren, oder wie ihn auf der Friedrichſtraße die frommen Bernhardinerinnen nennen, „Vater Clauren! unſer Clauren!" dieſer Echte liefert mir all' jene Gerichte, die er in ſeinen jährlichen Taſchenbordellchen mit der Phantaſie einer näſcheriſchen Küchenjungfer, ſo jettlich zu beſchreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz beſonderes Extra-Schüſſelchen mit einem Sellerie-Gemüschen, „wonach einem das Herzchen vor Liebe puppert!" eine kluge, dürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar iſt, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel ſein an Göttinger Wurſt, Hamburger Rauchfleiſch, pommerſchen Gänſebrüſten, Ochſenzungen, gedämpften Kalbshirn, Rindsmaul, Stockfiſch, und allerlei Sorten Gelee, Berliner Pfannkuchen, Wiener Torten, Confitüren—

Madame, ich habe mir ſchon in Gedanken den Magen überladen! Der Henker hole ſolche Schlemmerei! Ich kann nicht viel vertragen. Meine Verdauung iſt ſchlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutſche Publikum — ich muß einen Willibald Alexis-Salat darauf eſſen, der

reinigt — O! der unſelige Schweinskopf mit der noch unſeligeren Sauce, die weder griechiſch noch perſiſch, ſondern wie Thee mit grüner Seife ſchmeckt; — Ruft mir meinen dicken Millionarrn!

Fünfzehntes Kapitel.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer ſchönen Stirne, und Sie ſcheinen zu fragen: ob es nicht Unrecht ſei, daß ich die Narren ſolchermaßen zurichte, an den Spieß ſtecke, zerhacke, ſpicke, und viele ſogar hinſchlachte, die ich unverzehrt liegen laſſen muß, und die nun den ſcharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waiſen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthſel löſen: Ich ſelbſt bin zwar keiner von den vernünftigen, aber ich habe mich zu dieſer Parthei geſchlagen, und ſeit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben ſich von uns beeinträchtigt, indem ſie behaupten: es gäbe in der Welt nur eine beſtimmte Doſis Vernunft, dieſe ganze Doſis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! uſurpirt, und es ſei himmelſchreiend, wie oft ein einziger Menſch ſo viel Vernunft an ſich geriſſen habe, daß ſeine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obſcur geworden. Dies iſt die geheime Urſache des Krieges, und es iſt ein wahrer Vertilgungskrieg. Die Vernünftigen zeigen ſich, wie gewöhnlich, als die ruhigſten, mäßigſten und vernünftigſten, ſie ſitzen feſtverſchanzt in ihren altariſtoteliſchen Werken, haben viel Geſchütz, haben auch Munition genug, denn ſie haben ja ſelbſt das Pulver erfunden, und dann und wann werfen ſie wohlbewieſene Bomben unter ihre Feinde. Aber leider ſind die letzteren allzuzahlreich, und ihr Geſchrei iſt groß, und täglich verüben ſie Greuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Greuel iſt. Ihre Kriegsliſten ſind oft von ſehr ſchlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten ſich wohl, die geheime Urſache des Krieges einzugeſtehen. Sie haben gehört, ein bekannter, falſcher Mann, der es in der Falſchheit ſo weit gebracht hatte, daß er am Ende ſogar falſche Memoiren ſchrieb, nämlich Fouché, habe mal geäußert: les paroles sont faites pour cacher nos pensées; und nun machen ſie viele Worte, um zu verbergen, daß ſie überhaupt keine Gedanken haben, und halten lange Reden und ſchreiben dicke Bücher, und wenn man ſie hört, ſo preiſen ſie die alleinſeligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man ſie ſieht, ſo treiben ſie Mathematik, Logik, Statiſtik, Maſchinen-Verbeſſerung, Bürgerſinn, Stallfütterung u. ſ. w. — und wie der Affe um ſo lä-

cherlicher wird, je mehr er ſich mit dem Menſchen ähnlich zeigt, ſo werden auch jene Narren deſto lächerlicher, je vernünftiger ſie ſich gebehrden. Andre Häuptlinge der großen Armee ſind offenherziger, und geſtehen, daß ihr Vernunfttheil ſehr gering ausgefallen, daß ſie vielleicht gar nichts von der Vernunft abbekommen, indeſſen können ſie nicht umhin, zu verſichern, die Vernunft ſei ſehr ſauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr ſein, aber unglücklichermaßen haben ſie nicht mal ſo viel Vernunft, als dazu gehört, es zu beweiſen. Sie greifen daher zu allerlei Aushülfe, ſie entdecken neue Kräfte in ſich, erklären, daß ſolche eben ſo wirkſam ſeien, wie die Vernunft, ja in gewiſſen Nothfällen noch wirkſamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inſpiration u. ſ. w., und mit dieſem Vernunftſurrogat, mit dieſer Runkelrübenvernunft tröſten ſie ſich. Mich Armen haſſen ſie aber ganz beſonders, indem ſie behaupten: ich ſei von Haus aus einer der Ihrigen, ich ſei ein Abtrünniger, ein Ueberläufer, der die heiligſten Bande zerriſſen, ich ſei jetzt ſogar ein Spion, der heimlich auskundſchafte, was ſie, die Narren, zuſammen treiben, um ſie nachher dem Gelächter ſeiner neuen Genoſſen preis zu geben, und ich ſei ſo dumm, nicht einmal einzuſehen, daß dieſe zu gleicher Zeit über mich ſelbſt lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten. — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es iſt wahr, jene halten mich nicht für ihres Gleichen und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es ſehr gut, aber ich laß mir nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es ſehr gut, meine Stellung iſt unnatürlich; alles, was ich thue, iſt den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Greuel. Sie haſſen mich und ich fühle die Wahrheit des Spruches: „Stein iſt ſchwer und Sand iſt Laſt, aber der Narren Zorn iſt ſchwerer denn die beide.“ Und ſie haſſen mich nicht mit Unrecht. Es iſt vollkommen wahr, ich habe die heiligſten Bande zerriſſen, von Gott und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und ſterben müſſen. Und ach! ich hätte es unter dieſen Leuten ſo gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offnen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen abſehen, was ſie mir nur irgend Liebes erweiſen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tiſche laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegeſellſchaften und Clubs, und ich könnte mit ihnen Whiſt ſpielen, Tabak rauchen, politiſiren, und wenn ich dabei gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: „welch ſchönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!“ — erlauben Sie mir, Madame, daß ich eine Thräne der Rührung weihe — ach! und ich würde Punſch mit ihnen trinken, bis die rechte Inſpiration käme, und dann brächten ſie mich in einer Portechaiſe wieder nach Hauſe, ängſtlich beſorgt, daß ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir ſchnell die Pantoffeln, der Andere den ſeidenen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmütze, und ſie machten mich dann zum Profeſſor extra-

ordinarius, oder zum Präſidenten einer Bekehrungsgeſellſchaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römiſchen Ausgrabungen; — denn ich wäre ſo recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, ſintemal ich die lateiniſchen Deklinationen ſehr gut von den Conjugationen unterſcheiden kann, und nicht ſo leicht wie andere Leute einen preußiſchen Poſtillonsſtiefel für eine etruſciſche Vaſe anſehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inſpiration könnten noch außerdem in den Betſtunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetiſches Talent würde mir gute Dienſte leiſten bei hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich, in einem großen National-Epos, alle jene Helden beſänge, wovon wir ganz beſtimmt wiſſen, daß aus ihren verweſ'ten Leichnamen Würmer gekrochen ſind, die ſich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einſt mit Vernunft begabt geweſen, ſind ſolcher Vorurtheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bei ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Ueberwindung gekoſtet, ſind ihnen ſtets ſchon zur zweiten Natur geworden, ja ſie ſind nicht mehr als Heuchler, ſondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derſelben, in deſſen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinſterniß eingetreten, liebt mich ſehr, und jüngſthin, als ich bei ihm allein war, verſchloß er die Thüre und ſprach zu mir mit ernſter Stimme: „O Thor, der du den Weiſen ſpielſt und dennoch nicht ſo viel Verſtand haſt wie ein Rekrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daß die Großen des Landes nur denjenigen erhöhen, der ſich ſelbſt erniedrigt und ihr Blut für beſſer rühmt als das ſeinige. Und nun gar verdirbſt du es mit den Frommen des Landes! Iſt es denn ſo überaus ſchwer, die gnadenſeligen Augen zu verdrehen, die gläubigverſchränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu laſſen, und auswendiggelernte Bibelſprüche zu wispern! Glaub' mir, keine Hocherlauchte wird dich für deine Gottloſigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich haſſen, verleumden und verfolgen, und du machſt keine Carriere, weder im Himmel noch auf Erden!"

Ach! das iſt alles wahr! Aber ich hab' nun mal dieſe unglückliche Paſſion für die Vernunft! Ich liebe ſie, obgleich ſie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles und ſie gewährt mir nichts. Ich kann nicht von ihr laſſen. Und wie einſt der jüdiſche König Salomon im Hohenliede die chriſtliche Kirche beſungen, und zwar unter dem Bilde eines ſchwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit ſeine Juden nichts merkten; ſo habe ich in unzähligen Liedern juſt das Gegentheil, nämlich die Vernunft, beſungen, und zwar unter dem Bilde einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abſtößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieſes Geheimniß meiner unglücklichen Liebe, das ich Niemanden offenbare, giebt Ihnen, Madame, einen

Maßstab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie sehen daraus, daß solche von außerordentlicher Art ist, und großartig hervorragt über das gewöhnliche närrische Treiben der Menschen. Lesen Sie meinen Ratcliff, meinen Almansor, mein lyrisches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! nichts als Vernunft! — und Sie erschrecken ob der Höhe meiner Narrheit. Mit den Worten Agurs, des Sohnes Jake, kann ich sagen: „Ich bin der Allernärrischste und Menschenverstand ist nicht bei mir.“ Hoch in die Lüfte hebt sich der Eichwald, hoch über den Eichwald schwingt sich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen schweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame, höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr schwindelt vor ihrer eignen Erhabenheit. Sie macht mich zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln. Mir ist des Mittags zu Muthe, als könnte ich alle Elephanten Hindostan's aufessen und mir mit dem Straßburger Münster die Zähne stochern; des Abends werde ich so sentimental, daß ich die Milchstraße des Himmels aussaufen möchte, ohne zu bedenken, daß einem die kleinen Firstern sehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erst recht los, in meinem Kopf gieb'ts dann einen Congreß von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Assyrer, Egypter, Meder, Perser, Hebräer, Philister, Frankfurter, Babylonier, Kartager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken. — Madame, es wäre zu weitläufig, wenn ich Ihnen all diese Völker beschreiben wollte, lesen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude- und Spenersche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Gesellschafter. — Ich will unterdessen frühstücken, es will heute Morgen mit dem Schreiben nicht mehr so lustig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läßt mich im Stich — Madame, ich fürchte sogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülfe ist heute noch gar nicht da gewesen. — Madame, ich will ein neues Kapitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Tode Le Grand's in Godesberg ankam.

Sechszehntes Kapitel.

Als ich zu Godesberg ankam, setzte ich mich wieder zu den Füßen meiner schönen Freundin — und neben mir legte sich ihr brauner Dachshund — und wir beide sahen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in diesem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich sterben können, während ich in

jenes Auge blickte, und ſtarb ich in ſolchem Augenblicke, ſo flog meine Seele direkt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beſchreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt geworden iſt, aus dem Tollhauſe kommen laſſen, damit er aus dem Abgrund des Wahnſinns ein Bild heraufhole, womit ich jenes Auge vergleiche. — Unter uns geſagt, ich wäre wohl ſelbſt verrückt genug, daß ich zu einem ſolchen Geſchäfte keines Gehülfen bedürfte. God d—n! ſagte mal ein Engländer, wenn ſie einen ſo recht ruhig von oben bis unten betrachtet, ſo ſchmelzen einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—e! ſagte ein Franzoſe, ſie hat Augen vom größten Kaliber, und wenn ſo ein dreißigpfünder Blick herausſchießt, krach! ſo iſt man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, der ſagte: ihre Augen ſehen aus wie zwei Taſſen ſchwarzen Kaffee — Er wollte etwas ſehr Süßes ſagen, denn er warf immer unmenſchlich viel Zucker in ſeinen Kaffee — Schlechte Vergleiche. — Ich und der braune Dachshund lagen ſtill zu den Füßen der ſchönen Frau, und ſchauten und horchten. Sie ſaß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Geſtalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne. Sie ſprachen beide von den ſieben Bergen, die das ſchöne Abendroth beſtrahlte, und von dem blauen Rhein, der unſern groß und ruhig vorbeifluthete — Was kümmerte uns das Siebengebirge, und das Abendroth und der blaue Rhein, und die ſegelweißen Kähne, die darauf ſchwammen, und die Muſik, die aus einem Kahne erſcholl, und der Schafskopf von Student, der darin ſo ſchmelzend und lieblich ſang — ich und der braune Dachs, wir ſchauten in das Auge der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den ſchwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus dunkeln Wolken, roſigbleich hervorglänzte — Es waren hohe, griechiſche Geſichtszüge, kühngewölbte Lippen, umſpielt von Wehmuth, Seligkeit und kindiſcher Laune, und wenn ſie ſprach, ſo wurden die Worte etwas tief, faſt ſeufzend angehaucht und dennoch ungeduldig raſch hervorgeſtoßen — und wenn ſie ſprach, und die Rede wie ein warmer heiterer Blumenregen aus dem ſchönen Munde herniederflockte — O! dann legte ſich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die ſchöne Hand der Freundin, und drückte ſie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann ſprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals furchte ſich ernſter, und ich ſetzte mich wieder und ergriff wieder die ſchöne Hand und küßte ſie und erzählte und ſprach von der kleinen Veronika.

Siebenzehntes Kapitel.

Madame, Sie wünſchen, daß ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgeſehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu leſen als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daß ich nur dasjenige zu ſchreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die ſchöne Hand ausſah, die ich im vorigen Kapitel geküßt habe.

Zuvörderſt muß ich eingeſtehn: — ich war nicht werth dieſe Hand zu küſſen. Es war eine ſchöne Hand, ſo zart, durchſichtig, glänzend, ſüß, duftig, ſanft, lieblich — wahrhaftig, ich muß nach der Apotheke ſchicken, und mir für zwölf Groſchen Beiwörter kommen laſſen.

Auf dem Mittelfinger ſaß ein Ring mit einer Perle — ich ſah nie eine Perle, die eine kläglichere Rolle ſpielte — auf dem Goldfinger trug ſie einen Ring mit einer blauen Antike — ich habe Stunden lang Archäologie daran ſtudirt — auf dem Zeigefinger trug ſie einen Diamant — es war ein Talisman, ſo lange ich ihn ſah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebſt ſeinen vier Collegen — und mit allen fünf Fingern ſchlug ſie mir oft auf den Mund. Seitdem ich ſolchermaßen manupolirt worden, glaube ich ſteif und feſt an den Magnetismus. Aber ſie ſchlug nicht hart, und wenn ſie ſchlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottloſe Redensart, und wenn ſie mich geſchlagen hatte, ſo bereuete ſie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwei, und gab mir die eine und dem braunen Dachſe die andere Hälfte, und lächelte dann und ſprach: „Ihr beide habt keine Religion und werdet nicht ſelig, und man muß Euch auf dieſer Welt mit Kuchen füttern, da für Euch im Himmel kein Tiſch gedeckt wird.“ So halb und halb hatte ſie Recht, ich war damals ſehr irreligiös und las den Thomas Paine, das Système de la nature, den weſtphäliſchen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verſtand wachſen, und wollte unter die Rationaliſten gehen. Aber wenn mir die ſchöne Hand über die Stirne fuhr, blieb mir der Verſtand ſtehen, und ſüßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliedchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können ſich kaum vorſtellen, wie hübſch die kleine Veronika ausſah, als ſie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher ſtanden, warfen ihren Schimmer auf das bleiche lächelnde Geſichtchen und auf die rothſeidenen Röschen und rauſchenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Urſula hatte mich Abends in das ſtille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tiſche ausgeſtellt ſah, glaubte ich Anfangs, es ſei ein hübſches Heiligenbildchen von Wachs! doch bald er-

kannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend: warum die kleine Veronika ſo ſtill ſei? und die Urſula ſagte: das thut der Tod.

Und als ſie ſagte: das thut der Tod — Doch ich will heute dieſe Geſchichte nicht erzählen, ſie würde ſich zu ſehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elſter ſprechen, die auf dem Schloßplatz herumhinkte und drei Hundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich melancholiſch werden. — Ich bekomme plötzlich Luſt, eine andere Geſchichte zu erzählen, und die iſt luſtig, und paßt auch an dieſen Ort, denn es iſt die eigentliche Geſchichte, die in dieſem Buche vorgetragen werden ſollte.

Achtzehntes Kapitel.

In der Bruſt des Ritters war nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchſtiche der Verleumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging, über den Sanct Marcusplatz, war ihm zu Muthe, als wollte ſein Herz brechen und verbluten. Seine Füße ſchwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehetzt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf ſeiner Stirne, und als er in die Gondel ſtieg, ſeufzte er tief. Er ſaß gedankenlos in dem ſchwarzen Gondelzimmer, gedankenlos ſchaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Palaſte ausſtieg, hörte er: Signora Laura ſei im Garten.

Sie ſtand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem rothen Roſenbaum, am Ende der Terraſſe, unfern von den Trauerweiden, die ſich wehmüthig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluß. Da ſtand ſie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Roſen. Er aber erwachte wie aus einem ſchwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnſucht, „Signora Laura!" — ſprach er — „ich bin elend und bedrängt von Haß und Noth und Lüge" — und dann ſtockte er, und ſtammelte: —„aber ich liebe Euch" — und dann ſchoß eine freudige Thräne in ſein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: — „ſei mein Mädchen und liebe mich!"

Es liegt ein geheimnißdunkler Schleier über dieſer Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, ſo verhüllt er ſich und ſeufzt und ſchweigt.

Einſam ſtand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, ſein Antlitz war eben ſo verzerrt und weiß, bewußtlos entblätterte er alle Roſen des Roſenbaums, er zerknickte ſogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder

Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine wahnſinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüſterten ängſtlich dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta, die Nacht kam heraufgeſtiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein ſchöner Stern, der ſchönſte von allen, fiel vom Himmel herab.

Neunzehntes Kapitel.

Vous pleurez, Madame?

O, mögen die Augen, die jetzt ſo ſchöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge ſie einſt zudrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbekiſſen, Madame, iſt auch eine gute Sache in der Stunde des Todes, und möge Ihnen alsdann nicht fehlen; und wenn das ſchöne, müde Haupt darauf niederſinkt und die ſchwarzen Locken herabwallen über das verbleichende Antlitz: O, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich gefloſſen ſind — denn ich bin ſelber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin ſelber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenen Stern.

Vous pleurez, Madame?

O, ich kenne dieſe Thränen! Wozu ſoll die längere Verſtellung? Sie, Madame, ſind ja ſelbſt die ſchöne Frau, die ſchon in Godesberg ſo lieblich geweint hat, als ich das trübe Mährchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Roſen, rollten die ſchönen Thränen über die ſchönen Wangen — der Dachs ſchwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiſer, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem ſchwarzen Mantel, und ich ſaß zu Ihren Füßen, Madame, und ſah in die Höhe, in den geſtirnten Himmel. — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwei Sterne — Aber wie kann man ſolche ſchöne Augen mit Sternen verwechſeln? Dieſe kalten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menſchen, der ſo elend iſt, daß er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch beſondere Gründe, dieſe Augen nicht zu verkennen — in dieſen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie ſind geboren juſt an dem Tage, als die kleine Veronika ſtarb. Die Johanna in Andernach hatte mir vorausgeſagt, daß ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — Und ich habe ſie gleich wieder erkannt. — Das war ein ſchlechter Einfall, Madame, daß Sie damals ſtarben, als die hübſchen Spiele erſt recht losgehen ſollten. Seit die fromme Urſula mir geſagt, „das thut der Tod," ging ich allein und ernſthaft in der großen Gemäldegallerie umher, die Bilder wollten mir nicht

mehr ſo gut gefallen wie ſonſt, ſie ſchienen mir plötzlich verblichen zu ſein, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten.—Sie wiſſen, Madame, welches Stück ich meine: —

Es iſt der Sultan und die Sultanin von Delhi.

Erinnern Sie ſich, Madame, wie wir oft Stundenlang davor ſtanden, und die fromme Urſula ſo wunderlich ſchmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daß die Geſichter auf jenem Bilde mit den unſrigen ſo viel Aehnlichkeit hatten? Madame, ich finde, daß Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es iſt unbegreiflich, wie der Maler Sie ſogar bis auf die Kleidung darſtellte, die Sie damals getragen. Man ſagt, er ſei wahnſinnig geweſen und habe Ihr Bild geträumt. Oder ſaß eine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Jokey, aufwartete? — in dieſem Falle mußte er ſich wohl des ſilbergrauen Schleiers erinnern, den er einſt mit rothem Wein überſchüttet und verdorben hat. — Ich war froh, daß Sie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht ſonderlich, wie denn überhaupt die europäiſche Tracht für Frauenzimmer viel kleidſamer iſt, als die indiſche. — Freilich, ſchöne Frauen ſind ſchön in jeder Tracht. Erinnern Sie ſich, Madame, daß ein galanter Bramine — er ſah aus wie Ganeſa, der Gott mit dem Elephantenrüſſel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einſt das Compliment gemacht hat: die göttliche Maneka, als ſie, aus Indrahs goldner Burg, zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgeſtiegen, ſei gewiß nicht ſchöner geweſen als Sie, Madame!

Sie erinnern ſich deſſen nicht mehr? Es ſind ja kaum 3000 Jahre, ſeitdem Ihnen dieſes geſagt worden, und ſchöne Frauen pflegen ſonſt eine zarte Schmeichelei nicht ſo ſchnell zu vergeſſen.

Indeſſen für Männer iſt die indiſche Tracht weit kleidſamer als die europäiſche. O, meine roſarothen, lotosgeblümten Pantalons von Delhi! hätte ich Euch getragen, als ich vor Signora Laura ſtand und um Liebe flehte — das vorige Capitel hätte anders gelautet! Aber, ach! ich trug damals ſtrohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chineſe in Nanking gewebt— mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft ſitzt ein junger Menſch in einem kleinen deutſchen Kaffeeſtübchen und trinkt ruhig ſeine Taſſe Kaffee, und unterdeſſen im weiten, fernen China wächſt und blüht ſein Verderben, und wird dort geſponnen und verwebt, und trotz der hohen, chineſiſchen Mauer weiß es ſeinen Weg zu finden zu dem jungen Menſchen, der es für ein paar Nankinghoſen hält und dieſe arglos anzieht und elend wird — Und, Madame, in der kleinen Bruſt eines Menſchen kann ſich gar viel Elend verſtecken, und ſo gut verſteckt halten, daß der arme Menſch ſelbſt es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge iſt, und luſtig tanzt und pfeift und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

Zwanzigſtes Kapitel.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.
(Altes Stück.)

Und wegen dieſer dummen Geſchichte haben Sie ſich todtſchießen wollen? Madame, wenn ein Menſch ſich todtſchießen will, ſo hat er dazu immer hinlängliche Gründe; darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber ob er ſelbſt dieſe Gründe kennt, das iſt die Frage. Bis auf den letzten Augenblick ſpielen wir Comödie mit uns ſelber. Wir maskiren ſogar unſer Elend, und während wir an einer Bruſtwunde ſterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wiſſen gewiß ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das iſt ein ſchlimmes Uebel, und da hilft ſehr gut das Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Barthold Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — der arme Chineſe trägt keine Schuld, ich habe dieſes Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag ſchon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, ſo wiegte ſie es mit, und wenn ſie mich in den Schlaf ſang, ſo ſchlief es mit mir ein, und es erwachte, ſobald ich wieder die Augen aufſchlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend und wurde endlich ganz groß, und zerſprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen ſprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Luſt und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

Neuer Frühling.

Motto: Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden— — — —
— —

Er träumt von einer Palme,
Die fern— — — —
— —

Prolog.

In Gemäldegallerieen
Siehſt du oft das Bild des Mann's,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schild und Lanz.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch ſich mürriſch wehrt.

So, in holden Hinderniſſen,
Wind' ich mich in Luſt und Leid,
Während Andre kämpfen müſſen
In dem großen Kampf der Zeit.

1.

Unterm weißen Baume ſitzend
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt, wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſchoren.
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon mit Schneegeſtöber
Hab' der Baum dich übergoſſen.

Doch es iſt kein Schneegeſtöber
Merkſt du bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein ſchauerſüßer Zauber!
Winter wandelt ſich in Maie,
Schnee verwandelt ſich in Blüthen,
Und dein Herz es liebt auf's Neue.

2.

In dem Walde ſprießt und grünt es
Faſt jungfräulich luſtbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, ſei willkommen!

Nachtigall! auch dich ſchon hör' ich,
Wie du flöteſt ſeligtrübe
Schluchzend langgezog'ne Töne,
Und dein Lied iſt lauter Liebe!

3.

Die ſchönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie ſchauen ſo tröſtend nieder:
Hat dich die Liebe ſo kleinlich gemacht,
Die Liebe ſie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde ſitzt und ſingt
Die ſüße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt ſich wieder die Seele.

4.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich ſchau' in alle Blumenkelche,
Und ſuch' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine,
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch' ein Herz ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang;
Uns beiden iſt ſo bang' und wehe,
So weh' und bang.

5.

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh',
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

6.

e zieht durch mein Gemüth
; Geläute.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Veilchen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laſſ' ſie grüßen.

7.

Der Schmetterling iſt in die Roſe verliebt,
Umflattert ſie tauſendmal,
Ihn ſelber aber goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenſtrahl.

Jedoch, in wen iſt die Roſe verliebt?
Das wüßt ich gar zu gern.
Iſt es die ſingende Nachtigall?
Iſt es der ſchweigende Abendſtern?

Ich weiß nicht, in wen die Roſe verliebt:
Ich aber lieb' Euch all:
Roſe, Schmetterling, Sonnenſtrahl,
Abendſtern und Nachtigall.

8.

Es erklingen alle Bäume
Und es ſingen alle Neſter —
Wer iſt der Kapellenmeiſter
In dem grünen Waldorcheſter?

Iſt es dort der graue Kibitz,
Der beſtändig nickt, ſo wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt zeitmaßrichtig?

Iſt es jener Storch, der ernſthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles muſiziret?

Nein, in meinem Herzen
Sitzt des Wald's Kapellenmeiſter,
Und ich fühl' wie er den Takt ſchlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

9.

„Im Anfang war die Nachtigall
Und ſang das Wort: Zükühl! Zükühl!
Und wie ſie ſang, ſproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüth'.

„Sie biß ſich in die Bruſt, da floß
Ihr rothes Blut, und aus dem Blut
Ein ſchöner Roſenbaum entſproß;
Dem ſingt ſie ihre Liebesgluth.

„Uns Vögel all' in dieſem Wald
Verſöhnt das Blut aus jener Wund';
Doch wenn das Roſenlied verhallt
Geht auch der ganze Wald zu Grund."

So ſpricht zu ſeinen Spätzelein
Im Eichenneſt der alte Spatz;
Die Spätzin piepet manchmal drein,
Sie hockt auf ihrem Ehrenplatz.

Sie iſt ein häuslich gutes Weib
Und brütet brav und ſchmollet nicht;
Der Alte giebt zum Zeitvertreib
Den Kindern Glaubensunterricht.

10.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz ſich nicht in Acht,
So wird es ſich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die ſingenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilje warnen.

11.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei ſchöne Augen,
Sie haben ſich wider mein Herz verſchworen.

Der Frühling und zwei ſchöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Roſen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieſer Verſchwörung.

12.

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzenmild,
Und ich fürchte, dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder, himmliſch quälend,
In die kaum geneſ'ne Bruſt.

13.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das ſind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke ſie und denke,
Und die Gedanken all',
Die mir im Herzen ſeufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, ſingt ſie
Und ſchmettert, daß es ſchallt;
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß ſchon der ganze Wald.

14.

Wenn du mir vorüberwandelſt,
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz und ſtürmiſch
Folgt es deiner ſchönen Spur.

Dann drehſt du dich um, und ſchauſt mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz iſt ſo erſchrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

15.

Die ſchlanke Waſſerlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh'.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den armen blaſſen Geſell'n.

16.

Wenn du gute Augen haſt,
Und du ſchauſt in meine Lieder,
Siehſt du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren haſt,
Kannſt du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn ſie wird mit Blick und Wort,
Wie mich ſelber dich verwirren:
Ein verliebter Frühlingsträumer
Wirſt du durch die Wälder irren.

17.

Was treibt dich umher, in der Frühlingsnacht?
Du haſt die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen, ſie ſind erſchrocken!
Die Roſen, ſie ſind vor Schaam ſo roth,
Die Liljen, ſie ſind ſo blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und ſtocken!

O, lieber Mond, welch frommes Geſchlecht
Sind doch die Blumen! ſie haben Recht,
Ich habe Schlimmes verbrochen!
Doch konnt' ich wiſſen, daß ſie gelauſcht,
Als ich von glühender Liebe berauſcht,
Mit den Sternen droben geſprochen?

18.

Mit deinen blauen Augen
Siehſt du mich lieblich an,
Da wird mir ſo träumend zu Sinne,
Daß ich nicht ſprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts;
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz.

19.

Wieder iſt das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet;
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh' durcheil' ich wieder
Die beſuchteſten Alleen,
Unter jedem Hute ſuch' ich
Meine Schöne zu erſpähen.

Wieder an dem grünen Fluſſe,
Wieder ſteh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt ſie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräuſch des Waſſerfalles
Hör' ich wieder leiſes Klagen,
Und mein ſchönes Herz verſteht es.
Was die weißen Wellen ſagen.

Wieder in verſchlung'nen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büſchen
Spotten des verliebten Thoren.

20.

Die Roſe duftet — doch ob ſie empfindet
Das was ſie duftet, ob die Nachtigall
Selbſt fühlt, was ſich durch unſre Seele windet
Bei ihres Liedes ſüßem Wiederhall —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Roſ' und Nachtigall,
Erlögen ſie auch das Gefühl, erſprießlich
Wär' ſolche Lüge, wie in manchem Fall —

21.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht.
Wie paßt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich—
So elend mager mein Gesicht—
Du fändest mich am Ende häßlich—
Ich will dich meiden—zürne nicht.

22.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe selber mit,
Ich wandle wie im Traume,
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt' mich fest, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut'.

23.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen,

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

24.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heil'ge Allianz;
Sie lagen fest an einander,
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die deine Brust geschmückt
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

25.

Sag' mir wer einſt die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er ſaß in der Winternacht und ſann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurm's ebenmäßiges Picken.

Sag' mir, wer einſt das Küſſen erfund?
Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabei.
Es war im ſchönen Monat Mai,
Die Blumen ſind aus der Erde geſprungen;
Die Sonne lachte, die Vögel ſungen.

26.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängſtlich ſchimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kaſtanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüſtern,
Und ich hör' die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern.

Holdes Zittern, ſüßes Beben
Furchtſam zärtliches Umſchlingen—
Und die jungen Roſen lauſchen,
Und die Nachtigallen ſingen.

27.

Hab' ich nicht dieſelben Träume
Schon geträumt von dieſem Glücke?
Waren's nicht dieſelben Bäume,
Blumen, Küſſe, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unſrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang ſtille Wache?

Ach! ich weiß wie ſich verändern
Dieſe allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir ſelber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergeſſen,
Wir, die jetzt ſo zärtlich fühlen,
Herz an Herz ſo zärtlich preſſen.

28.

Küſſe, die man ſtiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küſſe wie beſeel'gen
Sie die Seele, wenn ſie liebt!

Ahnend und erinn'rungſüchtig,
Denkt die Seele ſich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Iſt bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter iſt.

29

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau,
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

30.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert!

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen,
Die welkenden Roſen zeige.

31.

„Mondſcheintrunkne Lindenblüthen,
Sie zerfließen faſt in Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.“

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondenſtrahlen
Durch die duft'gen Blätter blitzen.“

„Sieh dies Lindenblatt! du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden.“

„Doch du lächelſt, wie verloren
In entfernten Sehnſuchtträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünſche
Dir im lieben Herzen keimen?“

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegeſtöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeſchmückten Schlitten,
Schellenklingend, Peitſchenknallend,
Ueber Fluß und Fluren glitten.

32.

Durch den Wald, im Mondenſcheine,
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih' und flogen
Raſch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt es meiner neuen Liebe
Oder ſoll es Tod bedeuten?

33.

Morgens ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Roſen,
Die ich brach in Dämmrungſtunden.

Weißt du, was die hübſchen Blumen
Dir Verblümtes ſagen möchten?
Treu ſein ſollſt du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

34.

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang,
Du willſt mich nicht mehr lieben,
Aber dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten! eng und zierlich!
Ein kleines Manuſcript!
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Bei Körben, die man giebt.

35.

Sorge nicht, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in ſtill verborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tief geheime Gluth.

Sprüh'n einmal verdächt'ge Funken
Aus den Roſen — ſorge nie!
Dieſe Welt glaubt nicht an Flammen
Und ſie nimmt's für Poeſie.

36.

Wie die Tage, macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen,
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch mährchenſüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es ſanfter, ſehnſuchtwilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Roſen blühen röther,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen ſie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Hiſtorie —

Und mir ſelbſt iſt dann, als würd' ich
Eine Nachtigall und ſänge
Dieſen Roſen meine Liebe,
Träumend ſing' ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne,
Oder auch das holde Lärmen
Jener and'ren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenſter ſchwärmen.

37.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und ſacht,
Daß ſie nicht die Erde wecken,
Die da ſchläft im Schooß der Nacht.

Horchend ſtehn die ſtummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend ſtreckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

38.

Ernſt iſt der Frühling, ſeine Träume
Sind traurig, jede Blume ſchaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O, lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber, eine Thräne
Küß' ich ſo gern dir vom Geſicht.

39.

Schon wieder bin ich fortgeriſſen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgeriſſen —
O wüßteſt du, wie gern ich bliebe.

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt ſo trübe;
Ich ſcheide wieder von dem Glücke
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen ſie vor meinem Schmerze —
Leb' wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

40.

Die holden Wünſche blühen,
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb' und Luſt;
Mein Herz iſt ſo klug und witzig,
Und verblutet in meiner Bruſt.

41.

Wie ein Greiſenantlitz droben
Iſt der Himmel anzuſchauen,
Rotheinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder
Müſſen welken Blum' und Blüthe,
Müſſen welken Lieb' und Lieder
In dem menſchlichen Gemüthe.

42.

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reiſ' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbſt, ein feuchter Nebel hält
Tiefeingehüllt die abgeſtorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es ſeufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmſte noch, es regen't!

43.

Spätherbſtnebel kalte Träume
Ueberfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert ſchon die Bäume,
Und ſie ſchaun geſpenſtiſch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig ſchweigſam
Einz'ger Baum ſteht unentlaubt,
Feucht von Wehmuthsthränen gleichſam,
Schüttelt er ſein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieſer Wildniß,
Und der Baum, den ich dort ſchau
Sommergrün, das iſt dein Bildniß,
Vielgeliebte, ſchöne Frau.

44.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt iſt noch dieſelbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt ſie ſich in der Elbe.

Lange Naſen, noch langweilig
Werden ſie wie ſonſt geſchneutzet,
Und was duckt ſich noch ſcheinheilig
Oder bläht ſich, ſtolz geſpreitzet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich dieſen Menſchenkehricht
Wiederſeh', und dieſes Wetter!

Italien.

1828.

Hatz auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Wider braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Chriſten.
Goethe.

1.

Reiſe von München nach Genua.

Ein edles Gemüth kommt nie in Eure Rechnung; und daran ſcheitert heute Eure Weisheit. (Er öffnet ſeinen Schreibtiſch, nimmt zwei Piſtolen heraus, wovon er das eine auf den Tiſch legt und das andere ladet.)
Robert's „Macht der Verhältniſſe."

Erſtes Kapitel.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu Gute, niemals grob geweſen zu ſein auf dieſer Erde, wo es ſo viele unerträgliche Schlingel giebt, die ſich zu einem hinſetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verſe deklamiren; mit wahrhaft chriſtlicher Geduld habe ich immer ſolche Miſere ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie ſehr ſich meine Seele ennuirte. Gleich einem büßenden Braminen, der ſeinen Leib dem Ungeziefer Preis giebt, damit auch dieſe Gottesgeſchöpfe ſich ſättigen, habe ich dem fatalſten Menſchengeſchmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet uns höflich zu ſein, und nicht verdrießlich zu ſchweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein

ſchwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käſekrämer ſich zu uns ſetzt, und ein allgemein europäiſches Geſpräch anfängt mit den Worten: „Es iſt heute eine ſchöne Witterung.“ Man kann nicht wiſſen, wie man mit einem ſolchen Philiſter wieder zuſammentrifft, und er kann es uns dann bitter einkränken, daß wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung iſt ſehr ſchön.“ Es kann ſich ſogar fügen, lieber Leſer, daß Du zu Caſſel an der Table d'Hôte neben beſagtem Philiſter zu ſitzen kömmſt, und zwar an ſeine linke Seite, und er iſt juſt der Mann, der die Schüſſel mit braunen Karpfen vor ſich ſtehen hat und luſtig austheilt; — hat er nun eine alte Pique auf Dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, ſo daß auch nicht das kleinſte Schwanzſtückchen für Dich übrig bleibt. Denn ach! Du biſt juſt der Dreizehnte bei Tiſch, welches immer bedenklich iſt, wenn man links neben dem Trancheur ſitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen, iſt ein großes Uebel; nächſt dem Verluſt der Nationalkokarde vielleicht das größte. Der Philiſter, der Dir dieſes Uebel bereitet, verhöhnt Dich noch obendrein, und offerirt Dir die Lorbeeren, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach! was helfen einem alle Lorbeeren, wenn keine Karpfen dabei ſind! — und der Philiſter blinzelt dann mit den Aeuglein, und kichert und liſpelt: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann ſich ſogar fügen, daß Du auf irgend einem Kirchhofe neben dieſem ſelben Philiſter zu liegen kömmſt, und hörſt Du dann am jüngſten Tage die Poſaune erſchallen und ſagſt zu Deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligſt die Hand, damit ich aufſtehen kann, das linke Bein iſt mir eingeſchlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkſt Du plötzlich das wohlbekannte Philiſterlächeln, und hörſt die höhniſche Stimme: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Zweites Kapitel.

„Es iſt heute eine ſcheene Witterung —“

Hätteſt Du, lieber Leſer, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fiſtelpaß, womit dieſe Worte geſprochen wurden, und ſaheſt Du gar den Sprecher ſelbſt, das erzproſaiſche Wittwenkaſſengeſicht, die ſtockgeſcheuten Aeuglein, die aufgeſtülpt pfiffige Forſchungsnaſe: ſo erkannteſt Du gleich, dieſe Blume iſt keinem gewöhnlichen Sande entſproſſen und dieſe Töne ſind die Sprache Charlottenburgs, wo man das Berliniſche noch beſſer ſpricht als in Berlin ſelbſt.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt, und eſſe gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferſtehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung iſt ſehr ſcheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erſt recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von ſeinen Fragen und Selbſtbeantwortungen, und abſonderlich von ſeinen Parallelen zwiſchen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen ſehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daß ſolches diesmal auf Koſten Berlins geſchah, das wirſt Du mir gern verzeihen, lieber Leſer, wenn ich Dir unter der Hand geſtehe, dergleichen geſchieht zumeiſt aus purer Politik; denn ich weiß, ſobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, ſo hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und ſie zucken die Achſel und flüſtern einander zu: Der Menſch wird ſehr ſeicht, uns ſogar lobt er. Keine Stadt hat nemlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tauſend miſerable Schriftſteller haben Berlin ſchon in Proſa und Verſen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn iſt ihnen dafür gekocht worden, und man hat ſie unter den Linden immer noch für miſerable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben ſo wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein After-Poet etwa in Parabaſen auf Berlin losſchalt. Wage es aber mal jemand gegen Polkwitz, Insbruck, Schilda, Poſen, Krähwinkel und andere Hauptſtädte etwas Anzügliches zu ſchreiben! Wie würde ſich der reſpektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon iſt: Berlin iſt gar keine Stadt, ſondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo ſich eine Menge Menſchen, und zwar darunter viele Menſchen von Geiſt, verſammeln, denen der Ort ganz gleichgültig iſt; dieſe bilden das geiſtige Berlin. Der durchreiſende Fremde ſieht nur die langgeſtreckten, uniformen Häuſer, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meiſtens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut ſind, und keine Kunde geben von der Denkweiſe der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen etwas von der Privatgeſinnung der Einwohner zu errathen, wenn ſie die langen Häuſerreihen betrachten, die ſich, wie die Menſchen ſelbſt, von einander fern zu halten ſtreben, erſtarrend im gegenſeitigen Groll. Nur einmal, in einer Mondnacht, als ich etwas ſpät von Luther und Wegener heimkehrte, ſah ich, wie jene harte Stimmung ſich in milde Wehmuth aufgelöſt hatte, wie die Häuſer, die einander ſo feindlich gegenüber geſtanden, ſich gerührt baufällig chriſtlich anblickten, und ſich verſöhnt in die Arme ſtürzen wollten; ſo daß ich armer Menſch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetſcht zu werden fürchtete. Manche werden dieſe Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks, den andern Morgen durch eben jene Straßen wanderte, und ſich die Häuſer wieder ſo proſaiſch entgegen gähnten. Es ſind wahrlich mehrere Flaſchen Poeſie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas anderes ſehen will als todte Häuſer und Berliner. Hier iſt es ſchwer, Geiſter zu ſehen. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthüm-

lichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist größtentheils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen wenigen der vorzüglichste, was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinernes Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse, und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten, aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obskurantengesicht herausglotzen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben. Ich will nicht mißverstanden sein, und bemerke ausdrücklich, ich stichle hier keineswegs auf die neue Werder'sche Kirche, jenen gothischen Dom in verjüngtem Maaßstabe, der nur aus Ironie zwischen die modernen Gebäude hingestellt ist, um allegorisch zu zeigen, wie läppisch und albern es erscheinen würde, wenn man alte, längst untergegangene Institutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte, unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlins äußerlicher Erscheinung, und wollte man in dieser Beziehung München damit vergleichen, so könnte man mit Recht behaupten: letzteres bilde ganz den Gegensatz von Berlin. München nemlich ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generazionen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenscene des Makbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Uebergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmuthig bei dem Anblick

jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer, in ſtiefelknechtlicher Geſtält, über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schooße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von Außen, von Innen noch putziger dekorirt mit ſchreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind: die Cavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Allongeperücken, wie gepuderte Löwenmähnen, herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Corſet, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perrücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heitern Kunſttempeln und edlen Paläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters.

Drittes Kapitel.

Daß man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, iſt, unter uns geſagt, etwas ridikül, und es koſtet mich viele Mühe, wenn ich ſie in ſolcher Qualität vertreten ſoll. Dieſes empfand ich aufs Tiefſte in dem Zweigeſpräch mit dem Berliner Philiſter, der, obgleich er ſchon eine Weile mit mir geſprochen hatte, unhöflich genug war, alles attiſche Salz im neuen Athen zu vermiſſen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur iſt Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die ſchlanke Kellnerin, die in dieſem Augenblick vorbeiſprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daß Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beſte Stettiner, war mir ſehr leid, und damit ſie ſich in der Folge wenigſtens keine ſolche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu doziren: Schönes Nannerl, die Ironie is ka Bier, ſondern eine Erfindung der Berliner, der klügſten Leute von der Welt, die ſich ſehr ärgerten, daß ſie zu ſpät auf

die Welt gekommen sind, um das Pulver erfinden zu können, und die deßhalb eine Erfindung zu machen suchten, die eben so wichtig und eben denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, sehr nützlich ist. Ehemals, liebes Kind, wenn jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, und die Leute sagten: der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügsten ist und die meisten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefsten diese Unannehmlichkeit. Das Ministerium sucht dagegen ernsthafte Maßregeln zu ergreifen: bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Gesprächen, solche Erlaubniß erstreckte sich nur auf Professoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden lassen; — aber alle diese Vorkehrungen halfen nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anlässen desto gewaltiger hervor, sie wurden sogar heimlich von oben herab protegirt, sie stiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht darin daß man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder gesprochen. So, liebes Kind, avancirt alles in dieser Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satyre, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persiflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz, und Du wirst am Ende noch die Aspasia des neuen Athens.

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das schöne Nannerl, das ich unterdessen am Schürzenzipfel festhielt, riß sich gewaltsam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier!“ gar zu stürmisch forderte. Der Berliner aber sah aus wie die Ironie selbst, als er bemerkte, mit welchem Enthusiasmus die hohen schäumenden Gläser in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die sich den Hopfennektar von Herzen schmecken ließen, und über dessen Vortrefflichkeit disputirten, sprach er lächelnd: das wollen Athenienser sind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieser Gelegenheit nachschob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unser neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich bestrebte mich daher, dem raschen Tadler zu bedeuten: daß wir erst seit Kurzem auf den Gedanken gekommen sind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daß wir erst junge Anfänger sind, und unsere großen Geister, ja unser ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet ist, sich in der Nähe sehen zu lassen. Es ist alles noch im Entstehen und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß wir z. B. an Eulen,

Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höhern Perſonal, und mancher muß mehrere Rollen zu gleicher Zeit ſpielen. Z. B. unſer Dichter, der die zarte griechiſche Knabenliebe beſingt, hat auch die ariſtophaniſche Grobheit übernehmen müſſen; aber er kann alles machen, er hat alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantaſie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns aber an Quantität fehlt, das erſetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es iſt ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels, aufwiegt — und hier ſehen Sie ihn ſelbſt.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, die Figur, die ſich uns jetzt präſentirte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob dieſe Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menſchliches habe und ſie daher juriſtiſch befugt ſei, ſich für einen Menſchen auszugeben, das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich würde dieſen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoiſie will ich ihn für menſchlich paſſiren laſſen. Seine Bedeckung beſtand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und ſteifſchwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant geſcheitelt. Auf dieſe Vorderſeite des Kopfes, die ſich für ein Geſicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar ſo ſtark, daß die dort befindliche Naſe faſt zerquetſcht worden; die niedergeſchlagenen Augen ſchienen dieſe Naſe vergebens zu ſuchen und deßhalb betrübt zu ſein; ein übelriechendes Lächeln ſpielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewiſſe frappante Aehnlichkeit unſeren griechiſchen After-Dichter zu den zarteſten Gaſelen begeiſtern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutſcher Rock, zwar ſchon etwas modifizirt nach den dringendſten Anforderungen der neueuropäiſchen Civiliſation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und deſſen Urform ſich unter einer patriotiſchen Schneidergeſellſchaft eben ſo geheimnißvoll traditionel erhalten hat, wie einſt die gothiſche Baukunſt unter einer myſtiſchen Maurergilde. Ein weißgewaſchener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutſchen Halſe tiefbedeutſam kontraſtirte, bedeckte den Kragen dieſes famoſen Rockes, aus ſeinen langen Aermeln hingen lange ſchmutzige Hände, zwiſchen dieſen zeigte ſich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine ſchlotterten —

die ganze Geſtalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und des iſt der Demagog des neuen Athens? frug ſpottlächelnd der Berliner. Du junger Jon, des iſt ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — des iſt ja derjenige, welcher — Ne, des iſt die Möglichkeit!

Ja, Ihr verblendeten Berliner — ſprach ich, nicht ohne Feuer — Ihr verkennt Eure heimiſchen Genies, und ſteinigt Eure Propheten. Wir aber können alles gebrauchen!

Und wozu braucht Ihr denn dieſe unglückliche Fliege?

Er iſt zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Freſſen, Frömmigkeit, viel Altdeutſch, wenig Latein und gar kein Griechiſch nöthig iſt. Er ſpringt wirklich ſehr gut über'n Steck; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichniſſe von allen möglichen Lesarten altdeutſcher Gedichter. Dazu repräſentirt er die Vaterlandsliebe, ohne im mindeſten gefährlich zu ſein. Denn man weiß ſehr gut, daß er ſich von den altdeutſchen Demagogen, unter welchen er ſich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den chriſtlichen Gefühlen ſeines weichen Herzens nicht mehr übereinſtimmte. Seitdem aber die Gefahr verſchwunden, die Märtyrer für ihre Geſinnung geſtorben, faſt alle ihr von ſelbſt aufgegeben, und ſogar unſere feurigſten Barbiere ihre deutſchen Röcke ausgezogen haben, ſeitdem hat die Blüthezeit unſeres verſöhnigen Vaterlandsretters erſt recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkoſtüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten; er preiſ't noch immer Arminius den Cheruſker und Frau Thusnelda, als ſei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer ſeinen germaniſch patriotiſchen Haß gegen welſches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thierſch's heidniſch griechiſche Grammatik, gegen Quinctilius Varus, gegen Handſchuh und gegen alle Menſchen, die eine anſtändige Naſe haben; — und ſo ſteht er da, als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan iſt auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie ſehen alſo, daß wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, dieſen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen ſehr guten Demagogen, der zugleich ſo zahm iſt, daß er jeden Speichelnapf beleckt, und aus der Hand frißt, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Käſe, Würſtchen, kurz alles frißt, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in ſeiner Art, ſo haben wir noch den beſonderen Vortheil, daß wir ſpäterhin, wenn er krepirt iſt, ihn ausſtopfen laſſen und als den letzten Demagogen, mit Haut und Haar, für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, ſagen Sie das nicht dem Profeſſor Lichtenſtein in Berlin, der ließe ihn

ſonſt für das zoologiſche Muſeum reklamiren, welches Anlaß zu einem Kriege zwiſchen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn auf's Korn genommen und Zweitauſend ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Guineen für ihn geboten, ſchon haben die Oeſtreicher ihn gegen die Giraffe eintauſchen wollen; aber unſer Miniſterium ſoll geäußert haben: der letzte Demagog iſt uns für keinen Preis feil, er wird einſt der Stolz unſeres Naturalienkabinets und die Zierde unſerer Stadt.

Der Berliner ſchien etwas zerſtreut zuzuhören, ſchönere Gegenſtände hatten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorſamſt, daß ich Sie unterbreche, aber ſagen Sie mir doch, was iſt denn das für ein Hund, der dort läuft?

Das iſt ein anderer Hund.

Ach, Sie verſtehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, das iſt der Hund des neuen Alcibiades.

Aber, bemerkte der Berliner, ſagen Sie mir doch, wo iſt denn der neue Alcibiades ſelbſt?

Aufrichtig geſtanden, antwortete ich, dieſe Stelle iſt noch nicht beſetzt, und wir haben erſt den Hund.

Viertes Kapitel.

Der Ort, wo dieſes Geſpräch Statt fand, heißt Bogenhauſen, oder Neuburghauſen, oder Villa Hompeſch, oder Montgelasgarten, oder das Schlöſſel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutſcher verſteht uns ſchon an einem gewiſſen durſtigen Augenblinzeln, an einem gewiſſen vorſeligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimaſſen. Tauſend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzoſe für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutſche für das Trinken, und der neuere Athener ſogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier iſt an beſagtem Orte wirklich ſehr gut, ſelbſt im Prytaneum, vulgo Bockkeller, iſt es nicht beſſer, es ſchmeckt ganz vortrefflich, beſonders auf jener Treppenterraſſe, wo man die Tyroler Alpen vor Augen hat. Ich ſaß dort oft vorigen Winter und betrachtete die ſchneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegoſſen zu ſein ſchienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeſchneit, es war mir ſo verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam

die lebige Politik, die Trauer um ein liebes geworbenes Kind, und ein alter Nachbarger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leuchtes Blut. Doch der beste irische Brenhahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England schon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Lust und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Bäder, die grünen Paläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen, Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwischen freilich manch' unnütze Nessel. Ueber die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodieen der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen auf's Neue geweckt, und all' die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeküßt und die Nachtigallen wieder hingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangendüften, die von den Bergen herüberwogten, schmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einst sogar, in der goldenen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeeren umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe Dich, komm zu mir nach Italien!

Fünftes Kapitel.

Mein Blick mochte daher wohl etwas ſehnſüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabſehbare Philiſtergeſpräch, nach den ſchönen Tyroler Bergen hinausſah und tief ſeufzte. Mein Berliner Philiſter nahm aber eben dieſen Blick und Seufzer als neue Geſprächsfäden auf, und ſeufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konſtantinopel ſein! Ach! Konſtantinopel zu ſehen, war immer der eenzige Wunſch meines Lebens, und jetzt ſind die Ruſſen gewiß ſchon eingezogen, ach, in Konſtantinopel! Haben Sie Petersburg geſehen?“ Ich verneinte dieſes und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er ſelbſt, ſondern ſein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da geweſen, und es ſoll eine ganz eenzige Stadt ſein. — „Haben Sie Kopenhagen geſehen?“ Da ich dieſe Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieſer Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und verſicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorſtellung davon machen, wenn ich nicht ſelbſt dort geweſen ſei. „Dieſes,“ erwiederte ich, „wird vor der Hand noch nicht Statt finden, ich will jetzt eine andere Reiſe antreten, die ich ſchon dieſen Frühling projektirt, ich reiſe nämlich nach Italien.“

Als der Mann dieſes Wort hörte, ſprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte ſich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirili! Tirili! Tirili!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reiſe ich, beſchloß ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will ſo bald als möglich das Land ſehen, das den trockenſten Philiſter ſo ſehr in Extaſe bringen kann, daß er bei deſſen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel ſchlägt. Während ich zu Hauſe meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirilis noch immer in den Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Weg kein vernünftiges Wort ſprach und beſtändig tirilirte.

Sechſtes Kapitel.

Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den ſüßen Schmerz der Exiſtenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menſchengeſchlechts, ich büße deſſen Sünden, aber ich genieße ſie auch.

Und nicht blos mit dem Menſchen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tauſend grünen Zungen erzählen mir allerliebſte Geſchichten, ſie wiſſen, daß

ich nicht menſchenſtolz bin, und mit den niedrigſten Wieſenblümchen eben ſo gern ſpreche, wie mit den höchſten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit ſolchen Tannen beſchaffen iſt! Aus der Tiefe des Thals ſchießen ſie himmelhoch empor, überragen faſt die kühnſten Felſenberge — Aber wie lange dauert dieſe Herrlichkeit? Höchſtens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen ſie altersmüd zuſammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämiſchen Käuzlein aus ihren Felſenſpalten hervorgehuſcht, und verhöhnen ſie noch obendrein: Seht, Ihr ſtarken Tannen, Ihr glaubet Euch mit den Bergen meſſen zu können, jetzt liegt Ihr gebrochen da unten, und die Berge ſtehen noch immer unerſchüttert.

Einem Adler, der auf ſeinem einſamen Lieblingsfelſen ſitzt, und ſolcher Verhöhnung zuhört, muß recht mitleidig zu Muthe werden. Er denkt dann an das eigene Schickſal. Auch er weiß nicht, wie tief er einſt gebettet wird. Aber die Sterne funkeln ſo beruhigend, die Waldwaſſer rauſchen ſo troſtvoll, und die eigene Seele überbrauſt ſo ſtolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daß er ſie bald wieder vergißt. Steigt gar die Sonne hervor, ſo fühlt er ſich wieder wie ſonſt, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug iſt, ſingt er ihr entgegen ſeine Luſt und Qual. Seine Mitthiere, beſonders die Menſchen, glauben, der Adler könne nicht ſingen, und ſie wiſſen nicht, daß er dann nur ſingt, wenn er aus ihrem Bereiche iſt, und daß er aus Stolz nur von der Sonne gehört ſein will. Und er hat Recht; es könnte irgend einem von der gefiederten Sippſchaft da unten einfallen, ſeinen Geſang zu rezenſiren. Ich habe ſelbſt erfahren, wie ſolche Kritiken lauten: das Huhn ſtellt ſich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernſt; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans ſchnattert, er ſei nicht wiſſenſchaftlich; der Kapaun kikert, er ſei nicht moraliſch, der Dompfaff zwitſchert; er habe leider keine Religion; der Sperling piepſt, er ſei nicht produktiv genug; Wiedehöpchen, Elſterchen, Schuhuchen, Alles krächzt und ächzt und ſchnarrt — Nur die Nachtigall ſtimmt nicht ein in dieſe Kritiken, unbekümmert um die ganze Mitwelt, iſt nur die rothe Roſe ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, ſehnſüchtig umflattert ſie die rothe Roſe, und ſtürzt ſich begeiſtert in die geliebten Dornen, und blutet und ſingt.

Siebentes Kapitel.

Es giebt einen Adler im deutſchen Vaterlande, deſſen Sonnenlied ſo gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und ſogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodiſchen Schmerzen. Das biſt Du, Karl

Immermann, und Deiner dacht ich gar oft in dem Lande, wovon Du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tyrol reisen, ohne an das „Trauerspiel" zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths dasjenige, was er nie gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft. Am meisten ergötzte mich, daß „Das Trauerspiel in Tyrol" in Tyrol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der zweite Band der Reisebilder verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden."

Zu Insbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logirt hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daß jetzt die Geschichte auch ganz gedruckt heraus sei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutzig blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun so viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm, es sei ein gebienter Mann, von fester Statur, sehr ehrlich und sehr geschickt in Schreibsachen, so daß er nur wenige seines Gleichen finde. Daß er aber ein Preuße sei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ sich nicht ausreden, daß der Immermann ein Tyroler sei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er sonst alles wissen?"

Seltsame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatsachen, sondern jene Thatsachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervor gegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkührlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztrockner Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergötzte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geschichte des Belisars in grell kolorirten Bildern ausgehängt sah, und zwar nicht nach dem Procop, sondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geschichte verfälscht" — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „sie weiß nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter

und dergleichen modernen Herzensgeburten!“ Ist denn dies aber wirklich ein Fehler? soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Prozeß machen? nein, denn ich läugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände. Es giebt Völker, denen nur auf diese Dichterart ihre Geschichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Gesänge wie der Maha Baratha den Sinn indischer Geschichte viel richtiger als irgend ein Compendienschreiber mit all' seinen Jahrzahlen. In gleicher Hinsicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geist der englischen Geschichte weit treuer als Hume; wenigstens hat Sartorius sehr Recht, wenn er in seinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der englischen Geschichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirkliche äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskiren, indem sie an die Stelle dieser letzteren ganz andere äußere Ursachen erträumen, die aber in so fern ganz adäquat sind, als sie dasselbe Gefühl hervorbringen. So sind auch in Immermann's „Trauerspiel“ manche Außendinge ziemlich willkührlich geschaffen, aber der Held selbst, der Gefühlsmittelpunkt, ist identisch geträumt, und wenn diese Traumgestalt selbst träumerisch erscheint, so ist auch dieses der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteste Richter sein kann, hat mich, als ich jüngst das Vergnügen hatte ihn zu sprechen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Das mystische Gemüthsleben, die abergläubische Religiosität, das Epische des Mannes, hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die, mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegerische Liebe, über den Bergen Tyrols so heldenmüthig umherschwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meisten zur Ehre gereicht, ist die eben so treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Geßler gemacht, um seinen Hofer desto mehr zu heben; wie dieser eine Taube mit dem Schwerte, so ist jener ein Adler mit dem Oelzweig.

Achtes Kapitel.

In der Wirthshausstube des Herrn Niederkirchner zu Insbruck hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hofer, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Bayern.

Insbruck selbst ist eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag sie im Winter etwas geistiger und behaglicher aussehen, wenn die hohen Berge, wo-

von sie eingeschlossen, mit Schnee bedeckt sind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis kracht und blitzt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man sieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichsten Kaisersage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die oft besprochenen Standbilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oestreich und ihrer Ahnen, worunter mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekommen. Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eisen gegossen, um das Grabmal des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist, so kommts einem vor, als sähe man schwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgestell der meisten liest man auch den Namen derjenigen hohen Personen, die sie vorstellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgesperrtem Gesichte, die Daumen eingehakt in die Armöffnungen der weißen Weste, und im Maul einen ledernen Guide des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, schon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich schöne Dame; hinter dieser ein rothes Portergesicht mit puderweißen Aufschlägen, steif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Myladys Handschuhen, Alpenblumen und Mops.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albions seiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: Die erste Statue ist der König Clodevig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolph von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing, statt von unten, wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergötzlichsten Verwechselungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so daß er nicht begriff, warum man Rudolph von Habsburg in Weibskleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig: dergleichen habe wahrscheinlich das damalige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen sein, so, und bei Leibe nicht anders, gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser einfallen, sich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritisch, der Lakay glotzte, sein Herr putzte sich die Nase, und Mylady sagte: a fine exhibition, very fine indeed! —

Neuntes Kapitel.

Brixen war die zweite größere Stadt Tyrols, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war sie mit Dampf und Abendschatten übergossen. Dämmernde Stille, melancholisches Glockengebimmel, die Schaafe trippelten nach ihren Ställen, die Menschen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jesuiten sind in Brixen" hatte ich kurz vorher im Hesperus gelesen. Ich sah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden gesehen, der einem Jesuiten glich, es sei denn jener dicke Mann mit geistlich dreieckigem Hut und pfäffisch geschnittenem, schwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen schwarzen Hosen gar auffallend kontrastirte.

Das kann auch kein Jesuit sein, sprach ich endlich zu mir selber; denn ich habe mir immer die Jesuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jesuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spuke nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existiren nur so lange als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daß die bonne société aufhören wird die bonne société zu sein, sobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, sie für die bonne société zu halten. Aber die Jesuiten! Wenigstens haben sie doch nicht mehr die alten Hosen an! Die alten Jesuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hosen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Distinctionen, Reservazionen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hosen durch die Welt schleichen sehen, ist nicht sowohl ihr Geist, als vielmehr ihr Gespenst, ein albernes, blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es furchtbar sei; und wahrlich es mahnt uns an die Geschichte von einem ähnlichen Gespenste im Thüringer Walde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es, vor Aller Augen, seinen Schädel von den Schultern herabnahm, und jedem zeigte, daß er inwendig ganz hohl und leer sei.

Ich kann nicht umhin nachträglich zu erzählen, daß ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hosen genauer zu beobachten, und mich zu überzeugen, daß er kein Jesuit war, sondern ein ganz gewöhnliches

Vieh Gottes. Ich traf ihn nemlich in der Gaſtſtube meines Wirthshauſes, wo er zu Nacht ſpeiſte, in Geſellſchaft eines langen, magern, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hageſtolzlichen Landjunker, den uns Shakespeare geſchildert, ſo ähnlich war, daß es ſchien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem ſie die Aufwärterin mit Careſſen bedrängten, die das liebe, bildſchöne Mädchen nicht wenig anzuekeln ſchienen, ſo daß ſie ſich mit Gewalt losriß, wenn der Eine ſie hinten klätſchelte, oder der Andere ſie gar zu embraſſiren ſuchte. Dabei riſſen ſie ihre roheſten Zoten, die das Mädchen, wie ſie wußten, nicht umhin konnte anzuhören, da ſie zur Aufwartung der Gäſte und auch um mir den Tiſch zu decken, im Zimmer bleiben mußte. Als jedoch die Ungebühr ganz unleidlich wurde, ließ die junge Perſon plötzlich alles ſtehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erſt nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das ſie die ganze Zeit auf dem Arm behielt, während ſie im Gaſtzimmer ihre Geſchäfte beſorgte, obgleich ihr dieſe dadurch um ſo beſchwerlicher wurden. Die beiden Cumpane aber, der geiſtliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Beläſtigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit ſeltſamen Ernſt, ſie bediente; — das Geſpräch nahm eine andere Wendung, beide ſchwatzten jetzt das gewöhnliche Geſchwätz von der großen Verſchwörung gegen Thron und Altar, ſie verſtändigten ſich über die Nothwendigkeit ſtrenger Maaßregeln, und reichten ſich mehrmals die heiligen Allianzhände.

Zehntes Kapitel.

Für die Geſchichte von Tyrol ſind die Werke des Joſeph von Hormayr unentbehrlich; für die neueſte Geſchichte iſt er ſelbſt die beſte, oft die einzige Quelle. Er iſt für Tyrol was Johannes von Müller für die Schweiz iſt; eine Parallele dieſer beiden Hiſtoriker drängt ſich uns von ſelbſt auf. Sie ſind gleichſam Wandnachbaren, beide in ihrer Jugend gleich begeiſtert für ihre Geburtsalpen, beide fleißig, forſchſam, von hiſtoriſcher Denkweiſe und Gefühlsrichtung; Johannes von Müller, epiſcher geſtimmt, den Geiſt wiegend in den Geſchichten der Vergangenheit, Joſeph von Hormayr, haſtig fühlend, mehr in die Gegenwart hineingeriſſen, uneigennützig das Leben wagend für das was ihm lieb war.

Bartholdys „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809" iſt ein geiſtreich und ſchön geſchriebenes Buch, und wenn Mängel darin ſind, ſo entſtanden ſie nothwendigerweiſe dadurch, weil der Verfaſſer, wie es edlen Gemüthern

eigen iſt, für die unterdrückte Parthei eine ſichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er ſie beſchrieb.

Viele merkwürdige Ereigniſſe jener Zeit ſind gar nicht aufgeſchrieben, und leben nur im Gedächtniſſe des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon ſpricht, da die Erinnerung mancher getäuſchten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müſſen, und wenn man ſie jetzt fragt, ob ſie, zum Lohne ihrer Treue, Alles erlangt, was man ihnen in der Noth verſprochen, ſo zucken ſie gutmüthig die Achſel und ſagen naiv: es war vielleicht ſo ernſt nicht gemeint, und der Kaiſer hat viel zu denken, und da geht ihm manches durch den Kopf.

Tröſtet Euch, arme Schelme! Ihr ſeid nicht die Einzigen, denen etwas verſprochen worden. Paſſirt es doch oft auf großen Sclavenſchiffen, daß man bei großen Stürmen und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, Hurrah! ſie eilen zu den Pumpen, ſtampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen iſt, klettern, ſpringen, kappen die Maſten, winden die Taue, kurz arbeiten ſo lange bis die Gefahr vorüber iſt. Alsdann werden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, wiederˆ nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefeſſelt, und in ihrem dunkeln Elend machen ſie demagogiſche Betrachtungen über Verſprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge, nach überſtandener Gefahr, dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauſchen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer dieſe Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explizirte, hatte er allerlei politiſche Betrachtungen zu machen, die er bald einſtellte, als die Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden, und die ganze Claſſe auseinander ging.

Mein alter Lehrer hat alles voraus gewußt. Als wir die erſte Nachricht dieſer Schlacht erhielten, ſchüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich was dieſes Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war: wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, ſie konnten Gott danken — ſagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Saluſt explizirte — der Kaiſer Napoleon hat ſie ſo oft geklopft, daß ſie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Alliirten und die ſchlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, Hurrah, und der Frauenverein und die Vaterlandseicheln, und das ewige Pralen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht dieſen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als ſie bei Leuktra endlich einmal jene unbeſiegbaren Spartaner geſchlagen, und beſtändig mit dieſer Schlacht pralten, ſo daß Antiſthenes von ihnen ſagte: ſie machen es wie die Knaben, die vor Freude ſich nicht zu laſſen wiſſen, wenn ſie einmal ihren Schulmeiſter ausgeprügelt haben. Liebe Jungens, es wäre beſſer geweſen, wir hätten ſelbſt die Prügel bekommen.

Bald darauf iſt der alte Mann geſtorben. Auf ſeinem Grabe wächſt preußiſches Gras, und es weiden dort die adeligen Roſſe unſerer renovirten Ritter.

Eilftes Kapitel.

Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit. Sie ſind eine geſunde Menſchenrace, vielleicht weil ſie zu dumm ſind, um krank ſein zu können. Auch eine edle Race möchte ich ſie nennen, weil ſie ſich in ihren Nahrungsmitteln ſehr wählig und in ihren Gewöhnungen ſehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Perſönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoriſtiſchen Servilismus, der faſt eine ironiſche Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint iſt. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen Dich ſo zuvorkommend freundlich, die Männer drücken Dir ſo derb die Hand, und gebehrden ſich dabei ſo putzig herzlich, daß Du faſt glauben ſollteſt, ſie behandelten Dich wie einen nahen Verwandten, wenigſtens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, ſie verlieren dabei nie aus dem Gedächtniß, daß ſie nur gemeine Leute ſind, und daß Du ein vornehmer Herr biſt, der es gewiß gern ſieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit ſich zu ihm herauflaſſen. Und darin haben ſie einen naturrichtigen Inſtinkt; die ſtarrſten Ariſtokraten ſind froh, wenn ſie Gelegenheit finden zur Herablaſſung, denn dadurch eben fühlen ſie, wie hoch ſie geſtellt ſind. Zu Hauſe üben die Tyroler dieſen Servilismus gratis, in der Fremde ſuchen ſie auch noch dadurch zu lukriren. Sie geben ihre Perſönlichkeit preis, ihre Nationalität. Dieſe bunten Deckenverkäufer, dieſe muntern Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkoſtüm herumwandern ſehen, laſſen gern ein Späschen mit ſich treiben, aber Du mußt ihnen auch etwas abkaufen. Jene Geſchwiſter Rainer, die in England geweſen, haben es noch beſſer verſtanden, und ſie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber,

der den Geiſt der engliſchen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäiſchen Ariſtokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Konzertſälen der Londoner faſhionablen Welt dieſe Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das Schaugerüſt betreten ſah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen ſo naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch in's norddeutſche Herz ſo lieblich hinabklingen — da verzerrte ſich alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen ſtach mich wie Schlangen, es war mir, als ſähe ich die Keuſchheit des deutſchen Wortes auf's Roheſte beleidigt, und die ſüßeſten Myſterien des deutſchen Gemüthlebens vor fremdem Pöbel profanirt. Ich habe nicht mitklatſchen können bei dieſer ſchamloſen Verſchacherung des Verſchämteſten, und ein Schweizer, der gleich fühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: wir Schwyzer geben auch viel für's Geld, unſere beſten Käſe und unſer beſtes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blaſen hören, vielweniger es ſelbſt blaſen für Geld.

Zwölftes Kapitel.

Tyrol iſt ſehr ſchön, aber die ſchönſten Landſchaften können uns nicht entzücken, bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsſtimmung. Dieſe iſt bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, ſo war auch in mir ſchlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausſtrecken, und dann ſchaute ich himmelhohe Berge, die mich ernſthaft anſahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reiſe zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das ſich auf die Fußzehen zu ſtellen ſchien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrſcheinlich um mich zu ſehen. Dabei kreiſchten überall die Waldbäche, die ſich wie toll von den Höhen herabſtürzten und in den dunkeln Thalſtrudeln verſammelten. Die Menſchen ſteckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halde, an den ſchroffſten Abhängen und bis auf die Bergſpitzen zerſtreut liegen; niedliche nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Gallerie, und dieſe wieder mit Wäſche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengeſichtern ausgeſchmückt. Auch hübſch bemalt ſind dieſe Häuschen, meiſtens weiß und grün, als trügen ſie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hoſenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich ſolch' Häuschen im einſamen Regen liegen ſah, wollte mein Herz oft ausſteigen und zu den Menſchen gehen, die gewiß trocken und vergnügt da drinnen ſaßen. Da drinnen, dacht ich,

muß ſich's recht lieb und innig leben laſſen, und die alte Großmutter erzählt gewiß die heimlichſten Geſchichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, ſchaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchſäulen aus den kleinen Schornſteinen ſteigen zu ſehen, und es regnete dann immer ſtärker, außer mir und in mir, daß mir faſt die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob ſich auch mein Herz, und trotz dem ſchlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und wenig erfahren von dem, was hier unten geſchieht. Sie ſind deshalb um nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wiſſen ſie nichts, als daß ſie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt; das hat ihnen der alte Oheim erzählt, der es ſelbſt in Insbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtſam vorſtellten, daß ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küßten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen.

Im Grunde iſt es auch daſſelbe, für was man ſtirbt, wenn nur für etwas Liebes geſtorben wird, und ſo ein warmer, treuer Tod iſt beſſer, als ein kaltes, treuloſes Leben. Schon allein die Lieder von einem ſolchen Tode, die ſüßen Reime und lichten Worte erwärmen unſer Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel ſolcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrols dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauſchten mir ſo manch' vergeſſenes Liebeswort in's Gedächtniß zurück. Beſonders wenn mich die großen blauen Berg-Seen ſo unergründlich ſehnſüchtig anſchauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die ſich ſo lieb gehabt und zuſammen geſtorben ſind. Es iſt eine veraltete Geſchichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich ſelbſt nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief —"

Dieſe Worte fingen von ſelbſt wieder an in mir zu klingen, als ich, bei einem von jenen blauen Seen, am jenſeitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesſeitigen ein kleines Mädchen ſtehen ſah, die beide in der bunten Volkstracht, mit bebänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopf, gar wunderlieblich gekleidet waren, und ſich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Dreizehntes Kapitel.

Im ſüdlichen Tyrol klärte ſich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ ſchon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich ſah ſchon Weinreben, die ſich daran hinaufrankten, und ich konnte mich ſchon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber zum Wagen hinauslehne, ſo lehnt ſich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all' ſeine Liebe, ſeine Wehmuth und ſeine Thorheit. Es iſt mir oft geſchehen, daß das arme Herz dadurch von den Dornen zerriſſen wurde, wenn es ſich nach den Roſenbüſchen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Roſen Tyrols ſind nicht häßlich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt beſah, worauf Immermann den Sandwirth Hofer mit ſeinen Geſellen auftreten läßt, da fand ich, daß der Markt für eine Inſurgenten-Verſammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug iſt, um ſich darauf zu verlieben. Es ſind da nur ein Paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenſter guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und ſchoß aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht ſchnell vorübergerollt, und hätte ſie Zeit gehabt noch einmal zu laden, ſo wäre ich geſchoſſen. Ich rief: Kutſcher, fahr' zu, mit einer ſolchen Schön-Elſy iſt nicht zu ſpaßen; die ſteckt einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reiſender muß ich auch anführen, daß die Frau Wirthin in Sterzing zwar ſelbſt eine alte Frau iſt, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die einem das Herz, wenn es ausgeſtiegen iſt, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber Dich darf ich nicht vergeſſen, Du Schönſte von allen, Du ſchöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hätteſt Du mir, wie Ariadne dem Theſeus, den Faden Deines Geſpinnſtes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieſes Lebens, jetzt wäre der Minotaurus ſchon beſiegt, und ich würde Dich lieben und küſſen und niemals verlaſſen!

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, ſagt ein chineſiſcher Schriftſteller, und ein deutſcher Schriftſteller war eben dieſer Meinung, als er in Südtyrol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an deſſen Fuße, auf einem nicht ſehr hohen Steindamm, eines von jenen Häuschen ſtand, die mit ihrer traulichen Gallerie und ihren naiven Malereien uns ſo lieblich anſehen. Auf der einen Seite ſtand ein großes hölzernes Kruzifix, das einem jungen Weinſtock als Stütze diente, ſo daß es faſt ſchaurig heiter ausſah, wie das Leben den Tod, die ſaftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens ſtand ein runder Taubenkoſen, deſſen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz beſonders anmuthig weiße Taube ſaß auf dem hüb-

ſchen Spitzdächlein, das, wie die fromme Steinkrone einer Heiligennische, über dem Haupte der ſchönen Spinnerin hervorragte. Dieſe ſaß auf der kleinen Gallerie und ſpann, nicht nach der deutſchen Spinnradmethode, ſondern nach jener uralten Weiſe, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgeſponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So ſpannen die Königstöchter in Griechenland, ſo ſpinnen noch jetzt die Parzen und alle Italienerinnen. Sie ſpann und lächelte, unbeweglich ſaß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hauſe ſelbſt ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beſchien, daß ſie ausſahen wie eine ernſte Schutzwache von Rieſen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie ſpann und lächelte, und ich glaube, ſie hat mein Herz feſtgeſponnen, während der Wagen etwas langſamer vorbeifuhr, wegen des breiten Stromes der Eiſach, die auf der andern Seite des Wegs dahinſchoß. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtniß, überall ſah ich jenes holde Antlitz, das ein griechiſcher Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Roſe geformt zu haben ſchien, ganz ſo hingehaucht zart, ſo überſelig edel, wie er es vielleicht einſt als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber ſah ſie und begriff ſie, dieſe romantiſchen Sterne, die ſo zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag ſah ich dieſe Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da ſaß ſie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte myſtiſch die Flügel, hinter ihr hoben ſich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer ſtürmiſcher und wilder, die Weinreben umrankten mit ängſtlicher Haſt das gekreuzigte Holzbild, das ſich ſchmerzlich regte, und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — ſie aber ſpann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Vierzehntes Kapitel.

Während die Sonne immer ſchöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldſchleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Bruſt voll Blumen, und dieſe ſproßten hervor und wuchſen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmliſch die ſchöne Spinnerin. Befangen in ſolchen Träumen, ſelbſt ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reiſe ſchon ziemlich vergeſſen hatte, daß ich dorthin reiſte, ſo erſchrack ich faſt, als mich all die großen italieniſchen

Augen plötzlich anſahen, und das buntverwirrte italieniſche Leben mir leibhaftig, heiß und ſummend, entgegenſtrömte.

Es geſchah dieſes aber in der Stadt Trient, wo ich an einem ſchönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze ſich legt und die Italiener aufſtehen und in den Straßen auf und ab ſpazieren. Dieſe Stadt liegt alt und gebrochen in einem weiten Kreiſe von blühend grünen Bergen, die, wie ewig junge Götter auf das morſche Menſchenwerk herabſehen. Gebrochen und morſch liegt daneben auch die hohe Burg, die einſt die Stadt beherrſchte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorſprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und öſtreichiſche Invaliden hauſen. Auch die Stadt ſelbſt iſt abenteuerlich gebaut, und wunderſam wird einem zu Sinn beim erſten Anblick dieſer uralterthümlichen Häuſer mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfenſterchen, und jenen hervorſtehenden Giebeln, die eſtradenartig auf grauen alterſchwachen Pfeilern ruhen, welche ſelbſt einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur dieſe abgeſtorbenen Steine mit neuem Leben erfriſchte, wenn nicht ſüße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch ſüßere Mädchengeſichter aus jenen trüben Bogenfenſtern hervorguckten, und über den deutſchen Fremdling lächelten, der, wie ein ſchlafwandelnder Träumer, durch die blühenden Ruinen einherſchwankt.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man ſich auf irgend etwas beſinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechſelnd die Häuſer und die Menſchen, und ich meinte faſt, dieſe Häuſer hätte ich einſt in ihren beſſeren Tagen geſehen, als ihre hübſchen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zierrathen an den Fenſterfrieſen noch nicht ſo geſchwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderſchönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderſtürmende Zeit ſo pöbelhaft abgebrochen. Auch die Geſichter der alten Frauen ſchienen mir ſo bekannt, es kam mir vor, als wären ſie herausgeſchnitten aus jenen alt-italieniſchen Gemälden, die ich einſt als Knabe in der Düſſeldorfer Gallerie geſehen habe. Ebenfalls die alten Männer ſchienen mir ſo längſt vergeſſen wohlbekannt, und ſie ſchauten mich an mit ernſten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten ſo etwas jahrtauſendlich Verſtorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich faſt ein Grauen anwandelte, ein ſüßes Grauen, wie ich es einſt gefühlt, als ich in der einſamen Mitternacht meine Lippen preßte auf die Lippen Marias, einer wunderſchönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer daß ſie todt war. Dann aber mußt' ich wieder über mich

ſelbſt lächeln, und es wollte mich bedünken, als ſei die ganze Stadt nichts anderes als eine hübſche Novelle, die ich einſt einmal geleſen, ja, die ich ſelbſt gedichtet, und ich ſei jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erſchräcke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, iſt das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, blos um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder ſchlief.

Wenig fehlte, und ich hätte dieſen Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obſtfrau hinſtolperte. Sie begnügte ſich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Ueberzeugung, daß ich mich in der wirklichſten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus deſſen kupfernen Tritonen und Delphinen die ſilberklaren Waſſer gar lieblich ermunternd emporſprangen. Links ſtand ein alter Pallazzo, deſſen Wände mit bunt allegoriſchen Figuren bemalt waren, und auf deſſen Terraſſe einige grau öſtreichiſche Soldaten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts ſtand ein gothiſch-lombardiſch kapriziöſes Häuslein, in deſſen Innerm eine ſüße, flatterhafte Mädchenſtimme ſo keck und luſtig trillerte, daß die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Baufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenſter eine ſchwarze, labyrinthiſch gekräuſelte, komödiantenhafte Friſur herausguckte, worunter ein ſcharfgezeichnetes, dünnes Geſicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geſchminkt war, und daher ausſah wie ein Pfannkuchen, der erſt auf einer Seite gebacken iſt. Vor mir aber, in der Mitte, ſtand der uralte Dom, nicht groß, nicht düſter, ſondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Fünfzehntes Kapitel.

Als ich den grünſeidenen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückſchob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfriſcht von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem beſänftigend magiſchen Lichte, das durch die buntbemalten Fenſter auf die betende Verſammlung herabfloß. Es waren meiſtens Frauenzimmer, in lange Reihen hingeſtreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiſer Lippenbewegung, und fächerten ſich dabei beſtändig mit großen grünen Fächern, ſo daß man nichts hörte als ein unaufhörlich heimliches Wiſpern, und nichts ſah als Fächerſchlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln ſtörte manche ſchöne Andacht, und große katholiſche Augen ſahen mich an,

halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzuſtrecken und Seelenſieſte zu halten.

Wahrlich, ein ſolcher Dom mit ſeinem gedämpften Lichte und ſeiner wehenden Kühle iſt ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenſchein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unſerem proteſtantiſchen Norddeutſchland, wo die Kirchen nicht ſo komfortabel gebaut ſind, und das Licht ſo frech durch die unbemalten Vernunftſcheiben hineinſchießt, und ſelbſt die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug ſchützen. Man mag ſagen was man will, der Katholizismus iſt eine gute Sommerreligion. Es läßt ſich gut liegen auf den Bänken dieſer alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und ſündigt in Gedanken, die Madonnen nicken ſo verzeihend aus ihren Niſchen, weiblich geſinnt verzeihen ſie ſogar, wenn man ihre eigenen holden Züge in die ſündigen Gedanken verflochten hat, und zum Ueberfluß ſteht noch in jeder Ecke ein brauner Nothſtuhl des Gewiſſens, wo man ſich ſeiner Sünden entledigen kann.

In einem ſolchen Stuhle ſaß ein junger Mönch mit ernſter Miene; das Geſicht der Dame, die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtſtuhls verborgen. Doch kam außerhalb deſſelben eine Hand zum Vorſchein, die mich gleichſam feſthielt. Ich konnte nicht aufhören dieſe Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir ſo befremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Geſicht zu bilden, das zu dieſer Hand gehören konnte. Es war eine ſchöne Hand, und nicht wie man ſie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Roſe, nur gedankenloſe, vegetabil animaliſche Hände haben, ſie hatte vielmehr ſo etwas Geiſtiges, ſo etwas geſchichtlich Reizendes, wie die Hände von ſchönen Menſchen, die ſehr gebildet ſind oder viel gelitten haben. Dieſe Hand hatte dabei auch ſo etwas rührend Unſchuldiges, daß es ſchien, als ob ſie nicht mitzubeichten brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichſam draußen warte, bis dieſe fertig ſei. Das dauerte aber lange; die Dame mußte viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unſichtbaren Abſchiedskuß auf die ſchöne Hand, dieſe zuckte in demſelben Momente, und zwar ſo eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich ſie berührte. Um Gotteswillen, dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Sechszehntes Kapitel.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obſtfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntſchaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein Paar an die Ohren geworfene Feigen ſind zwar nicht immer die beſte Introduction; aber ich und die Obſtfrau ſahen uns jetzt doch ſo freundlich an, als hätten wir uns wechſelſeitig die beſten Empfehlungsſchreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Ausſehn. Sie war freilich ſchon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unſere Dienſtjahre mit fatalen Chevets auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war ſie auch deſto korpulenter, und was ſie an Jugend eingebüßt, das hatte ſie an Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Geſicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen ſtand darauf geſchrieben: „lieben und geliebt zu werden, iſt das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köſtlichſten Reiz verlieh, das war die Friſur, die gekräuſelten Locken, kreideweiß gepudert, mit Pommade reichlich gedüngt, und idylliſch mit weißen Glockenblumen durchſchlungen. Ich betrachtete dieſe Frau mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie irgend ein Antiquar ſeine ausgegrabenen Marmortorſos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menſchenruine noch viel mehr ſtudieren, ich konnte die Spuren aller Civiliſationen Italiens an ihr nachweiſen, der etruskiſchen, römiſchen, gothiſchen, lombardiſchen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht intereſſant war mir das civiliſirte Weſen dieſer Frau im Kontraſt mit Gewerb und leidenſchaftlicher Gewöhnung. Nicht minder intereſſant waren mir die Gegenſtände ihres Gewerbes, die friſchen Mandeln, die ich noch nie in ihrer urſprünglich grünen Schale geſehn, und die duftig friſchen Feigen, die hochaufgeſchüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit friſchen Citronen und Orangen ergötzten mich; und wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildſchöner Knabe, der ein kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwiſchen jedem Schlag derſelben mit ſeinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei ſo weltvergeſſen in den blauen Himmel hineinlächelte, daß mir ſelbſt wieder die drolligſte Kinderlaune im Gemüthe aufſtieg, und ich mich, wie ein Kind, vor die lachenden Körbe hinſtellte und naſchte und mit der Obſtfrau diskurirte.

Wegen meines gebrochenen Italieniſchſprechens hielt ſie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich geſtand ihr, daß ich nur ein Deutſcher ſei. Sie machte ſogleich viele geographiſche, ökonomiſche, hortologiſche, klimatiſche Fragen über Deutſchland, und wunderte ſich, als ich ihr ebenfalls geſtand, daß

bei uns keine Citronen wachſen, daß wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, ſehr preſſen müſſen, wenn wir Punſch machen, und daß wir dann aus Verzweiflung deſto mehr Rum zugießen. Ach liebe Frau! ſagte ich ihr, in unſerem Lande iſt es ſehr froſtig und feucht, unſer Sommer iſt nur ein grünangeſtrichener Winter, ſogar die Sonne muß bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn ſie ſich nicht erkälten will; bei dieſem gelben Flanellſonnenſchein können unſere Früchte nimmermehr gedeihen, ſie ſehen verdrießlich und grün aus, und unter uns geſagt, das einzige reife Obſt, das wir haben, ſind gebratene Aepfel. Was die Feigen betrifft, ſo müſſen wir ſie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reiſen werden ſie dumm und mehlig; nur die ſchlechteſte Sorte können wir friſch aus der erſten Hand bekommen, und dieſe iſt ſo bitter, daß, wer ſie umſonſt bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anſtellt. Von den Mandeln haben wir blos die geſchwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obſt, und wir haben nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haſelnüſſe, Zwetſchen und dergleichen Pöbel.

Siebenzehntes Kapitel.

Ich freute mich wirklich, ſchon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntſchaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden gezogen, ſo wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obſtfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner, und ſoll ich die Wahrheit ſagen, bei den ſchönen Mädchen, die rudelweiſe vorbeiſtrömten. Ich weiß nicht, ob andere Reiſende hier das Beiwort „ſchön" billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war juſt die Sorte, die ich liebe: — und ich liebe dieſe blaſſen, elegiſchen Geſichter, wo die großen, ſchwarzen Augen ſo liebeskrank herausſtrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener ſtolzen Hälſe, die ſchon Phöbus geliebt und braun geküßt hat; ich liebe ſogar jene überreife Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüſterne Vögel daran gepickt; vor allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene ſtumme Muſik des Leibes, jene Glieder, die ſich in den ſüßeſten Rythmen bewegen, üppig, ſchmiegſam, göttlich liederlich, ſterbefaul, dann wieder ätheriſch erhaben, und immer hochpoetiſch. Ich liebe dergleichen, wie ich die Poeſie ſelbſt liebe, und dieſe melodiſch bewegten Geſtalten, dieſes wunderbare Menſchenkonzert, das an mir vorüberrauſchte, fand Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der erſten Ueberraſchung, die Mährchenhaftigkeit der wildfremden Erſcheinung, es war ſchon der ruhige

Geiſt, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht lieſt, jene Frauenbilder mit entzückt beſonnenem Auge betrachtete. Und bei ſolcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trients ſich noch ſchmücken wie zu den Zeiten des Konziliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Konzilium hat wenig ausgerichtet, der Sammt iſt abgeſchabt, die Seide zerfetzt und den armen Kindern blieb nichts als kümmerlicher Flitterſtaat, den ſie in der Woche ängſtlich ſchonen, und womit ſie ſich nur des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieſer Reſte eines verſchollenen Luxus, und müſſen ſich mit allerlei ordinairen und wohlfeilen Fabrikaten unſers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Kontraſte zwiſchen Leib und Kleid; der feingeſchnittene Mund ſcheint fürſtlich gebieten zu dürfen, und wird höhniſch überſchattet von einem armſeligen Baſthut mit zerknitterten Papierblumen, der ſtolzeſte Buſen wogt in einer Krauſe von plump falſchen Garnſpitzen, und die geiſtreichſten Hüften umſchließt der dümmſte Kattun. Wehmuth, dein Name iſt Kattun, und zwar braungeſtreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger geſtimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Geſtalt und Geſichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf dieſem antik edlen Leib ein Kleid von braungeſtreiftem Kattun trug, ſo daß es ausſah, als ſei die ſteinerne Niobe plötzlich luſtig geworden, und habe ſich maskirt in unſere moderne Kleintracht, und ſchreite bettelſtolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trients.

Achtzehntes Kapitel.

Als ich nach der Lokanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo beſtellt hatte, war mir wirklich ſo wehmüthig zu Sinn, daß ich nicht eſſen konnte, und das will viel ſagen. Ich ſetzte mich vor die Thür der nachbarlichen Botega, erfriſchte mich mit Sorbet und ſprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt biſt du ja in Italien — warum tirilirſt du nicht? Sind vielleicht die alten deutſchen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die ſich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und ſie freuen ſich jetzt, und eben ihr gemeinſchaftlicher Jubel erregt nun in der Bruſt jenes pitoreske Weh, das darin ſo ſeltſam ſticht und hüpft und pfeift? Und warum ſollten ſich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen? Hier in Italien iſt es ja ſo ſchön, in dieſen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantiſcher, als in unſeren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorbeerbäumen läßt ſich viel wollüſtiger weinen als unter unſeren mürriſch zackigen Tannen,

und nach den idealiſchen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läßt ſich viel ſüßer hinaufſchmachten als nach dem aſchgrau deutſchen Werkeltagshimmel, wo ſogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen ſchneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Bruſt, Ihr Schmerzen! Ihr findet nirgends ein beſſeres Unterkommen. Ihr ſeid mir lieb und werth, und keiner weiß Euch beſſer zu hegen und zu pflegen als ich, und ich geſtehe Euch, Ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was iſt denn Vergnügen? Vergnügen iſt nichts als ein höchſt angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Muſik, die, ohne daß ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuſchauern ſchon um ſich gezogen, hatte melodramatiſch dieſen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, beſtehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe ſpielte. Der eine von jenen beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein ſtämmiger Mann, mit einem dickrothen Banditengeſicht, das aus den ſchwarzen Haupt- und Barthaaren, wie ein drohender Comet, hervorbrannte, und zwiſchen den Beinen hielt er eine ungeheure Baßgeige, die er ſo wüthend ſtrich, als habe er in den Abruzzen einen armen Reiſenden niedergeworfen und wolle ihm geſchwinde die Gurgel abfiedeln; der andre war ein langer, hagerer Greis, deſſen morſche Gebeine in einem abgelebt ſchwarzen Anzuge ſchlotterten, und deſſen ſchneeweiße Haare mit ſeinem Buffogeſang und ſeinen närriſchen Capriolen gar kläglich kontraſtirten. Iſt es ſchon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man ſeinen Jahren ſchuldig iſt, aus Noth verkaufen, und ſich zur Poſſenreißerei hergeben muß; wie viel trübſeliger iſt es noch, wenn er ſolches in Gegenwart oder gar in Geſellſchaft ſeines Kindes thut! und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und ſie akkompagnirte mit der Harfe die unwürdigſten Späße des greiſen Vaters, oder ſtellte auch die Harfe bei Seite und ſang mit ihm ein komiſches Duett, wo er einen verliebten alten Gecken, und ſie ſeine junge neckiſche Amante vorſtellte. Obendrein ſchien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu ſein, ja es ſchien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräulichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichſüchtige Welken und der zuckende Mißmuth des ſchönen Geſichtes, deſſen ſtolzgeſchwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichſam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren ſchwarzen Triumphbogen ſo herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzenston, der ſo unheimlich kontraſtirte mit den lachend ſchönen Lippen, denen er entſchlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängſtlich violettes Seidenkleidchen ſo tief als möglich umflatterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährten Strohhut und die Bruſt zierte gar ſinnbildlich eine offne Roſenknospe, die mehr gewaltſam aufgeriſſen

als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu ſein ſchien. Indeſſen, über dem unglücklichen Mädchen, dieſem Frühling, den der Tod ſchon verderblich angehaucht, lag eine unbeſchreibliche Anmuth, eine Grazie, die ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kund gab, und ſelbſt dann nicht ganz ſich verläugnete, wenn ſie mit vorgeworfenem Leibchen und ironiſcher Lüſternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben ſo unſittſam, mit vorgeſtrecktem Bauchgerippe zu ihr heranwackelte. Je frecher ſie ſich geberdete, deſto tieferes Mitleiden flößte ſie mir ein, und wenn ihr Geſang dann weich und wunderbar aus ihrer Bruſt hervorſtieg und gleichſam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Bruſt die kleinen Schlangen, und biſſen ſich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Roſe ſchien mich dann wie bittend anzuſehen, einmal ſah ich ſie ſogar zittern, erbleichen — aber in demſelben Augenblicke ſchlugen die Triller des Mädchens um ſo lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Cometgeſicht marterte ſeine Bratſche ſo grimmig, daß ſie die entſetzlich drolligſten Töne von ſich gab und die Zuhörer noch toller jubelten.

Neunzehntes Kapitel.

Es war ein ächt italieniſches Muſikſtück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wunderſamen Gattung, die dem Humor den freieſten Spielraum gewährt, und worin er ſich all' ſeiner ſpringenden Luſt, ſeiner tollen Empfindelei, ſeiner lachenden Wehmuth, und ſeiner lebensſüchtigen Todesbegeiſterung überlaſſen kann. Es war ganz Roſſiniſche Weiſe, wie ſie ſich im Barbier von Sevilla am lieblichſten offenbart. Die Verächter italieniſcher Muſik, die auch dieſer Gattung den Stab brechen, werden einſt in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und ſind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts anderes zu hören, als Fugen von Sebaſtian Bach. Leid iſt es mir um ſo manchen meiner Collegen, z. B. um Rellſtab, der ebenfalls dieſer Verdammniß nicht entgehen wird, wenn er ſich nicht vor ſeinem Tode zu Roſſini bekehrt. Roſſini, divino Maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreiteſt! verzeih meinen armen Landsleuten, die dich läſtern auf Schreibpapier und auf Löſchpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodiſchen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich ſo lieblich umgaukelten, und mir das Herz küſſen, wie mit Lippen der Grazien! Divino Maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht ſehen, weil du ſie mit Roſen bedeckſt, und denen du nicht gedankenſchwer und gründlich genug biſt, weil du ſo leicht flat-

terſt, ſo gottbeflügelt! — Freilich, um die heutige italieniſche Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muß man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging, unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kund geben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hülfe, alles dieſes verkappt ſich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von ſchmeichelnden Careſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen.

Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera Buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiener ſeine tödtlichſten Befreiungsgedanken verbirgt wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrthen. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daß ſie nichts merkt. Denn ſonſt würde der Impreſſario, mitſammt der Prima Donna und dem Primo Uomo, bald jene Bretter betreten, die eine Feſtung bedeuten; es würde eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt werden, alle ſtaatsgefährliche Triller und revoluzionärriſche Colloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arretiren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Columbine müßte ſich, über dieſes Familienunglück, die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italieniſchen Demagogen pfiffiger ſind als die armen Deutſchen, die, Aehnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber ſo auffallend trübſelig ausſahen und bei ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen nannten, ſich ſo gefährlich anſtellten, und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daß die Regierungen endlich aufmerkſam werden und ſie einſtecken mußten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die kleine Harfeniſtin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während ſie ſang und ſpielte, oft nach ihrer Buſenroſe hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit ſie ihr Honorar einſammelte, ein Geldſtück warf, das nicht allzuklein war, da lächelte ſie ſchlau, und frug heimlich: ob ich ihre Roſe haben wolle?

Nun bin ich aber der höflichſte Menſch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Roſe beleidigen, und ſei es auch eine Roſe, die ſich ſchon ein bischen verduftet hat. Und wenn ſie auch nicht mehr, ſo dacht' ich, ganz friſch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend iſt, wie die Roſe von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockſchnupfen habe! Und nur die Menſchen nehmens ſo genau. Der Schmetterling fragt nicht die Blume: hat ſchon ein anderer dich geküßt? Und dieſe fragt nicht: haſt du ſchon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daß die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, ſind alle Blumen grau, die ſündigſte Roſe eben ſo gut wie die tugendhafteſte Peterſilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern ſagte ich zu der kleinen Harfeniſtin: Si Signora — — —

Denk nur nichts Böſes, lieber Leſer. Es war dunkel geworden, und die Sterne ſahen ſo klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette ſtand, worauf der ſchöne, blaſſe Leib lag, mit ſanften ſtillen Lippen — Ich dachte wieder an den ſonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen ſollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glaſe auf dem Tiſche ſtand und ſo ſeltſam duftete — Auch durchſchauerte mich wieder der Zweifel: ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erloſch? Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ich ging bald zu Bette, ſchlief bald ein und verwickelte mich in närriſche Träume. Ich träumte mich nemlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich ſtaunte wieder wie vorher, und jetzt um ſo mehr, da lauter Blumen ſtatt Menſchen in den Straßen ſpazieren gingen.

Da wandelten glühende Nelken, die ſich wollüſtig fächerten, kokettirende Balſaminen, Hyacinthen mit hübſchen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein

Troß von ſchnurrbärtigen Narziſſen und tölpelhaften Ritterſporen. An der Ecke zankten ſich zwei Masliebchen. Aus dem Fenſter eines alten Hauſes von krankhaftem Ausſehen guckte eine geſprenkelte Levkoſe, gar närriſch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenſtimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze Adel verſammelt, die hohe Nobleſſe, nämlich jene Liljen, die nicht arbeiten und nicht ſpinnen und ſich doch eben ſo prächtig dünken wie König Salomon in all ſeiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obſtfrau glaubte ich dort zu ſehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie ſaure Jurke? Sie ordinäre Blume mit man enen Stoobfaden? Ich will Ihnen ſchon begießen!" Vor Angſt eilte ich in den Dom, und überrannte faſt ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das ſich von einem Gänſeblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen ſaßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtſtuhl ſaß ein ſchwarzer Rettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Geſicht nicht zum Vorſchein kam. Doch ſie duftete ſo wohlbekannt ſchauerlich, daß ich ſeltſamerweiſe wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer ſtand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Roſen mit ſchwarzen Flören und weißen Taſchentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerriſſene Roſe, die ich am Buſen der kleinen Harfeniſtin kennen gelernt. Sie ſah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaß, eine weiße Roſenleiche. Bei einer kleinen Capelle wurde der Sarg niedergeſetzt; da gab es nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatſchroſe hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin ſie viel ſchwatzte von den Tugenden der Hingeſchiedenen, von einem irdiſchen Katzenjammerthal, von einem beſſeren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näſelnd ſingenden Tone, eine breitgewäſſerte Rede, und ſo lang und langweilig, daß ich davon erwachte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios ſeine Gäule angeſchirrt, und ſchon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Vetturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechſeln.

Ala iſt ſchon ein ächt italieniſches Neſt. Die Lage iſt pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauſcht vorbei, heitergrüne Weinreben umranken hie und

da die übereinanderſtolpernden, zuſammengeflickten Bettlerpaläſte. An der Ecke des windſchiefen Marktes, der ſo klein iſt wie ein Hühnerhof, ſteht mit großmächtigen, gigantiſchen Buchſtaben: Piazza di San Marco. Auf dem ſteinernen Bruchſtück eines großen, altadligen Wappenſchilds, ſaß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beſchien ſeine naive Rückſeite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild, das er vorher inbrünſtig küßte. Ein kleines, bildſchönes Mädchen, ſtand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen akkompagnirend in eine hölzerne Kindertrompete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag ſpeiſte, war ebenfalls ſchon von ächt italieniſcher Art. Oben, auf dem erſten Stockwerk, eine freie Eſtrade mit der Ausſicht nach dem Hofe, wo zerſchlagene Wagen und ſehnſüchtige Miſthaufen lagen, Truthähne mit närriſch rothen Schnabellappen und bettelſtolze Pfauen einherſpazierten, und ein halb Dutzend zerlumpter, ſonnverbrannter Buben ſich nach der Bell- und Lankaſterſchen Methode lausten. Auf jener Eſtrade, längs dem gebrochenen Eiſengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth ſprang hin und her, um meine Wünſche zu vernehmen. Er trug einen haſtig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Geſicht, worin eine lange höckerige Naſe, mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf ſaß, wie ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kameels. Er ſprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Aeffchen auf ſeiner Naſe ebenfalls hin und her ſpränge. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeſte brachte, und wenn ich deshalb ſchalt, ſo betheuerte er, daß ich ſchon ſehr gut Italieniſch ſpreche.

Ich mußte mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürloſen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander ſaßen und ſangen und Hühner rupften. Erſtere war remarkabel korpulent; Brüſte, die ſich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem koloſſalen Hintergeſtell, ſo daß jene erſt die Inſtituzionen zu ſein ſchienen, dieſes aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht ſehr große, aber ſtark geformte Perſon, ſchien ſich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Geſichtszüge waren nicht ſanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch ſchön gemeſſen, edel, antik; Locken und Augen brennend ſchwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, ſtumpfe Geſichtszüge, eine roſenrothe Naſe, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il Signor padre, herangeſprungen, und fragte nach irgend einem Geſchirr oder Geräthe, und im Rezitativ bekam er die ruhige Weiſung, es

[illegible]

Eine [illegible] Rechnung überzeugte mich, daß auch der Signor padre sich aufs Rechnen verstand, und als ich ihm demnach, außer der Zahlung, etwas für die gute Kost gab, da wußte er so vergnügt stark, daß das Aeffchen beinah von seinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald saß ich in dem eingetauschten Wagen, fuhr rasch hinab in die lombardische Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weitberühmte Stadt Verona.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die bunte Gewalt der neuen Erſcheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahndungsvoll, wie Mährchenſchauer; in Verona aber erfaßte ſie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, ſcharfbeſtimmter Formen, geſpenſtiſcher Trompetenklänge und fernen Waffengeräuſches. Da war manch' verwitterter Palaſt, der mich ſo ſtier anſah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er ſcheuete ſich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenſchen, und bäte mich zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volks und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoß, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüſter zerbrochener Bildſäulen, und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geſchichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala mazzanti.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etſch, war immer gleichſam die erſte Stazion für die germaniſchen Wandervölker, die ihre kaltnordiſchen Wälder verließen und über die Alpen ſtiegen, um ſich im gülbenen Sonnenſchein des lieblichen Italiens zu erluſtigen. Einige zogen weiter hinab, anderen gefiel es ſchon gut genug am Orte ſelbſt, und ſie machten es ſich heimathlich bequem, und zogen ſeidne Hausgewänder an, und ergingen ſich friedlich unter Blumen und Zypreſſen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre friſchen Eiſenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und ſie verdrängten, — eine Geſchichte, die ſich oft wiederholte, und von den Hiſtorikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, ſo findet man überall die abentheuerlichen Spuren jener Tage, ſo wie auch die Spuren der älteren und der ſpäteren Zeiten. An die Römer mahnt beſonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theoderichs, des Ditrichs von Bern, von dem die Deutſchen noch ſingen und ſagen, erinnern die fabelhaften Reſte ſo mancher byzantiniſch vorgothiſchen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und ſeine wüthenden Longobarden; ſagenreiche Denkmale mahnen an Carolum Magnum, deſſen Paladine an der Pforte des Doms eben ſo fränkiſch roh gemeißelt ſind, wie ſie gewiß im Leben geweſen — es will uns bedünken, als ſei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäuſern ſeinen Namen auf Wand und Fenſter zu ſchreiben pflegt, ſo habe dort jedes Volk die Spuren ſeiner Anweſenheit zurückgelaſſen, freilich oft nicht in der leſerlichſten Schrift, da mancher deutſche Stamm noch nicht ſchreiben konnte, und ſich damit behelfen mußte, zum Andenken etwas zu zertrümmern, welches auch hin-

reichend war, da dieſe Trümmer noch deutlicher ſprechen als zierliche Buchſtaben Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben ſolche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlaſſen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um ſich durch mildere Mittel im Andenken der Menſchen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beſtändiger Verwunderung ob des nie Geſehenen, anſtarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menſchen, die in geheimnißvoller Haſt dazwiſchen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das ſeltſame Ganze wie ein koſtbarer Rahmen umſchloß, und dadurch gleichſam zu einem Gemälde erhob. Es iſt aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, ſelbſt ſteckt, und hie und da von den Figuren deſſelben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe ſo lieblich geſchah. Das iſt nemlich der Gemüſemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Geſtalten, Frauen und Mädchen, ſchmachtend großäugige Geſichter, ſüße wöhnliche Leiber, reizend gelb, naiv ſchmutzig, geſchaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder ſchwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war ſo liſtig um den Buſen geſchlagen, daß er die ſchönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchſtochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberſtäbchen. Die Bäuerinnen hatten meiſt kleine, tellerartige Strohhütchen mit kokettirenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unſrigen, und nur die ungeheuern ſchwarzen Backenbärte, die aus der Cravatte hervorbuſchten, waren mir hier, wo ich dieſe Mode zuerſt bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer dieſe Menſchen, die Männer wie die Frauen, ſo entdeckte man, in ihren Geſichtern und in ihrem ganzen Weſen, die Spuren einer Civiliſazion, die ſich von der unſrigen in ſofern unterſcheidet, daß ſie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, ſondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden iſt, und ſich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrſcher modifizirt hat. Die Civiliſazion hat bei dieſen Menſchen keine ſo auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenſtämme erſt geſtern gehobelt worden ſind, und alles noch nach Firniß riecht. Es ſcheint uns, als habe dieſes Menſchengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechſelt, und der Geiſt der Geſittung habe ſich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die dieſen Platz umgeben, mögen nicht ſo leicht im Stande geweſen ſein mit der Zeit fortzuſchreiten; doch ſchauen ſie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unſere Seele. Da ſtehen hohe Paläſte im venezianiſch-lombardiſchen Styl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freſko-

bildern; in der Mitte erhebt ſich eine einzelne Denkſäule, ein Springbrunnen und eine ſteinerne Heilige; hier ſchaut man den launig roth- und weißgeſtreiften Podeſta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt: dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerſtört iſt, ſo daß es ausſieht, als wolle die Zeit ſich ſelber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derſelbe romantiſche Zauber, der uns ſo lieblich anweht aus den phantaſtiſchen Dichtungen des Ludovico Arioſto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bei dieſem Platze ſteht ein Haus, das man, wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt iſt, für den Palaſt der Capulets hält. Es iſt jetzt eine ſchmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutſcher, und als Herbergeſchild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern, in einer Kirche, zeigt man auch die Capelle, worin der Sage nach, das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter beſucht gern ſolche Orte, wenn er auch ſelbſt lächelt über die Leichtgläubigkeit ſeines Herzens. Ich fand in dieſer Capelle ein einſames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Weſen, das, nach langem Knieen und Beten, ſeufzend aufſtand, aus kranken, ſtillen Augen mich befremdet anſah, und endlich, wie mit gebrochenen Gliedern, fortſchwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger ſind unfern der Piazza delle Erbe. Sie ſind ſo wunderſam prächtig wie dieſes ſtolze Geſchlecht ſelbſt, und es iſt Schade, daß ſie in einem engen Winkel ſtehen, wo ſie ſich gleichſam zuſammendrängen müſſen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beſchauer nicht viel Platz bleibt, um ſie ordentlich zu betrachten. Es iſt, als ſähen wir hier die geſchichtliche Erſcheinung dieſes Geſchlechtes vergleichnißt; dieſe füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italieniſchen Geſchichte, aber dieſer Winkel iſt gedrängt voll von Thatenglanz, Geſinnungspracht und Uebermuthsherrlichkeit. Wie in der Geſchichte, ſo ſieht man ſie auch auf ihren Monumenten, ſtolze, eiſerne Ritter auf eiſernen Roſſen, vor allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Maſtino, der Neffe.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ueber das Amphitheater von Verona haben viele geſprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die ſich nicht in den Kreis dieſes berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es iſt ganz in jenem ernſten, thatſächlichen Styl gebaut, deſſen Schönheit in der vollendeten Solidität beſteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geiſt

ausſpricht, der nichts anders iſt als der Geiſt von Rom ſelbſt. Und Rom? Wer iſt ſo geſund unwiſſend, daß nicht heimlich bei dieſem Namen ſein Herz erbebte, und nicht wenigſtens eine tradizionelle Furcht ſeine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß mein Gefühl mehr Angſt als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma iſt ja jetzt todt, beſchwichtigte ich die zagende Seele, und du haſt die Freude, ihre ſchöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann ſtieg wieder das Falſtaffſche Bedenken in mir auf: wenn ſie aber noch nicht ganz todt wäre, und ſich nur verſtellt hätte, und ſie ſtände plötzlich wieder auf — es wäre entſetzlich!

Als ich das Amphitheater beſuchte, wurde juſt Comödie darin geſpielt; eine kleine Holzbude war nemlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italieniſche Poſſe aufgeführt, und die Zuſchauer ſaßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da ſaß ich nun und ſah Brighellas und Tartaglias Spiegelfechtereien auf derſelben Stelle, wo der Römer einſt ſaß und ſeinen Gladiatoren und Thierhetzen zuſah. Der Himmel über mir, die blaue Kryſtallſchale, war noch derſelbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne ſchimmerten hervor, Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatſchte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekoſtet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, dieſe Männer konnten ſich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und ernſthaft wie ſie waren, zeigte ſich auch in ihren Spielen der baarſte, blutigſte Ernſt. Sie waren keine große Menſchen, aber durch ihre Stellung waren ſie größer als andre Erdenkinder, denn ſie ſtanden auf Rom. So wie ſie von den ſieben Hügeln herabſtiegen, waren ſie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben ſich ausſpricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpſeſten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reiſenden das römiſche Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche ſo auffallend kontraſtiren gegen jene koloſſalen Bauwerke, die das öffentliche Leben ausſprachen, jene Theater, Waſſerleitungen, Brunnen, Landſtraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unſer Staunen erregen. Aber das iſt es ja eben; wie der Grieche groß iſt durch die Idee der Kunſt, der Hebräer durch die Idee eines heiligſten Gottes, ſo ſind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo ſie in der Begeiſterung dieſer Idee gefochten, geſchrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte ſich dieſe Idee, der Einzelne verlor ſich darin, die Großen, die noch hervorragen, ſind nur getragen von dieſer Idee, und ſie macht die

Kleinheit der Kleinen noch bemerkbar. Die Römer ſind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satyriker geweſen, Helden wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satyriker, wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab, der Idee Rom, mußte ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheim fallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satyre, eben weil er die Größe Roms und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal wenn er berichten kann, was die maliziöſen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnirten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir, in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtyl, tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten Roms, und mir war dabei, als ſähe ich ſie ſelber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als ſähe ich die Griechen, mit ihren begeiſterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir ſtimmen für das Agrariſche Geſetz! Auch Cäſar ſah ich, Arm in Arm wandelte er mit Markus Brutus — Seid Ihr wieder verſöhnt? rief ich. Wir glauben beide Recht zu haben — lachte Cäſar zu mir hinauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deßhalb für berechtigt, Rom in die Taſche zu ſtecken, und weil mein Sohn Markus eben dieſer Römer war, ſo glaubte er ſich berechtigt, mich deßhalb umzubringen. Hinter dieſen Beiden ſchlich Tiberius Nero, mit Nebelbeinen und unbeſtimmten Mienen. Auch Weiber ſah ich dort wandeln, darunter Agrippina, mit ihrem ſchönen herrſchſüchtigen Geſichte, das wunderſam rührend anzuſehen war, wie ein altes Marmorbild, in deſſen Zügen der Schmerz wie verſteinert erſcheint. Wen ſuchſt du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich ſie klagen — da plötzlich erſcholl das dumpfſinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenſtreichs. Die ſtolzen römiſchen Geiſter verſchwanden, und ich war wieder ganz in der chriſtlich öſtreichiſchen Gegenwart.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Auf dem Platze La Bra ſpaziert, ſobald es dunkel wird, die ſchöne Welt von Verona, oder ſitzt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffeebuden, und

ſchlürſt Sorbet und Abendkühle und Muſik. Da läßt ſich gut ſitzen, das träumende Herz wiegt ſich auf ſüßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie ſchlaftrunken, taumelt es auf wenn die Trompeten erſchallen und es ſtimmt ein mit vollem Orcheſter. Dann iſt der Geiſt wieder ſonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen ſchwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, ſtolz und langſam und ewig.

Ich wandelte noch bis ſpät nach Mitternacht durch die Straßen Veronas, die allmählig menſchenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und ſchmerzhaft ſah mich an manch' marmornes Geſicht. Ich eilte ſchnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir ſchien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von ſeinem Roſſe herabſteigen und mich als Wegweiſer begleiten. Bleib du nur ſitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz iſt der beſte Cicerone und erzählt mir überall die Geſchichten, die in den Häuſern paſſirt ſind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es ſie treu genug.

Als ich an den römiſchen Triumphbogen kam, huſchte eben ein ſchwarzer Mönch hindurch, und fernher erſcholl ein deutſch brummendes Werda? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir ſo ſüß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzanti ſtieg? Es war Geſang wie aus der Bruſt einer ſterbenden Nachtigall, todtzärtlich, und wie Hülferufend an den ſteinernen Häuſern wiederhallend. Auf dieſer Stelle hat Antonio della Scala ſeinen Bruder Bartholomeo umgebracht, als dieſer eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz ſagte mir, ſie ſäße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und ſänge nur, um ihre ahnende Angſt zu überſtimmen. Aber bald ſchienen mir Lied und Stimme ſo wohl bekannt, ich hatte dieſe ſeidnen, ſchauerigen, verblutenden Töne ſchon früher gehört, ſie umſtrickten mich wie weiche flehende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, ſprach ich zu mir ſelber, kennſt du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria ſo oft geſungen? Und die Stimme ſelbſt — kennſt du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gaſthof Due Torre, bis in's Schlafgemach, bis in den Traum — Und da ſah ich wieder mein ſüßes geſtorbenes Leben ſchön und regungslos liegen, die alte Waſchfrau entfernte ſich wieder mit räthſelhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob ſich langſam, um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöſcht hat.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

„Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühen?“

Kennſt du das Lied? Ganz Italien iſt darin geſchildert, aber mit den ſeufzenden Farben der Sehnſucht. In der italieniſchen Reiſe hat es Goethe etwas ausführlicher beſungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen und man kann ſich auf die Treue der Umriſſe und der Farbengebung ganz verlaſſen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethes italieniſche Reiſe hinzudeuten, um ſo mehr, da er, bis Verona, dieſelbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe ſchon früherhin über jenes Buch geſprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf beſtätigt. Wir ſchauen nämlich darin überall thatſächliche Auffaſſung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, beſſer geſagt, er iſt ſelbſt der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wiſſen, wie ſie ausſieht, und ſie erſchuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intenzionen der Natur vermag er uns wiederzuſpiegeln, und es iſt einem hitzigen Goethianer, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten ſelbſt ſo ſehr erſtaunt, daß er dem Spiegel ſogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objekte zu erſchaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mal ein Buch über Goethe geſchrieben, worin er ganz ernſthaft verſichert: hätte der liebe Gott bei Erſchaffung der Welt zu Goethe geſagt: „lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob fertig, ich habe jetzt Alles erſchaffen, bis auf die Vögel und die Bäume, und du thäteſt mir eine Liebe, wenn du ſtatt meiner dieſe Bagatellen noch erſchaffen wollteſt“ — ſo würde Goethe, eben ſo gut wie der liebe Gott, dieſe Thiere und Gewächſe ganz im Geiſte der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün erſchaffen haben.

Es liegt Wahrheit in dieſen Worten, und ich bin ſogar der Meinung, daß Goethe manchmal ſeine Sache noch beſſer gemacht hätte, als der liebe Gott ſelbſt, und daß er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün erſchaffen hätte. Es iſt wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grünen Federn wachſen, und Goethe hat dieſem Mangel wenigſtens dadurch abzuhelfen geſucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verſchrieben und eigenhändig aufgeſetzt hat.

Nächſt Goethe's italieniſcher Reiſe, iſt Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was dieſen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erſcheinen, das erſetzen ſie durch männliche Geſinnungen, die jenem mangeln. Denn Frau v. Morgan hat wie ein Mann geſprochen, ſie ſprach Scorpionen in die Herzen frecher Söld-

[illegible] Nachtigall der [illegible], wie männiglich bekannt ist, war Frau v. Staël eine begeisterte Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthusiasmusfäßchen, und stärkte die Müden, und focht selber mit, besser als die Besten.

Was überhaupt italienische Reisebeschreibungen betrifft, so hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hermes eine Uebersicht derselben gegeben. Ihre Zahl ist Legion. Unter den ältern deutschen Schriftstellern in diesem Fache sind, durch Geist oder Eigenthümlichkeit, am ausgezeichnetsten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arndt, Meyer, Benkowitz und Rehfues. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter diesen nenne ich des allzufrüh verstorbenen W. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen" — ach, er war ein deutscher Dichter! — dann die Reise von Kephalides, die ein bischen trocken ist, ferner Lehmann's „cisalpinische Blätter," die etwas zu dünn sind, und endlich die „Reisen in Italien seit 1822, von Friedrich Thiersch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo v. Klenze," von diesem Werke ist erst ein Theil erschienen, und er enthält meistens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thiersch, dessen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst Du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leser, von Verona nach Mailand nicht mit dem Postwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Gesellschaft von sechs Banditen, in einer schwerfälligen Carrozza, die, wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten so sorgfältig verschlossen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, lüftete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu spucken. Das eine mal sah ich nichts als einige

ſchwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der ſchwülen Sonnenhitze ſehr zu leiden ſchienen; das andere mal ſah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier ſich ſpiegelten. Letzterer, ein öſtreichiſcher Narziß, bewunderte mit kindiſcher Freude, wie ſein Spiegelbild ihm alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präſentirte oder ſchulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia ſelbſt weiß ich ebenfalls wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reiſenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher ſtillt als den des Geiſtes. Doch war ich gewiſſenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen ſtieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen: und da erfuhr ich unter anderen: die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffeehäuſer, 20 katholiſche Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben ſo gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler ſtehlen.

Um Mitternacht arrivirte ich in Mailand und kehrte ein bei Hrn. Reichmann, einem Deutſchen, der ſein Hôtel ganz nach deutſcher Weiſe eingerichtet. Es ſei das beſte Wirthshaus in ganz Italien, ſagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italieniſche Gaſtwirthe und Flöhe ſehr ſchlecht zu ſprechen waren. Da hörte ich nichts als ärgerliche Hiſtörchen von italieniſchen Prellereien, und beſonders Sir William fluchte und verſicherte: wenn Europa der Kopf der Welt ſei, ſo ſei Italien das Diebesorgan dieſes Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühſtück bezahlen müſſen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handſchuh aufhob, den er beim Einſteigen in den Wagen fallen laſſen. Sein Vetter Tom ſagte: alle Italiener ſeien Spitzbuben bis auf den einzigen Umſtand, daß ſie nicht ſtehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgeſehen, ſo würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italienerinnen Spitzbübinnen ſind. Der Dritte im Bunde war ein Miſter Liver, den ich in Brighton als ein junges Kalb verlaſſen hatte, und jetzt in Mailand als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menſchen geſehen, der es beſſer verſtanden hätte, mit ſeiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Aermelausſchnitte der Weſte einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja ſein Maul war ſogar viereckig aufgeſperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten ſchmal, oben ſpitz, mit kurzer Stirn und ſehr langem Kinn. Unter den engliſchen Bekannten, die ich in Mailand wiederſah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettlawine war ſie von den Alpen herabgekom-

men in Gesellschaft zweier schneeweißen, schneekalten Schneegänschen, Miß [illegible] und Miß [illegible].

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche: sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italienischen Citronenbaum denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Gallerie ohne ein Schock Engländer, die, mit ihrem Guide in der Hand, darin umherrennen, und nachsehen, ob noch alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Kakaien, wiehernden Rennpferden, grunverschleierten Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren, neugierig und geputzt, über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu sehen. Und in der That, der Sohn Albions, obgleich er weiße Wäsche trägt und alles baar bezahlt, ist doch ein civilisirter Barbar, in Vergleichung mit dem Italiener, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Rohheit, dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italienischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter, mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italienische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italienern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebts in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiener, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiener für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emanzipazion und den Türkenkrieg politisirten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiener mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen sehen, und Mordspektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bei solchen Anlässen statt findet. Ihr Italiener, sagte der Britte zu dem Blassen, scheint für alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag

Euch zu begeiſtern. Sie thun uns Unrecht, ſagte der Blaſſe und bewegte die Achſel. Ach! ſeufzte er hinzu, Italien ſitzt elegiſch träumend auf ſeinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und ſtürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug, und die jetzt gewaltig hervorbrauſen, — und das iſt die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieſes Bekenntniß auch einigen Aufſchluß über den Enthuſiasmus, den jenſeits der Alpen Roſſini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menſchliche Raſerei geſehen, ſo war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Muſik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz überſprang. Jene Raſerei heißt in Italien: furore.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Obgleich ich, lieber Leſer, jetzt ſchon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambroſiana Dir meine Kunſturtheile aufzutiſchen, ſo will ich doch dieſen Kelch an Dir vorüber gehen laſſen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daß ich das ſpitze Kinn, das den Bildern der lombardiſchen Schule einen Anſtrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher ſchönen Lombardin geſehen habe. Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anſchauung. So iſt mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in ſeiner göttlichſten Heiterkeit plötzlich verſtändlich geworden; ſo habe ich ſpäterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geiſt der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumeriſche Oberflächlichkeit der Venezianer begreifen lernen. Geh' nach Rom, liebe Seele, und vielleicht ſchwingſt Du Dich dort hinauf zur Anſchauung der Idealität und zum Verſtändniß des Raphael.

Indeſſen eine Merkwürdigkeit Mailands, die in jeder Hinſicht die größte iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen — Das iſt der Dom.

In der Ferne ſcheint es, als ſei er aus weißem Poſtpapier geſchnitzelt, und in der Nähe erſchrickt man, daß dieſes Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor beſteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothiſchen Krondächlein hervorgucken, und oben

auf allen Spitzen gepflanzt ſtehen, dieſes ſteinerne Volk verwirrt einem faſt die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, ſo findet man es doch recht hübſch, koloſſal niedlich, ein Spielzeug für Rieſenkinder. Im mitternächtlichen Mondſchein gewährt es noch den beſten Anblick, dann kommen all die weißen Steinmenſchen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgeſtiegen, und gehen mit einem über die Piazza, und flüſtern einem alte Geſchichten in's Ohr, putzig heilige, ganz geheime Geſchichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn ſpäterhin fortgeſetzt.

Siehſt du — ſagte mir ein gar ſeltſamer Heiliger, der in der neueſten Zeit aus dem neueſten Marmor verfertigt war, — ſiehſt du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiſer Napoleon den Dombau ſo eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es ſehr gut, er hat eingeſehen, daß dieſes große Steinhaus auf jeden Fall ein ſehr nützliches Gebäude ſein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt.

Wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt — Ich war ſchier erſchrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine ſolche Sprache führen, und dazu auf einem Platze, wo öſtreichiſche Schildwachen, mit Bärenmützen und Torniſtern, auf- und abgehen. Indeſſen der ſteinerne Kauz hat gewiſſermaßen Recht, das Innere des Doms iſt hübſch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Beſtimmung ſeinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleons Lieblingsgedanken, und er war nicht weit vom Ziele entfernt, als ſeine Herrſchaft gebrochen wurde. Die Oeſtreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonſtraße beſchließen ſollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleons Standbild wird nicht, wie früher beſtimmt war, auf die Spitze jenes Bogens geſtellt werden. Immerhin, der große Kaiſer hat ein Standbild hinterlaſſen, das viel beſſer iſt und dauerhafter als Marmor, und das kein Oeſtreicher unſeren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längſt von der Senſe der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht ſein werden, wird jenes Standbild noch unverſehrt daſtehen; neue Geſchlechter werden aus der Erde hervorwachſen, werden ſchwindelnd an jenes Bild hinaufſehen, und ſich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig ſolch Bild zu zerſtören, wird es in ſagenhafte Nebel zu hüllen ſuchen, und ſeine ungeheure Geſchichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht, nach Jahrtauſenden, wird ein ſpitzfindiger Schulmeiſter, in einer grundgelehrten Diſſertazion, unumſtößlich beweiſen: daß der Napoleon Bonaparte ganz identiſch ſei mit jenem andern Titane, der den Göttern das Licht raubte und für dieſes Vergehen auf einem einſamen Felſen, mitten im Meere, angeſchmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich ſein Herz zerfleiſchte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ich bitte Dich, lieber Leſer, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Mißverſtändniß, daß die europäiſche Ariſtokratie, repräſentirt von England, ihn ſo todtfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regenerirt haben, ſtatt daß ſie jetzt darnieder liegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg.

Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für allemal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt nichts als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir ſind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Poſtillon dieſe Worte ſprach! Ich war in Geſellſchaft eines ſehr artigen Liefländers, der vielmehr den Ruſſen ſpielte, des Abends von Mailand abgereiſt, und ſah des folgenden Morgens die Sonne aufgehn über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rauſche Conſul, Kaiſer, Welteroberer wurde, und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verſtändige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als ſei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung und Napoleon ſei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Räubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wußten, nemlich die Nazionalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und

mehr die thörigten Nazionalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nazionen mehr, sondern nur Partheien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese, trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Partheipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten, mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müßten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem, durch jene Partheipolitik, die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Partheien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Partheipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre Ultimae Rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so, wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Partheimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Mißverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichts desto weniger was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit?

Es ist die Emanzipazion. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, Westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipazion der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger tausend privilegirter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisazion; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die civilisirten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit,

die mit dem Prinzip der Geſellſchaft am unleidlichſten collidirt, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revoluzion ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menſchheit.

Laßt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freiheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt alle, als gleiche Gäſte, das große Verſöhnungsmahl halten, und guter Dinge ſind,— denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gutbeſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeiert werden kann, bis die Emanzipazion durchgeſetzt ſein wird; aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus.

Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte, dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daß einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten.

Dreißigſtes Kapitel.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen einem die Betrachtungen ſo ſchaarenweis angeflogen, daß man glauben ſollte, es wären dieſelben, die dort ſo mancher plötzlich aufgeben mußte, und die nun, wie herrenloſe Hunde, umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn ſo furchtbar auch der Krieg iſt, ſo bekundet er doch die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieſes Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutroſen tanzte, den üppigen Brauttanz! Frankreich war da-

mals Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liede heißt,

Heida! am Polterabend,
Zerſchlug man ſtatt der Töpfe
Ariſtokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menſchheit weiter rückt, koſtet Ströme Blutes; und iſt das nicht etwas zu theuer? Iſt das Leben des Individuums nicht vielleicht eben ſo viel werth wie das des ganzen Geſchlechtes? Denn jeder einzelne Menſch iſt ſchon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm ſtirbt, unter jedem Grabſtein liegt eine Weltgeſchichte — Still davon, ſo würden die Todten ſprechen, die hier gefallen ſind, wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menſchheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — ſagte mein Reiſegefährte, der Liefländiſche Ruſſe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt ſind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitſch den Türken die Turbane zurechtſetzt, und wir werden noch dieſes Jahr Conſtantinopel einnehmen. Sind Sie gut ruſſiſch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich ſah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geiſterſchnell, in der Ferne erſcholl es wie ein ſchaurig ſüßes allons enfans de la patrie — Und dennoch antwortete ich: ja, ich bin gut ruſſiſch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechſel der Loſungsworte und Repräſentanten in dem großen Kampfe, hat es ſich jetzt ſo gefügt, daß der glühendſte Freund der Revoluzion nur im Siege Rußlands das Heil der Welt ſieht, und den Kaiſer Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muß. Seltſamer Wechſel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit dieſem Amte einen engliſchen Miniſter, das Geheul des hochtoryſchen Haſſes gegen George Canning leitete damals unſre Wahl, in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, ſahen wir die Garantieen ſeiner Treue, und als er des Märtyrertodes ſtarb, da legten wir Trauer an, und der achte Auguſt wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingſtreet, und pflanzten ſie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiſer Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechiſchen Wittwen und Waiſen ſchützte gegen aſiatiſche Barbaren, und in ſolchem guten Kampfe ſeine Sporen verdiente. Wieder hatten ſich die Feinde der Freiheit zu ſehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfſinn ihres Haſſes um unſer eignes Beſte zu erkennen. Wieder zeigte ſich diesmal die gewöhnliche Erſcheinung, daß wir unſere Repräſentanten vielmehr der Stimmenmehrheit unſerer Feinde als der eignen Wahl verdanken, und indem wir

die wunderlich zuſammengeſetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünſche gen Himmel ſandte, ſo merkten wir bald, wer unſer Freund oder vielmehr das Schrecken unſerer Feinde iſt. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papſt, Rothſchild I., Metternich und einen ganzen Troß von Ritterlingen, Stockjobbern, Pfaffen und Türken, für dieſelbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmiſten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Uebergröße Rußlands ausgeſetzt ſind, iſt thöricht. Wenigſtens wir Deutſche haben nichts zu riskiren, etwas mehr oder weniger Knechtlichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchſte, die Befreiung von den Reſten des Feudalismus und Clerikalismus, zu gewinnen iſt. Man droht uns mit der Herrſchaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich ſicher weiß, daß unſre Feinde ſie mitbekommen. Ich wette aber, ſie werden, wie ſie immer gethan, der neuen Macht entgegen wedeln, und graziöſe lächeln, und zu den ſchandbarſten Dienſten ſich darbieten, und ſich dafür, da doch einmal geknutet werden muß, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, ſo wie der Adlige in Siam, der, wenn er beſtraft werden ſoll, in einen ſeidenen Sack geſteckt und mit parfümirten Stöcken geprügelt wird, ſtatt daß der ſtrafſällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine ſo wohlriechende Prügel bekömmt. Nun, dieſes Privilegium, da es das einzige iſt, wollen wir ihnen gönnen, wenn ſie nur Prügel bekommen, beſonders die engliſche Nobility. Mag man noch ſo eifrig erinnern, daß es eben dieſe Nobility ſei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daß England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit doch die perſönliche Freiheit geſichert, daß England der Zufluchtsort für freie Geiſter war, wenn der Despotismus den ganzen Continent unterdrückte; — das ſind tempi passati! England mit ſeinen Ariſtokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geiſter haben jetzt im Nothfall einen noch beſſeren Zufluchtsort, würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, ſo gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entſchlüpfen, das iſt Amerika, und Gottlob! das Loch iſt noch größer als der Kerker ſelbſt.

Aber das ſind alles lächerliche Grillen, vergleicht man in freiheitlicher Hinſicht England mit Rußland, ſo bleibt auch dem Beſorglichſten kein Zweifel übrig, welche Parthei zu erfaſſen ſei. Die Freiheit iſt in England aus hiſtoriſchen Begebenheiten, in Rußland aus Prinzipien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten ſelbſt, ſo tragen auch ihre geiſtigen Reſultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England iſt erſtarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtituzionen, wohinter ſich die Ariſtokratie verſchanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Prinzipien aber, woraus die ruſſiſche Freiheit entſtanden iſt,

oder vielmehr täglich ſich weiter entfaltet, ſind die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit; die ruſſiſche Regierung iſt durchdrungen von dieſen Ideen, ihr unumſchränkter Abſolutismus iſt vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu laſſen; dieſe Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Clerikalismus, ſie iſt der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenſtrebend; ſchon Catharina hat die Kirche eingeſchränkt und der ruſſiſche Adel entſteht durch Staatsdienſte; Rußland iſt ein demokratiſcher Staat, ich möchte es ſogar einen chriſtlichen Staat nennen, wenn ich dieſes oft mißbrauchte Wort in ſeinem ſüßeſten, weltbürgerlichſten Sinne anwenden wollte: denn die Ruſſen werden ſchon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidniſchen Nazionalſinnes befreit, ſie ſind Cosmopoliten, oder wenigſtens Sechstel-Cosmopoliten, da Rußland faſt den ſechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutſchruſſe, wie mein Liefländiſcher Reiſegefährte, prahleriſch patriotiſch thut, und von unſerem Rußland und unſerem Diebitſch ſpricht, ſo iſt mir als hörte ich einen Häring, der das Weltmeer für ſein Vaterland und den Wallfiſch für ſeinen Landsmann ausgiebt.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Ich bin gut ruſſiſch — ſagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und ſtieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von koloſſalen Wolkenmaſſen zog die Sonne herauf, ſiegreich, heiter, ſicher, einen ſchönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel ſtand. Er hatte ſeine einſame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück ſchlief und nur Geſpenſter, Eulen und Sünder ihr Weſen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorſtieg, mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verſchwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein ſchöner Tag werden, rief mein Reiſegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, wiederholte leiſe mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Controlle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den

Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben— O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer! die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Glut des Sonnenaufgangs wird unſere Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einſt mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiſet oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert ſollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Während der Mittagshitze ſuchten wir Obbach in einem Franziskanerkloſter, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit ſeinen düſtern Zypreſſen und weißen Mönchen, wie ein Jagdſchloß des Glaubens, hinab ſchaute in die heiter grünen Thäler des Appenins. Es war ein ſchöner Bau; wie ich denn, außer der Karthauſe zu Monza, die ich nur von außen ſah, noch ſehr merkwürdigen Klöſtern und Kirchen vorbei gekommen bin. Ich wußte oft nicht, ſollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben ſo große, ſteinfeſte Geſinnung ihrer Erbauer, die wohl vorausſehen konnten, daß erſt ſpäte Urenkel im Stande ſein würden, ſolch ein Bauwerk zu vollenden, und die deſſen ohngeachtet ganz ruhig den Grundſtein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod ſie von der Arbeit abrief, und andere Baumeiſter das Werk fortſetzten und ſich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im feſten Glauben an die Ewigkeit der katholiſchen Religion und im feſten Vertrauen auf die gleiche Denkweiſe der folgenden Geſchlechter, die weiter bauen würden wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeiſter lebten und entſchliefen in dieſem Glauben. Da liegen ſie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es iſt zu wünſchen, daß ihr Schlaf recht feſt ſei, und das Lachen

der neuen Zeit ſie nicht erwecke. Abſonderlich für ſolche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden ſind, für ſolche wäre es ſehr ſchlimm, wenn ſie des Nachts plötzlich erwachten, und im ſchmerzlichen Mondſchein ihr unvollendetes Tagewerk ſähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat und daß ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So ſpricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen andern Glauben.

Ich hörte einſt in Cöln, wie ein kleiner Bube ſeine Mutter frug: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein ſchöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm: daß jetzt die Menſchen ganz etwas anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Appeninen, ſieht man das Meer, zwiſchen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorſchein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, ſcheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber dieſen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den erſten Abendſchatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen ſich nebelhaft verweben: dann wird einem ordentlich mährchenhaft zu Muthe, der Wagen raſſelt bergab, die ſchläfrig ſüßeſten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt einem endlich, man ſei in Genua.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Dieſe Stadt iſt alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie iſt auf einem Felſen gebaut, am Fuße von amphitheatraliſchen Bergen, die den ſchönſten Meerbuſen gleichſam umarmen. Die Genueſer erhielten daher von der Natur den beſten und ſicherſten Hafen. Da, wie geſagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felſen ſteht, ſo mußten, der Raum-Erſparniß wegen, die Häuſer ſehr hoch und die Straßen ſehr eng gebaut werden, ſo daß dieſe faſt alle dunkel ſind, und nur auf zweien derſelben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuſer dienen hier den Einwohnern, die meiſtens Kaufleute ſind, faſt nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafſtellen; den ſchachernden Tag über laufen ſie umher in der Stadt oder ſitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn ſonſt würden ſich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeſeite, beſonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen beſſern Anblick. Da liegt ſie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgewor-

fenen Rieſenthiers, dunkle Ameiſen, die ſich Genueſer nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen beſpülen es plätſchernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blaſſe Auge der Nacht, ſchaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria ſteht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Waſſerbaſſin. Aber die Statue iſt verwittert und verſtümmelt, das Waſſer ausgetrocknet, und die Möven niſten in den ſchwarzen Zypreſſen. Wie ein Knabe, der immer ſeine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelſten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutſchen.

Obgleich meiſtens im Verfall, ſind die Paläſte der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch ſehr ſchön, und mit Pracht überladen. Sie ſtehen meiſtens auf den zwei großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Palaſt Durazzo iſt der merkwürdigſte. Hier ſind gute Bilder und darunter Paul Veroneſe's Chriſtus, dem Magdalena die gewaſchenen Füße abtrocknet. Dieſe iſt ſo ſchön, daß man fürchten ſollte, ſie werde gewiß noch einmal verführt werden. Ich ſtand lange vor ihr — ach, ſie ſchaute nicht auf! Chriſtus ſteht da wie ein Religionshamlet: go to a nunnery. Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der koloſſalen Heiterkeit dieſes niederländiſchen Titanen, deſſen Geiſtesflügel ſo ſtark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Centner holländiſcher Käſe an ſeinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinſten Bilde dieſes großen Malers nicht vorübergehen ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um ſo mehr, da es jetzt Mode wird, ihn, ob ſeines Mangels an Idealität, nur mit Achſelzucken zu betrachten. Die hiſtoriſche Schule in München zeigt ſich beſonders groß in ſolcher Betrachtung. Man ſehe nur mit welcher vornehmen Geringſchätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubensſaal wandelt! Vielleicht aber iſt der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegenſatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt ſich faſt kein größerer Gegenſatz erſinnen — und nicht beſtoweniger iſt mir bisweilen zu Sinn, als hätten beide dennoch Aehnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anſchauen könne. Vielleicht ſind landsmannſchaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nemlich mich, wie leiſe heimiſche Laute anſprechen. Dieſe geheime Verwandſchaft beſteht aber nimmermehr in der niederländiſchen Heiterkeit und Farbenluſt, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, ſo daß man meinen ſollte, er habe ſie im freudigen Rheinweinrauſch gemalt, während tanzende Kirmesmuſik um ihn her jubelte. Wahrlich die Bilder des Cornelius ſcheinen eher am Charfreitage gemalt zu ſein, während die ſchwermüthigen Leidenslieder der Prozeſſion durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schö-

pfungskühnheit, in der genialen Urſprünglichkeit, ſind ſich beide ähnlicher, beide ſind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meiſter, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unſrigen ſo abgeſchieden iſt, daß wir ob der Erſcheinung des Peter Cornelius faſt erſchrecken, daß er uns manchmal vorkommt, wie der Geiſt eines jener großen Maler aus raphaeliſcher Zeit, der aus dem Grabe hervorſteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, ſelbſtbeſchworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir ſeine Bilder, ſo ſehen ſie uns an, wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, geſpenſtiſch ſind die Gewänder, als rauſchten ſie uns vorbei um Mitternacht, zauberkräftig ſind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltſam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulſirende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius iſt ein Schöpfer, doch betrachten wir ſeine Geſchöpfe, ſo will es uns bedünken, als könnten ſie alle nicht lange leben, als ſeien ſie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen ſie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Geſtalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unſerer Seele, dieſe ſcheinen ebenfalls den Todeskeim in ſich zu tragen, und es iſt uns, als müßten ſie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das iſt ſie vielleicht, die geheime Verwandſchaft, die wir in der Vergleichung beider Meiſter ſo wunderſam ahnen. Die höchſte Luſt in einigen Bildern des Rubens und der tiefſte Trübſinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht daſſelbe Gefühl. Woher aber dieſer Trübſinn bei einem Niederländer? Es iſt vielleicht eben das ſchaurige Bewußtſein, daß er einer längſt verklungenen Zeit angehört und ſein Leben eine myſtiſche Nachſendung iſt — denn ach! er iſt nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, ſondern vielleicht auch der letzte, der auf dieſer Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit des Caraccis, iſt ein langes Dunkel, und hinter ihm ſchlagen wieder die Schatten zuſammen, ſeine Hand iſt eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt, und die Bilder, die ſie malt, tragen die unheimliche Trauer ſolcher ernſten, ſchroffen Abgeſchiedenheit. Ich habe dieſe letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich errinnerte, daß ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die Sammlung von Portraits ſchöner Genueſerinnen, die im Palaſt Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt laſſen. Nichts auf der Welt kann unſre Seele trauriger ſtimmen, als ſolcher Anblick von Portraits ſchöner Frauen, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten todt ſind. Melancholiſch überkriecht uns der Gedanke: daß von den Originalien jener Bilder, von all jenen Schönen, die ſo lieblich, ſo kokett, ſo witzig, ſo ſchalkhaft und ſo ſchwärmeriſch waren, von all jenen Maiköpfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling nichts übrig geblieben iſt, als dieſe bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längſt vermodert iſt, auf ein morſch Stückchen Leinwand gepinſelt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das Schöne eben ſo wie das Häßliche, ſpurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verſchont die Roſe eben ſo wenig wie die Diſtel, er vergißt auch nicht das einſame Hälmchen in der fernſten Wildniß, er zerſtört gründlich und unaufhörlich, überall ſehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menſchen und ihre Werke, zu Staub zerſtampft, und ſelbſt jene egyptiſchen Pyramiden, die ſeiner Zerſtörungswuth zu trotzen ſcheinen, ſie ſind nur Trophäen ſeiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch ſchlimmer als dieſes Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinſterben, ſondern als Copien von längſtverſchollenen Menſchen, die geiſtig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menſchen geboren werden, die wieder ganz ausſehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein troſtlos ewiges Wiederholungsſpiel, wobei die zeugende Erde beſtändig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerſtören vermag, ſo daß ſie, in ſolcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen ſorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die myſtiſchen Schauer dieſes Gedankens, als ich im Palaſt Durazzo die Portraits der ſchönen Genueſerinnen ſah, und unter dieſen ein Bild, das in meiner Seele einen ſüßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufſeher der Gallerie meinte zwar, das Bild ſtelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceroniſchen Tone ſetzte er hinzu: es iſt gemalt von Giorgio Barbarelli de Caſtelfranco nel Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venezianiſchen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Laſſen Sie das gut ſein, Signor Cusbode. Das Bild iſt gut getroffen, mag es immerhin ein Paar Jahrhunderte im voraus gemalt ſein, das iſt kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Bruſtgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblaſen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens ſitzt, fortſcheuchen — Maria hat immer einen Abſcheu vor Spinnen.

Excellenza ſcheinen ein Kenner zu ſein.

Daß ich nicht wüßte, Signor Cusbode. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern ſehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was ſehe ich! von wem iſt das Portrait des Mannes im ſchwarzen Mantel, das dort hängt?

Es iſt ebenfalls von Giorgione, ein Meiſterſtück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann ob ich dem Bilde ähnlich ſehe.

Excellenza ſind nicht ſo blaß. Das Bild iſt ein Meiſterſtück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Lieber Leſer, der Giorgione iſt mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm beſonders Dank ſchuldig, daß er mir die Maria gemalt. Du wirſt gewiß eben ſo gut wie ich einſehen, daß Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueſer. Und es iſt ſehr gut getroffen, todtſchweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und ſehr ſchwer zu malen war. Das ganze Bild iſt wie hingeſeufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im ſchwarzen Mantel iſt gemalt, und die maliziös ſentimentalen Lippen ſind gut getroffen, ſprechend getroffen, als wollten ſie eben eine Geſchichte erzählen — es iſt die Geſchichte von dem Ritter, der ſeine Geliebte aus dem Tode aufküſſen wollte, und als das Licht erloſch — —

2.

Die Bäder von Lukka.

Ich bin wie Weib dem Manne ——
Graf August v. Platen Hallermünde.

Will der Graf ein Tänzchen wagen
So mag er's sagen.
Ich spiel' ihm auf.
Figaro.

Erstes Kapitel.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte sie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufsetzen. Sie warf ihn rasch von sich, sobald sie mich erblickte, mit ihren wallend goldenen Locken stürzte sie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief sie, und nach alter Gewohnheit ergriff sie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligsten Herzlichkeit.

Wie gehts, Wahnsinnigster der Sterblichen! Wie glücklich bin ich Sie wiederzusehen! Denn ich werde nirgends auf dieser weiten Welt einen verrückteren Menschen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, sie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nichts anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, daß sie alles weiß, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluß gefaßt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen sind ein gescheutes Volk, sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Gewiß, Doktor, ich schrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adresse: abzugeben in Neu-Bedlam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung nicht dort waren, so schickte man den Brief nach St. Luze, und da Sie auch hier nicht waren, so ging er weiter nach einer ähnlichen Anstalt, und so machte er die Ronde durch alle Tollhäuser Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückschickte mit der Bemerkung, daß der Gentleman,

den die Adreſſe bezeichne, noch nicht eingefangen ſei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daß Sie immer noch auf freien Füßen ſind?

Hab's pfiffig angefangen, Mylady. Ueberall, wohin ich kam, wußt' ich mich um die Tollhäuſer herumzuſchleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier ſind Sie ganz ſicher; denn erſtens iſt gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen ſich alſo zu den Unſeren? Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Bruderfuß auf die Stirne drücke.

Ach! ich meine wir Badegäſte, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigſte bin — Und nun machen Sie ſich leicht einen Begriff von der Verrückteſten, nemlich von Julie Marfield, die beſtändig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiß engliſche Schönheiten, Mylady —

Doktor, was bedeutet dieſer ſpöttiſche Ton? Die gelbfettigen Makaronigeſichter in Italien müſſen Ihnen ſo gut ſchmecken, daß Sie keinen Sinn mehr haben für brittiſche —

Plumpuddings mit Roſinenaugen, Roſtbeefbuſen feſtonirt mit weißen Meerrettig-Streifen, ſtolzen Paſteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine ſchöne Engländerin —

Ja, das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt Ihren Landsmänninnen zu huldigen; ſie ſind ſchön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, ſie ſind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne einen — der dort nicht erfroren iſt, und friſch und geſund übers Meer geſprungen, und es war ein großer, deutſcher, impertinenter —

Er hat ſich wenigſtens an den brittiſch froſtigen Herzen ſo ſtark erkältet, daß er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady ſchien piquirt über dieſe Antwort, ſie ergriff die Reitgerte, die zwiſchen den Blättern eines Romans, als Leſezeichen, lag, ſchwang ſie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leiſe knurrte, hob haſtig ihren Hut von der Erde, ſetzte ihn keck aufs Lockenhaupt, ſah ein paar mal wohlgefällig in den Spiegel, und ſprach ſtolz: Ich bin noch ſchön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchſchauert, blieb ſie ſinnend ſtehen, ſtreifte langſam ihren weißen Handſchuh von der Hand, reichte ſie mir, und meine Gedanken pfeilſchnell ertappend, ſprach ſie: Nicht wahr, dieſe Hand iſt nicht mehr ſo ſchön, wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten!

Lieber Leſer, man kann es den Glocken ſelten anſehen, wo ſie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hätteſt du nun den Klang

der Stimme gehört, womit obige Worte geſprochen wurden, ſo wüßteſt du gleich, Myladys Herz iſt eine Glocke vom beſten Metall, aber ein verborgener Riß dämpft wunderbar ihre heiterſten Töne, und umſchleiert ſie gleichſam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe ſolche Glocken, ſie finden immer ein gutes Echo in meiner eigenen Bruſt; und ich küßte Myladys Hand faſt inniger als ehemals, obgleich ſie minder vollblühend war und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu ſagen ſchienen: Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten.

Ihr Auge ſah mich an wie ein wehmüthig einſamer Stern am herbſtlichen Himmel, und weich und innig ſprach ſie: Sie ſcheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, faſt wie ein Almoſen.

Wer heißt Sie die ſtumme Sprache meiner Thränen ſo dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der ſich jetzt an Sie ſchmiegt, verſteht mich beſſer; er ſchaut mich an, und dann wieder Sie, und ſcheint ſich zu wundern, daß die Menſchen, die ſtolzen Herren der Schöpfung, innerlich ſo tief elend ſind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und jeder weint eigentlich für ſich ſelbſt.

Genug, genug, Doktor. Es iſt wenigſtens gut, daß wir Zeitgenoſſen ſind und in demſelben Erdwinkel uns gefunden mit unſeren närriſchen Thränen. Ach des Unglücks! wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Michael de Cervantes Savedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre ſpäter auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, deſſen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erſt bei ſeiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber, erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt ſeit wir uns nicht geſehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geſchäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich mußte wieder ſuchen ihn hinaufzurollen — und dieſes Bergauf und Bergabrollen wird ſich ſo lange wiederholen, bis ich ſelbſt unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meiſter Steinmetz mit großen Buchſtaben darauf ſchreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich laſſe Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholiſch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht; ich will lieber von ſelbſt lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben ſo gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerſt nahe kamen

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will luſtig ſein. Es iſt gut, daß wir uns wiedergefunden, und der große deutſche — wird ſich wieder ein Vergnügen daraus machen, ſein Leben bei Ihnen zu wagen.

Myladys Augen lachten wie Sonnenſchein nach leiſem Regenſchauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem ſteifſten Lakaien-Pathos Seine Excellenz den Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino anmeldete.

Er ſei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unſeres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie ſich nicht an ſein Aeußeres, beſonders nicht an ſeine Naſe. Der Mann beſitzt vortreffliche Eigenſchaften, z. B. viel Geld, geſunden Verſtand, und die Sucht alle Narrheiten der Zeit in ſich aufzunehmen; dazu iſt er in meine grünäugige Freundin Julie Marfield verliebt und nennt ſie ſeine Julia und ſich ihren Romeo, und deklamirt und ſeufzt — und Lord Marfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, iſt ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daß Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre ſich weit öffnete und, zu meinem höchſten Erſtaunen, mein alter Freund, der Banquier Chriſtian Gumpel, mit ſeinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche, hereinwatſchelte. Nachdem ſeine glänzenden breiten Lippen ſich an Myladys Hand genugſam geſcheuert und übliche Geſundheitsfragen hervorgebrockt hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme ſanken ſich die Freunde.

Zweites Kapitel.

Mathildens Warnung, daß ich mich an die Naſe des Mannes nicht ſtoßen ſolle, war hinlänglich gegründet, und wenig fehlte, ſo hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgeſtochen. Ich will nichts Schlimmes von dieſer Naſe ſagen; im Gegentheil, ſie war von der edelſten Form, und ſie eben berechtigte meinen Freund ſich wenigſtens einen Markeſe-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nemlich an der Naſe anſehen, daß er von gutem Adel war, daß er von einer uralten Weltfamilie abſtammte, womit ſich ſogar einſt der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesallianz, verſchwägert hat. Seitdem iſt dieſe Familie freilich etwas heruntergekommen, ſo daß ſie ſeit Carl dem Großen, meiſtens durch den Handel mit alten Heſen und Hamburger Lotteriezetteln, ihre Subſiſtenz erwerben mußte, ohne jedoch im mindeſten von ihrem Ahnenſtolze abzulaſſen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einſt wieder ihre alten Güter, oder wenigſtens hinreichende Emigranten-Entſchädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverain ſein Reſtaurationsverſprechen erfüllt, ein Verſprechen, womit er ſie ſchon zwei Jahrtauſende an der Naſe herumgeführt. Sind vielleicht ihre Naſen eben durch dieſes lange an der Naſe Herumgeführtwerden ſo lang geworden? Oder ſind dieſe langen Naſen eine Art Uniform, woran der

Gottkönig Jehovah ſeine alten Leibgardiſten erkennt, ſelbſt wenn ſie deſertirt ſind? Der Markeſe Gumpelino war ein ſolcher Deſerteur, aber er trug noch immer ſeine Uniform, und ſie war ſehr brilliant, beſäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Decorazionen.

Sehen Sie, ſagte Mylady, das iſt meine Lieblingsnaſe, und ich kenne keine ſchönere Blume auf dieſer Erde.

Dieſe Blume, ſchmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den ſchönen Buſen legen, ohne daß ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und dieſe Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen Hitze etwas geniren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köſtliche Blume, die hier ſelten iſt —

Bei dieſen Worten öffnete der Markeſe die fließpapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langſamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderſchöne Tulpe.

Kaum erblickte Mylady dieſe Blume, ſo ſchrie ſie aus vollem Halſe: Morden! morden! wollen Sie mich morden? Fort, fort mit dem ſchrecklichen Anblick! Dabei gebehrdete ſie ſich, als wolle man ſie umbringen, hielt ſich die Hände vor die Augen, rannte unſinnig im Zimmer umher, verwünſchte Gumpelinos Naſe und Tulpe, klingelte, ſtampfte den Boden, ſchlug den Hund mit der Reitgerte, daß er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief ſie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!
Ein Königthum für ein Pferd!

und ſtürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kurioſe Frau! ſprach Gumpelino, vor Erſtaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, ſo daß er einem jener Götzenbilder glich, die mit Lotosblumen in den Händen, auf altindiſchen Denkmälern zu ſchauen ſind. Ich aber kannte die Dame und ihre Idioſynkraſie weit beſſer, mich ergötzte dieſes Schauſpiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenſter und rief: Mylady, was ſoll ich von Ihnen denken? Iſt das Vernunft, Sitte — beſonders iſt das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, ſo will ich ſchwören
Ich liebe Dich unendlich.

Drittes Kapitel.

Eine kurioſe Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten ſeine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franſcheska, deren Bekanntſchaft er mir verſchaffen wollte, zu beſuchen. Da die Wohnung dieſer Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, ſo erkannte ich um ſo dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergſteigen etwas beſchwerlich fand, und auf jedem Hügel athemſchöpfend ſtehen blieb, und O Jeſu! ſeufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lukka nemlich ſind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umſchloſſen iſt, oder ſie liegen auf einem dieſer Berge ſelbſt, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häuſergruppe in das reizende Thal hinabſchaut. Einige liegen aber auch einzeln zerſtreut an den Bergesabhängen, und man muß mühſam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrthengeſträuch, Geisblatt, Lorbeerbüſche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal geſehen, beſonders wenn man von der Terraſſe des oberen Bades, wo die ernſtgrünen Zypreſſen ſtehen, ins Dorf hinabſchaut. Man ſieht dort die Brücke, die über ein Flüßchen führt, welches Lima heißt, und das Dorf in zwei Theile durchſchneidend, an beiden Enden in mäßigen Waſſerfällen, über Felſenſtücke dahinſtürzt, und ein Geräuſch hervorbringt, als wolle es die angenehmſten Dinge ſagen und könne vor dem allſeitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieſes Thals liegt aber gewiß in dem Umſtand, daß es nicht zu groß iſt und nicht zu klein; daß die Seele des Beſchauers nicht gewaltſam erweitert wird, vielmehr ſich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt; daß die Häupter der Berge ſelbſt, wie die Appeninen überall, nicht abentheuerlich gothiſch erhaben mißgeſtaltet ſind, gleich den Bergkarikaturen, die wir oben ſowohl wie die Menſchenkarikaturen, in germaniſchen Ländern finden: ſondern, daß ihre edelgerundeten, heiter grünen Formen faſt eine Kunſtciviliſazion ausſprechen, und gar melodiſch mit dem blaßblauen Himmel zuſammenklingen.

O Jeſu! ächzte Gumpelino, als wir, mühſamen Steigens und von der Morgenſonne ſchon etwas ſtark gewärmt, oberwähnte Zypreſſenhöhe erreichten, und, ins Dorf hinabſchauend, unſere engliſche Freundin, hoch zu Roß, wie ein romantiſches Mährchenbild, über die Brücke jagen, und eben ſo traumſchnell wieder verſchwinden ſahen. O Jeſu! welch eine kurioſe Frau, wiederholte einigemal der Markeſe. In meinem gemeinen Leben iſt mir noch keine ſolche Frau vorgekommen. Nur in Comödien findet man dergleichen, und ich

glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut ſpielen. Sie hat etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, ſagte der Schiffskapitain, ſie gliche einer mit Pfeffer beſtreuten Roſe. Zum Dank für dieſe pikante Vergleichung, ſchüttete ſie eine ganze Pfefferbüchſe auf ſeinen Kopf aus, als ſie ihn einmal in der Kajüte eingeſchlummert fand, und man konnte ſich dem Manne nicht mehr nähern ohne zu nieſen.

Eine kurioſe Frau! ſprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben ſo ſtark, und ſitzt zu Pferde eben ſo gut wie ich. Wenn ſie nur nicht ihre Geſundheit zu Grunde reitet. Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf ſeinem magern Gaul, hinter ihr herjagte, wie die galoppirende Schwindſucht? Das Volk reitet zu leidenſchaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Maxfields Schimmel koſtet dreihundert goldne, lebendige Louisd'ore — ach! und die Louisd'ore ſtehen ſo hoch und ſteigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch ſo hoch ſteigen, daß ein armer Gelehrter, wie unſer einer, ſie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muß, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyazinth.

Die kleine Geſtalt, die in dieſem Augenblick bei der Windung eines Hügels zum Vorſchein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerlilie verdient. Es war ein ſchlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtreſſen, die im Sonnenglanze ſtrahlten, und aus dieſer rothen Pracht ſchwitzte ein Köpfchen hervor, das mir ſehr wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläßlich beſorgliche Geſichtchen und die geſchäftig zwinkenden Aeuglein näher betrachtete, erkannte ich jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Appeninen erwartet hatte, und das war kein anderer als Herr Hirſch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein ſehr ehrlicher Lotteriekollecteur geweſen, ſondern ſich auch auf Hühneraugen und Juwelen verſteht, dergeſtalt, daß er erſtere von letzteren nicht bloß zu unterſcheiden, ſondern auch die Hühneraugen ganz geſchickt auszuſchneiden und die Juwelen ganz genau zu tariren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — ſprach er, als er mir näher kam — daß Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirſch heiße. Ich heiße jetzt Hyazinth und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyazinth! rief dieſer, in ſtaunender Aufwallung über die Indiskrezion des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Markeſe, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht vor dieſem Herrn zu geniren, der kennt mich, hat manches Loos bei mir geſpielt, und ich möcht' ſogar darauf ſchwören, er iſt mir von der letzten Renovirung noch ſieben Mark neun Schilling ſchuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu ſehen. Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geſchäfte? Was ſollte man ſonſt hier thun, in dieſer Hitze, und wo man noch dazu Bergauf und Bergab ſteigen muß. Ich bin hier des Abends ſo müde, als wäre ich zwanzig mal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jeſu! — rief der Markeſe — ſchweig, ſchweig! Ich ſchaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum ſchweigen? — verſetzte Hirſch Hyazinthos — Iſt es mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutſch ſprechen kann mit einem Geſichte, das ich ſchon einmal in Hamburg geſehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bei der Erinnerung an ſein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Aeuglein flimmernd feucht, und ſeufzend ſprach er: Was iſt der Menſch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore, auf dem Hamburger Berg, ſpazieren, und beſieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menſchen, und man läßt ſich Carouſſel fahren oder elektriſiren, und man denkt was würde ich erſt für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt iſt, in dem Lande wo die Citronen und Orangen wachſen, in Italien! Was iſt der Menſch! Iſt er vor dem Altonaer Thore, ſo möchte er gern in Italien ſein, und iſt er in Italien, ſo möchte er wieder vor dem Altonaer Thore ſein! Ach ſtände ich dort wieder und ſähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich ſo oft des Nachmittags betrachtete, wenn ſie ſo freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte ſie oft kuſſen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachſen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachſen ſehe, ſo denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo ſie, ganzer Karren voll, gemächlich aufgeſtapelt liegen, und wo man ſie ruhig genießen kann, ohne daß man nöthig hat ſo viele Gefahr-Berge zu beſteigen und ſo viel Hitzwärme auszuſtehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Markeſe, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, ſo wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber das muß man Ihnen nachſagen, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich.

Hyazinth! — ſprach jetzt Gumpelino, der durch dieſe Schmeichelei etwas beſänftigt worden, — Hyazinth geh jetzt zu —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nicht, ſage ich dir, Hyazinth —

Ich ſag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz ſchicken mich jetzt zu der Lady Marſfield — Mir braucht man gar nichts zu ſagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich, bekommen Sie nicht ſo leicht — und ich thu es der Ehre wegen, und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich — Bei dieſem Worte putzte er ſich die Naſe mit einem ſehr weißen Taſchentuche.

Hyazinth, ſprach der Markeſe, du gehſt jetzt zu der Lady Julie Marſfield, zu meiner Julia, und bringſt ihr dieſe Tulpe — nimm ſie in Acht, denn ſie koſtet fünf Paoli — und ſagſt ihr —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nichts. Sag' ihr: die Tulpe iſt unter den Blumen —

Ich weiß ſchon, Sie wollen ihr etwas durch die Blume ſagen. Ich habe für ſo manches Lotterieloos in meiner Collecte ſelbſt eine Deviſe gemacht —

Ich ſage dir, Hyazinth, ich will keine Deviſe von dir. Bringe dieſe Blume an Lady Marſfield, und ſage ihr:

Die Tulpe iſt unter den Blumen
Was unter den Käſen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käſe
Verehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, das iſt gut! — rief Hyazinth — Winken Sie mir nicht, Herr Markeſe, was Sie wiſſen, das weiß ich, und was ich weiß, das wiſſen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei dieſen Worten ſtieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beſtändig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es iſt ein treuer Menſch — ſagte der Markeſe — ſonſt hätte ich ihn längſt abgeſchafft, wegen ſeines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat das nichts zu bedeuten. Sie verſtehen mich. Wie gefällt Ihnen ſeine Livree? Es ſind noch für vierzig Thaler mehr Treſſen dran als an der Livree von Rothſchild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie ſich der Menſch bei mir perfekzionirt. Dann und wann gebe ich ihm ſelbſt Unterricht in der Bildung. Ich ſage ihm oft: Was iſt Geld? Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verliere, ſo bin ich doch noch immer ein großer Kunſtkenner, ein Kenner von Malerei, Muſik und Poeſie. Sie ſollen mir die Augen zubinden und mich in der Gallerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinſtellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat,

oder wenigstens die Schule wozu dieser Maler gehört. Musik? Verstopfen Sie mir die Ohren und ich höre doch jede falsche Note. Poesie? Ich kenne alle Schauspielerinnen Deutschlands und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gereist, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu sehen. Italien aber geht über alles. Wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Wasser — ist nicht alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird so zu sagen ein Dichter! Verse kommen einem in den Sinn und man weiß nicht woher: —

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.

Diese erhabenen Worte deklamirte der Markese mit überschwellender Rührung, indem er, wie verklärt, in das lachende, morgenhelle Thal hinabschaute.

Viertes Kapitel.

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage unter den Berliner Linden spazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange schwiegen, bis endlich die Eine schmachtend aufseufzte: ach, die jrine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwundrung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß beide Personen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchsten Ständen. Was aber jene naive Frage selbst betrifft, so kommt sie mir nie aus dem Gedächtnisse. Ueberall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht sie mir ergötzlich durch den Sinn. Auch bei der Deklamazion des Markese wurde sie in mir laut, und den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüth, so zu sagen, ein Byron.

Lieber Leser, gehörst Du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einstimmen in das Lied von byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren, in allen Weisen vorgepfiffen und vorgezwitschert worden, und sogar

im Schädel des Markeſe, wie Du oben gehört haſt, ſein Echo gefunden? Ach, theurer Leſer, wenn Du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daß die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, der geſteht nur, daß er ein proſaiſches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter, trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngſt, mit vieler Mühe, verſchaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitdichter, der über meine byroniſche Zerriſſenheit ſo ſehr geklagt, und bei den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da, wie friſches Heu entgegenbufteten, wäre mein armes Herz, das ſchon hinlänglich zerriſſen iſt, faſt auch vor Lachen geborſten, und unwillkührlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ſo zu ſagen ein Byron — wiederholte der Markeſe, ſah noch immer verklärt hinab in's Thal, ſchnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! ſolches ruhige Genießen war Dir verſagt! War Dein Herz ſo verdorben, daß Du die Natur nur ſehen, ja ſogar ſchildern, aber nicht von ihr beſeligt werden konnteſt? Oder hat Biſhy Shelley Recht, wenn er ſagt: Du habeſt die Natur in ihrer keuſchen Nacktheit belauſcht und wurdeſt deshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerriſſen!

Genug davon; wir kommen zu einem beſſeren Gegenſtande, nemlich zu Signora Laetizia's und Franſcheska's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichſam noch im Negligé zu ſein ſcheint, und vorn zwei große runde Fenſter hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinſtöcke ihre langen Ranken herabhängen laſſen, daß es ausſieht als fielen grüne Haare, in lockiger Fülle, über die Augen des Hauſes. An der Thüre ſchon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

Fünftes Kapitel.

Signora Laetizia, eine fünfzigjährige junge Roſe, lag im Bette und trillerte und ſchwatzte mit ihren beiden Galans, wovon der eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr ſaß und der andre, in einem großen Seſſel lehnend, die Guitarre ſpielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fetzen eines ſüßen Liedes oder eines noch wunderſüßeren Lachens. Mit einer gewiſſen wohlfeilen Ironie, die den Markeſe zuweilen anwandelte, präſentirte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabei: ich ſei derſelbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutſchen juriſtiſchen Literatur berühmt ſei. Zum Unglück war der eine Herr ein Profeſſor aus Blogna, und zwar ein Juriſt, obgleich ſein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anſtellung bei der ſphäriſchen Trigonometrie zu qualificiren ſchien. Einigermaßen in Verlegenheit geſetzt, bemerkte ich, daß ich nicht unter meinem eigenen Namen ſchriebe, ſondern unter dem Namen Jarke; und das ſagte ich aus Beſcheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigſten Inſektennamen unſerer juriſtiſchen Literatur in's Gedächtniß kam. Der Bologneſer beklagte zwar, dieſen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leſer, der Fall ſein wird — doch zweifelte er nicht, daß er bald ſeinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er ſich zurück in ſeinem Seſſel, griff einige Akkorde auf der Guitarre und ſang aus Azur:

O mächtiger Brama!
Ach laß Dir das Lallen
Der Unſchuld gefallen,
Das Lallen, das Lallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo ſchmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Laetizia aber trillerte dazwiſchen im feinſten Diskant:

Dir allein glüht dieſe Wange,
Dir nur klopfen dieſe Pulſe;
Voll von ſüßem Liebesdrange
Hebt mein Herz ſich dir allein!

Und mit der fettigſten Proſaſtimme ſetzte ſie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spucknapf.

Von ſeinem niedern Bänkchen erhob ſich jetzt Bartolo mit ſeinen dürren hölzernen Beinen, und präſentirte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzelan.

Dieſer zweite Galan, wie mir Gumpelino auf deutſch zuflüſterte, war ein

ſehr berühmter Dichter, deſſen Lieder, obgleich er ſie ſchon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen, und mit der ſüßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauſchen; — derweilen er ſelbſt jetzt nur ein armer, veralteter Menſch iſt, mit blaſſen Augen im welken Geſichte, dünnen weißen Härchen auf dem ſchwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit ſeiner kahlen Hölzernheit, gleicht den Weinſtöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen ſtehen ſehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der ſüße Mooſt, der ihnen einſt entquoll, in den fernſten Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauſcht. Wer weiß, wenn einſt die Kelter der Gedanken, die Druckerpreſſe, auch mich ausgepreßt hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe, der alte, abgezapfte Geiſt zu finden iſt, ſitze ich ſelbſt vielleicht eben ſo dünn und kümmerlich, wie der alte Bartolo auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Laetizia entſchuldigte ſich bei mir, daß ſie zu Bette liege und zwar bäuchlings, indem ein Geſchwür an der Legitimität, das ſie ſich durch vieles Feigen-Eſſen zugezogen, ſie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau zieme, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hoch friſirtes Haupt ſtämmte ſie auf ihre beiden Arme, und zwiſchen dieſen wogte ihr Buſen wie ein rothes Meer.

Sie ſind ein Deutſcher? frug ſie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu läugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug ſind die Deutſchen! — ſeufzte ſie — aber was hilft es, daß die Leute ehrlich ſind, die uns berauben! ſie richten Italien zu Grunde. Meine beſten Freunde ſitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverei —

Nein, nein, rief der Markeſe, beklagen Sie ſich nicht über die Deutſchen, wir ſind überwundene Ueberwinder, beſiegte Sieger, ſobald wir nach Italien kommen; und Sie ſehen Signora, Sie ſehen und Ihnen zu Füßen fallen, iſt daſſelbe — Und indem er ſein gelbſeidenes Taſchentuch ausbreitete und darauf niederkniete, ſetzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutſchland.

Chriſtophoro di Gumpelino! — ſeufzte Signora tiefgerührt und ſchmachtend — ſtehen Sie auf und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Friſur und die Schminke ſeiner Geliebten verdürbe, küßte ſie ihn nicht auf die glühenden Lippen, ſonderr auf die holde Stirne, ſo daß das Geſicht tiefer hinabreichte, und das Steuer deſſelben, die Naſe, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daß auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Wehmüthig lächelte Signor Bartolo, sprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächst Mezzophante, für den besten Sprachlehrer in Bologna gilt. Wir sprechen nicht gern, wenn Sprechen unsere Profession ist. Er diente der Signora als ein stummer Ritter, und nur dann und wann mußte er das Gedicht rezitiren, das er ihr vor fünf und zwanzig Jahren auf's Theater geworfen, als sie zuerst in Bologna, in der Rolle der Ariadne auftrat. Er selbst mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend gewesen sein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionysos selbst, und seine Laetizia-Ariadne stürzte ihm gewiß bachantisch in die blühenden Arme — Evoe Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie schon erwähnt, sich in der italienischen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte selbst schon zu Makulatur geworden.

Fünf und zwanzig Jahre hat sich seine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an sein seliges Ende auf dem Schemel sitzen, und auf Verlangen seine Verse rezitiren oder den Spucknapf reichen. Der Professor der Jurisprudenz schleppt sich fast eben so lange schon in den Liebesfesseln der Signora, er macht ihr noch immer so eifrig die Cour wie im Anfang dieses Jahrhunderts, er muß noch immer seine akademischen Vorlesungen unbarmherzig vertagen, wenn sie seine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er ist noch immer belastet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieser beiden Anbeter einer längst ruinirten Schönheit, mag vielleicht Gewohnheit sein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl selbst, das sich von der jetzigen Beschaffenheit seines ehemaligen Gegenstandes ganz unabhängig gemacht hat, und diesen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So sehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke, in katholischen Städten, vor einem Madonnenbilde knieen, das so verblaßt und verwittert ist, daß nur noch wenige Spuren und Gesichtsumrisse davon übrig geblieben sind, ja, daß man dort vielleicht nichts mehr sieht als die Nische, worin es gemalt stand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die, mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen, dort so andächtig knieen, haben schon seit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt sie immer, um dieselbe Stunde, zu demselben Fleck, sie merkten nicht das Erlöschen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch so schwachsichtig und blind, daß es ganz gleichgültig sein mag, ob der Gegenstand unserer Anbetung überhaupt noch sichtbar ist oder nicht. Die da glauben ohne zu sehen, sind auf jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts ist schrecklicher als solche Bemerkungen! Einst freilich, glaubte ich, die Treulosigkeit der Frauen sei das Schrecklichste, und um dann das Schrecklichste zu sagen, nannte ich sie Schlangen. Aber,

ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichſte iſt, daß ſie nicht ganz Schlangen ſind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von ſich abſtreifen und neugehäutet ſich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eiferſüchtig war, daß der Markeſe, oder vielmehr deſſen Naſe, oberwähntermaßen in Wonne ſchwamm, das konnte ich nicht bemerken. Bartolo ſaß gemüthsruhig auf ſeinem Bänkchen, die Beinſtöckchen über einander geſchlagen, und ſpielte mit Signoras Schooßhündchen, einem jener hübſchen Thierchen, die in Bologna zu Hauſe ſind und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneſer kennt. Der Profeſſor ließ ſich durchaus nicht ſtören in ſeinem Geſange, den zuweilen die kichernd ſüßen Töne im Nebenzimmer parodiſtiſch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch ſelbſt ſeinen Singſang, um mich mit juriſtiſchen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unſerem Urtheil nicht übereinſtimmten, griff er haſtige Akkorde und klimperte Beweißſtellen. Ich aber unterſtützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, ſehr berühmt iſt.

Ein großer Mann! rief der Profeſſor und klimperte dabei und ſang:

Seiner Stimme ſanfter Ruf
Tönt noch tief in deiner Bruſt,
Und die Qual, die ſie dir ſchuf,
Iſt Entzücken, ſüße Luſt.

Auch Thibaut, den die Italiener Tibaldo nennen, wird in Bologna ſehr geehrt; doch kennt man dort nicht ſowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptanſichten und deren Gegenſatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Profeſſor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, ſo — ſprach er, als ich ihn aus dieſem leichtverzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir alſo falſch berichtet. Man ſagte mir ſogar, der Signor Gans habe dieſes Frauenzimmer einſt, auf einem Balle, zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen, und daraus ſei eine literäriſche Feindſchaft entſtanden.

Man hat Ihnen in der That falſch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, ſchon aus dem menſchenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entſtehe. Jene Aufforderung zum Tanze iſt wahrſcheinlich eine mißverſtandene Allegorie. Die hiſtoriſche Schule und die philoſophiſche werden als Tänzer gedacht, und in ſolchem Sinne denkt man ſich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in ſolchem Sinne, ſagt man, daß Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz iſt, doch ſo zierliche Pas tanze wie die Lemiere, und daß Signor Gans,

in der neueſten Zeit, einige große Sprünge verſucht, die ihn zum Hogart der philoſophiſchen Schule gemacht haben.

Der Signor Hans — verbeſſerte ſich der Profeſſor — tanzt alſo bloß allegoriſch, ſo zu ſagen metaphoriſch — Doch plötzlich, ſtatt weiter zu ſprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bei dem tollſten Geklimper ſang er wie toll:

Es iſt wahr, ſein theurer Name
Iſt die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,
Droht der Himmel ſchwarz umzogen,
Hört man ſtets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen ſich.

Von Herrn Göſchen wußte der Profeſſor nicht einmal, daß er exiſtire. Dies aber hatte ſeine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göſchen noch nicht bis Bologna gedrungen iſt, ſondern erſt bis Poggio, welches noch vier deutſche Meilen davon entfernt iſt und wo er ſich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen ſelbſt iſt in Bologna lange nicht ſo bekannt, wie man ſchon, der Dankbarkeit wegen, erwarten dürfte, indem es ſich das deutſche Bologna zu nennen pflegt. Ob dieſe Benennung treffend iſt, will ich nicht unterſuchen; auf jeden Fall aber unterſcheiden ſich beide Univerſitäten durch den einfachen Umſtand, daß in Bologna die kleinſten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinſten Gelehrten und die größten Hunde zu finden ſind.

Sechſtes Kapitel.

Als der Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino ſeine Naſe hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte ſein Antlitz in ſchwitzender Selbſtwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Verſprechen, ſie, ſobald ſie wieder ſitzen könne, in ſeinem eigenen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, daß alsdann der Profeſſor vorausreiſen, Bartolo hingegen im Wagen des Markeſe mitfahren ſolle, wo er ſehr gut auf dem Bock ſitzen und das Hündchen im Schooße halten könne, und daß man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franſcheska, die mit Mylady nach Piſa reiſe, unterdeſſen ebenfalls zurückgekehrt ſein würde. Während der Markeſe an den Fingern die Koſten berechnete, ſummte er vor ſich hin

di tanti palpiti. Signora ſchlug dazwiſchen die lauteſten Triller, und der Profeſſor ſtürmte in die Saiten der Guitarre und ſang dabei ſo glühende Worte, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und ſich auf ſeinem rothen Geſichte zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieſes Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgeriſſen und herein ſprang ein Weſen —

Euch, ihr Muſen der alten und der neuen Welt, Euch ſogar Ihr noch unentdeckten Muſen, die erſt ein ſpäteres Geſchlecht verehren wird, und die ich ſchon längſt geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, Euch beſchwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Weſen male, das nächſt der Tugend das Herrlichſte iſt auf dieſer Welt. Die Tugend, das verſteht ſich von ſelbſt, iſt die erſte von allen Herrlichkeiten, der Weltſchöpfer ſchmückte ſie mit ſo vielen Reizen, daß es ſchien, als ob er nicht eben ſo Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, und in einer guten Stunde ſchuf er Signora Franſcheska, die ſchöne Tänzerin, das größte Meiſterſtück, das er nach Erſchaffung der Tugend hervorgebracht, und wobei er ſich nicht im mindeſten wiederholt hat, wie irdiſche Meiſter, bei deren ſpäteren Werken die Reize der früheren wieder geborgterweiſe zum Vorſchein kommen — Nein, Signora Franſcheska iſt ganz Original, ſie hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die ſie für eben ſo herrlich halten, und der Tugend, die früher erſchaffen worden, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber das iſt ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige ſechstauſend Jahre zu jung iſt?

Ach, ich ſehe ſie wieder, wie ſie, aus der aufgeſtoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorſpringt, in demſelben Momente ſich unzählige Mal auf einem Fuße herumdreht, ſich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, ſich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: ach, ich bin ſo müde vom Schlafen! Nun naht ſich der Markeſe und hält eine lange Rede, in ſeiner ironiſch breit ehrerbietigen Manier, die mit ſeinem kurz abbrechenden Weſen, bei praktiſchen Geſchäftserinnerungen, und mit ſeiner Zerfloſſenheit, bei ſentimentaler Anregung, gar räthſelhaft kontraſtirte. Dennoch war dieſe Manier nicht unnatürlich, ſie hatte ſich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daß es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er ſich durch Geld und Geiſt berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weshalb er ſie feigerweiſe in die Worte der übertriebenſten Demuth zu verkappen ſuchte. Sein breites Lächeln bei ſolchen Gelegenheiten hatte unangenehm Ergötzliches, und man wußte nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen ſollte. In ſolcher Weiſe hielt er ſeine Morgenrede vor Signora Franſcheska, die, noch halb ſchläfrig, ihn kaum anhörte, und als er zum Schluß um die Erlaubniß bat, ihr die Füße, wenigſtens den linken Fuß, küſſen zu dürfen,

und zu dieſem Geſchäfte, mit großer Sorgfalt, ſein gelbſeidenes Taſchentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete: ſtreckte ſie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebſt rothen Schuh ſteckte, im Gegenſatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Coketterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden ſollte. Als der Markeſe den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküßt, erhob er ſich mit einem ächzenden O Jeſu! und bat um die Erlaubniß, mich, ſeinen Freund, vorſtellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobſprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Cavalier-Parole betheuerte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich beſungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünſtigung ihr den linken Fuß küſſen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieſer Ehre theilhaftig wurde, erwachte ſie wie aus einem dämmernden Traume, beugte ſich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, ſprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte ſich wieder unzählige Mal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz ſich beſtändig mitdrehte, bis es faſt ſchwindelig wurde. Der Profeſſor aber griff dabei luſtig in die Saiten ſeiner Guitarre und ſang:

Eine Opern-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geſchloſſen war bald unſre Eh'.
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Corſaren,
Ich verkaufte ſie an die Barbaren,
Ehe ſie ſich es konnte verſehn.
Bravo, Biskroma! ſchön! ſchön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franſcheska ſcharf und muſternd, vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte ſie dann dem Markeſe, als ſei ich ein Geſchenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszuſetzen: nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, ſie hätte ſie dunkler gewünſcht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand ſie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leſer, ſollte ich jetzt Signora Franſcheska eben ſo mäkelnd ſchildern; aber ich habe wahrhaftig an dieſer lieblichen, faſt leichtſinnig geformten Graziengeſtalt nichts auszuſetzen. Auch das Geſicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechiſchen Statuen findet, Stirne und Naſe gaben nur eine einzige ſenkrecht gerade Linie, einen ſüßen rechten Winkel bildete damit die untere Naſenlinie, die

wunderſam kurz war, eben ſo ſchmal war die Entfernung von der Naſe zum Munde, deſſen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumeriſchen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte ſich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leſer ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieſer Inauguralſchilderung noch kein Recht von den zwei ſchweigenden Blumen zu ſprechen, die wie weiße Poeſie hervorleuchteten, wenn Signora die ſilbernen Halsknöpfe ihres ſchwarzſeidnen Kleides enthäkelte — Lieber Leſer! laß uns lieber emporſteigen zu der Schilderung des Geſichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daß es klar und blaßgelb wie Bernſtein war, daß es von den ſchwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwei ſchwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.

Du ſiehſt, lieber Leſer, daß ich dir gern eine gründliche Lokalbeſchreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reiſende ihren Werken noch beſondere Karten von hiſtoriſch wichtigen oder ſonſt merkwürdigen Bezirken beifügen, ſo möchte ich Franſcheska in Kupfer ſtechen laſſen. Aber ach! was hilft die todte Copie der äußern Umriſſe bei Formen, deren göttlichſter Reiz in der lebendigen Bewegung beſteht. Selbſt der beſte Maler kann uns dieſen nicht zur Anſchauung bringen; denn die Malerei iſt doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechſelnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, ſcheint ſie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leſer, einen marmornen Begriff von Franſcheska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und das iſt die Venus des großen Canova, die du in einem der letzten Säle des Pallazzo Pitti zu Florenz finden kannſt. Ich denke jetzt oft an dieſe Statue, zuweilen träumt mir, ſie läge in meinen Armen, und belebe ſich allmählig und flüſtere endlich mit der Stimme Franſcheska's. Der Ton dieſer Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichſte, unendlichſte Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, ſo gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth beſaßen. Auch ſprang ſie oft in die Höhe, und tanzte während ſie ſprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutirte die ſchwierigſten Pas und zeigte dabei ſo viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In ſolcher Weiſe erzählte Franſcheska auch die Geſchichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burſchen, der in ſie verliebt war, als ſie noch im Arno-Thal Strohhüte ſtrickte, und ſie verſicherte, daß ich das Glück hätte ihm ähnlich zu ſehen. Dabei machte ſie die zärtlichſten Pantominen, drückte ein über's andere Mal die Fingerſpitzen an's Herz, ſchien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichſten Gefühle hervorzuſchöpfen,

warf ſich endlich ſchwebend, mit voller Bruſt, aufs Sopha, barg das Geſicht in die Kiſſen, ſtreckte hinter ſich ihre Füße in die Höhe und ließ ſie wie hölzerne Puppen agiren. Der blaue Fuß ſollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franſcheska vorſtellen, und indem ſie ihre eigene Geſchichte parodirte, ließ ſie die beiden verliebten Füße von einander Abſchied nehmen, und es war ein rührend närriſches Schauſpiel, wie ſich beide mit den Spitzen küßten, und die zärtlichſten Dinge ſagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergötzlich kichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewußt tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch, im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franſcheska mit pedantiſchen Metaphern rühmte, und die Art wie ſie auch, als arme Franſcheska, Antwort gab und ihre eigene Stimme, in der Sentimentalität einer früheren Zeit, kopirte, hatte etwas Puppenſpielwehmüthiges, das mich wunderſam bewegte. Ade Cecco! Ade Franſcheska! war der beſtändige Refrain, die verliebten Füßchen wollten ſich nicht verlaſſen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schickſal ſie von einander trennte, indem ſüße Ahnung mir zuflüſterte, daß es für mich ein Mißgeſchick wäre, wenn die beiden Liebenden beſtändig vereint blieben.

Der Profeſſor applaudirte mit poſſenhaft ſchwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Markeſe und ich klatſchten in die Hände wie raſend, und Signora Franſcheska ſtand auf und verneigte ſich dankbar. Es iſt wirklich eine ſchöne Comödie, ſprach ſie zu mir, aber es iſt ſchon lange her, ſeit ſie zuerſt aufgeführt worden, und ich ſelbſt bin ſchon ſo alt — rathen Sie mal wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, ſprach raſch: achtzehn Jahr — und drehte ſich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt ſind Sie, Dottore?

Ich, Signore, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, bemerkte der Markeſe, es iſt einer der erſten Männer unſeres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Laetizia, und ohne an ihr Eva-Koſtüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob ſie ſich bei dieſer Frage ſo leidenſchaftlich in die Höhe, daß nicht nur das rothe Meer, ſondern auch ganz Arabien, Syrien und Meſopotamien zum Vorſchein kam.

Indem ich, ob dieſes gräßlichen Anblicks, erſchrocken zurückprallte, ſtammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine ſolche Frage zu löſen, indem ich ja Signora erſt zur Hälfte geſehen hätte; doch da ſie noch eifriger in mich drang, geſtand ich ihr die Wahrheit, nemlich daß ich das Verhältniß der italieniſchen Jahre zu den deutſchen noch nicht zu berechnen wiſſe.

Iſt der Unterſchied groß? frug Signora Laetizia.

Das verſteht ſich, antwortete ich ihr, da die Hitze alle Körper ausdehnt, ſo ſind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutſchland.

Der Markeſe zog mich beſſer aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe ſich jetzt erſt in der üppigſten Reife entfaltet. Und Signora! ſetzte er hinzu, ſo wie die Pomeranze, je älter ſie wird, auch deſto gelber wird, ſo wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre deſto reifer.

Die Dame ſchien mit dieſer Vergleichung zufrieden zu ſein, und geſtand ebenfalls, daß ſie ſich wirklich reifer fühle als ſonſt, beſonders gegen damals, wo ſie noch ein dünnes Ding geweſen und zuerſt in Bologna aufgetreten ſei, und daß ſie noch jetzt nicht begreife, wie ſie in ſolcher Geſtalt ſo viel Furore habe machen können. Und nun erzählte ſie ihr Debüt als Ariadne, worauf ſie, wie ich ſpäter entdeckte, ſehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamiren mußte, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theſeus Treuloſigkeit, voll blinder Begeiſterung für Bachus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella coſa! rief Signora Laetizia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, ſie iſt ſehr ſchön, ſagte der Profeſſor, und es liegt ihr gewiß eine hiſtoriſche Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, daß Oneus, ein Prieſter des Bachus, ſich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er ſie verlaſſen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geſchieht, iſt in der Sage aus dem Prieſter des Gottes, der Gott ſelbſt gemacht worden.

Ich konnte dieſer Meinung nicht beiſtimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur hiſtoriſchen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete: In der ganzen Fabel, daß Ariadne, nachdem Theſeus ſie auf Naxos ſitzen laſſen, ſich dem Bachus in die Arme geworfen, ſehe ich nichts anderes als die Allegorie, daß ſie ſich dem Trunk ergeben hat, eine Hypotheſe, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Markeſe, werden wahrſcheinlich wiſſen, daß der ſelige Banquier Bethmann, im Sinne dieſer Hypotheſe, ſeine Ariadne ſo zu beleuchten wußte, daß ſie eine rothe Naſe zu haben ſchien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Markeſe; jedoch im ſelben Augenblick ſchien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, ſeufzend ſprach er vor ſich hin: Gott, Gott, ich habe vergeſſen nach Frankfurt an Rothſchild zu ſchreiben! Und mit ernſtem Geſchäftsgeſicht, woraus aller parodiſtiſche Scherz verſchwunden ſchien, empfahl er ſich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und verſprach gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff ſtand, wie es in der Welt gebräuchlich iſt, meine Gloſſen über eben den Mann zu machen, durch deſſen Güte ich die angenehmſte Bekanntſchaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daß alle ihn nicht genug zu rühmen wußten, und daß alle beſonders ſeinen Enthuſiasmus für das Schöne, ſein adelig feines Betragen, und ſeine Uneigennützigkeit in den übertriebenſten Ausdrücken prieſen. Auch Signora Franſcheska ſtimmte ein in dieſen Lobgeſang, doch geſtand ſie, ſeine Naſe ſei etwas beängſtigend und erinnere ſie immer an den Thurm von Piſa.

Beim Abſchied bat ich ſie wieder um die Vergünſtigung, ihren linken Fuß küſſen zu dürfen; worauf ſie, mit lächelndem Ernſt, den rothen Schuh auszog, ſo wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte ſie mir den weißen, blühenden Lilienfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Pabſtes gethan haben möchte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden,—ſagte Signora Franſcheska, nach verrichtetem Geſchäfte, wobei ich mich nicht zu ſehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit ſetzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie ſollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküßt, morgen ſoll Ihnen der rechte zu Gebote ſtehen. Uebermorgen dürfen Sie mir ſchon die linke Hand küſſen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie ſich gut auf, ſo reiche ich Ihnen ſpäterhin den Mund, u. ſ. w. Sie ſehen, ich will Sie gern avanziren laſſen, und da Sie jung ſind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieſer Welt! Deß ſeid mir Zeugen, toskaniſche Nächte, du hellblauer Himmel mit großen ſilbernen Sternen, Ihr wilden Lorbeerbüſche und heimlichen Myrten, und Ihr, o Nymphen des Appennins, die Ihr mit bräutlichen Tänzen uns umſchwebtet, und Euch zurückträumtet in jene beſſeren Götterzeiten, wo es noch keine gothiſche Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüſſe im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchleriſches Feigenblättchen vorklebt.

Es bedurfte keiner beſonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauſchte über den Häuptern der Glücklichen.

Siebentes Kapitel.

Was Prügel ſind, das weiß man ſchon; was aber die Liebe iſt, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphiloſophen haben behauptet, es ſei

eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebens ist uns zu Muthe, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableger findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie, wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Nilthal Egyptens Krokodilleneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebessaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Egypten und Potsdam. Aber Thränen sind noch lange keine Erklärungen— Was ist die Liebe? Hat keiner ihr Wesen ergründet? hat keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Meduſa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst — O, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Elend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. O, sprecht es nicht aus, Ihr gestorbenen Gestalten, die Ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosengärten dieser Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Gesellen herablächelt, der den Duft der Rosen preist und über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebehrdet und wie einem zu Muth ist, wenn man sich auf den Appenninen verliebt hat. Man gebehrdet sich nemlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe ist einem dabei, als sei die Welt erst heute erschaffen worden, und man sei der erste Mensch. Ach, wie schön ist das Alles! jauchzte ich, als ich Franscheska's Wohnung verlassen hatte. Wie schön und kostbar ist diese neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach seiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Außendingen so wunderbar verschmolz. Meine Brust war eine Quelle von Offenbarung, und ich verstand alle Formen und Gestaltungen, den Duft der

Pflanzen, den Geſang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauſchen der Waſſerfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo biſt du? Hier bin ich, Franſcheska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiß, du haſt Sonne, Mond und Sterne erſchaffen und die Erde mit allen ihren Creaturen! Dann kicherte es aus den Myrtenbüſchen, und heimlich ſeufzte ich in mich hinein: O ſüße Thorheit, verlaß mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erſt recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit ſchweren Häuptern, die von der ſcheidenden Sonne ſo roth beſtrahlt wurden, als hätten ſie ſich mit ihren eigenen Weintrauben berauſcht. Unten der Bach ſchoß haſtiger von dannen, und rauſchte angſtvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden ſtürzen. Dabei wetterleuchtete es ſo lieblich, wie lichte Küſſe. Ja, rief ich, der lachende Himmel küßt die geliebte Erde — O Franſcheska, ſchöner Himmel, laß mich deine Erde ſein! Ich bin ſo ganz irdiſch, und ſehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und ſtreckte die Arme flehend empor, und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte ſtatt zu ſchelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgeſtalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltſam herausriß, und der kühlſten Wirklichkeit zurückgab.

Achtes Kapitel.

Auf einem Raſenvorſprung, unter einem breiten Lorbeerbaume, ſaß Hyazinthos, der Diener des Markeſe, und neben ihm Apollo, deſſen Hund. Letzterer ſtand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachkniee des kleinen Mannes gelegt hatte, und neugierig zuſah, wie dieſer, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann etwas hineinſchrieb, wehmüthig vor ſich hinlächelte, das Köpfchen ſchüttelte, tief ſeufzte und ſich dann vergnügt die Naſe putzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Hirſch Hyazinthos! machſt du Gedichte? Nun, die Zeichen ſind günſtig, Apollo ſteht dir zur Seite und der Lorbeer hängt ſchon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich ſchreibe doch keine. Was ſollte ich ſchreiben? Ich hatte eben nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liſte von den Namen derjenigen Freunde, die einſt in meiner Collekte geſpielt haben. Einige davon ſind mir ſogar noch etwas ſchuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen —

das hat Zeit, Sie sind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 statt 1364 gespielt, so wären Sie jetzt ein Mann von Hunderttausend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg sitzen, ruhig und vergnügt, und könnten sich auf dem Sopha erzählen lassen, wie es in Italien aussieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereist, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muß ich ausstehen, und wo nur eine Ueberspannung ist oder eine Schwärmerei, ist auch Herr Gumpel dabei, und ich muß alles mitmachen. Ich wäre schon längst von ihm gegangen, wenn er mich missen könnte. Denn wer soll nachher zu Hause erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genossen? Und soll ich die Wahrheit sagen, ich selbst fang' an, viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich sie Gottlob nicht nöthig; aber man kann nicht wissen, man kommt einmal nach einem andern Ort. Es ist eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht; so ein bischen Bildung ziert den ganzen Menschen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Marfield zum Beispiel, wie hat sie mich diesen Morgen aufgenommen und honorirt! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und sie gab mir einen Franceskoni Trinkgeld, obschon die Blume nur fünf Paoli gekostet hat. Außer dem ist es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von schönen Damenpersonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über diese letzte Bemerkung, und dachte gleich: ist das Stichelei? — Wie konnte aber der Lump schon Kenntniß haben von dem Glücke, das mir erst denselben Tag begegnet, zu derselben Zeit, als er auf der entgegengesetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene und offenbarte sich darin die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, daß er vielleicht noch tausend solcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodiren, zum Vergnügen der himmlischen Heerschaaren aufführen ließ? Indessen beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Versprechen geleistet, dem Markese nichts zu verrathen, gestand mir der arme Mensch: Lady Marfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht, in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollte, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubniß gebeten, sie ausschneiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Ueberreichung der Tulpe, mit einem Franceskoni belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun, — setzte Hyazinth hinzu — und das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinet; er saß dabei auf seinem grünen Sessel, wie auf einem Thron, sprach wie ein König,

um ihn herum ſtanden ſeine Courtiers, und er gab ſeine Ordres, und ſchickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während deſſen die Hühneraugen ſchnitt, dacht' ich im Herzen: du haſt jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der ſelbſt jetzt die ganze Welt in Händen hat, du biſt jetzt ebenfalls ein wichtiger Menſch, ſchneideſt du ihn unten ein bischen zu ſcharf, ſo wird er verdrießlich, und ſchneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichſte Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieſes ſchöne Gefühl vorſtellen, Herr Hyazinth. Welchen aber von der Rothſchildſchen Dynaſtie haben Sie ſolchermaßen amputirt? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardſtreet, der ein Leihhaus für Kaiſer und Könige errichtet hat?

Verſteht ſich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothſchild, den großen Nathan Rothſchild, Nathan den Weiſen, bei dem der Kaiſer von Braſilien ſeine diamantene Krone verſetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothſchild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht ſeines intimen Fußes zu erfreuen hatte, ſo wußte er mich doch zu ſchätzen. Als der Herr Markeſe zu ihm ſagte, ich ſei einmal Lotteriekollekteur geweſen, ſagte der Baron ſehr witzig: ich bin ja der Oberkollekteur der rothſchildſchen Looſe, und mein College darf bei Leibe nicht mit den Bedienten eſſen, er ſoll neben mir bei Tiſche ſitzen — Und ſo wahr wie mir Gott alles Guts geben ſoll, Herr Doktor, ich ſaß neben Salomon Rothſchild, und er behandelte mich ganz wie ſeines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung geſtanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu ſehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball geweſen, der 1500 Mark und 8 Schilling koſtete, aber das war doch wie ein Hühnerdreckchen gegen einen Miſthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort geſehen! Wie viel Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldene Vließ, den Löwenorden, den Adlerorden — ſogar ein ganz klein Kind, ich ſage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren ſchön maskirt und ſpielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präziſe wie der alte Nathan Rothſchild. Er machte ſeine Sache ſehr gut, hatte beide Hände in der Hoſentaſche, klimperte mit Geld, ſchüttelte ſich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hoſen ſtreichelte er freundlich die Backen, und lobte ihn: du biſt mein Plaiſir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel ſoll mir vom Leib' bleiben, ich werde dieſem Narren nichts borgen, der täglich mehr Menſchen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geſchäft wird darunter leiden. So wahr mir

Gott alles Guts gebe, der Junge machte ſeine Sache ſehr gut, beſonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit ächten ſilbernen Lilien gewickelt war, im Gehen unterſtützte und bisweilen zu ihm ſagte: na, na, du, du, führ' dich nur gut auf, ernähr' dich redlich, ſorg' daß du nicht wieder weggejagt wirſt, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich verſichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die andern Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache ſehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und ſie ſich um das beſte Stück ſtritten, und ſich die Kronen vom Kopf riſſen, und ſchrieen und weinten, und einige ſich ſogar — —

Neuntes Kapitel.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieſer Erde, als die Lektüre einer italieniſchen Reiſebeſchreibung — außer etwa das Schreiben derſelben — und nur dadurch kann der Verfaſſer ſie eingermaßen erträglich machen, daß er von Italien ſelbſt ſo wenig als möglich darin redet. Trotz dem, daß ich dieſen Kunſtgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leſer, in den nächſten Kapiteln nicht viel Unterhaltung verſprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilſt, ſo tröſte dich mit mir, der all dieſes Zeug ſogar ſchreiben mußte. Ich rathe dir, überſchlage dann und wann einige Seiten, dann kömmſt du mit dem Buche ſchneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben ſo machen! Glaub' nur nicht, ich ſcherze; wenn ich dir ganz ernſthaft meine Herzensmeinung über dieſes Buch geſtehen ſoll, ſo rathe ich dir, es jetzt zuzuſchlagen, und gar nicht weiter darin zu leſen. Ich will dir nächſtens etwas Beſſeres ſchreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lukka, wieder mit Mathilden und Franſceska zuſammentreffen, ſo ſollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob, vor meinem Fenſter erklingt ein Leierkaſten mit luſtigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf ſolcher Aufheiterung, beſonders da ich jetzt meinen Beſuch bei Seiner Excellenz dem Markeſe Chriſtophero di Gumpelino zu beſchreiben habe. Ich will dieſe rührende Geſchichte, ganz genau, wörtlich treu, in ihrer ſchmutzigſten Reinheit mittheilen.

Es war ſchon ſpät, als ich die Wohnung des Markeſe erreichte. Als ich in's Zimmer trat, ſtand Hyazinth allein, und putzte die goldenen Sporen ſeines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre ſeines Schlafcabinets ſehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Kruzifixe, auf den Knieen lag.

Du mußt nemlich wiſſen, lieber Leſer, daß der Markeſe, dieſer vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik iſt, daß er die Ceremonien der alleinſeligmachenden Kirche ſtreng ausübt, und ſich, wenn er in Rom iſt, einen eigenen Capellan hält, aus demſelben Grunde, weshalb er in England die beſten Wettrenner und in Paris die ſchönſte Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt ſein Gebet — flüſterte Hyazinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Cabinete ſeines Herrn deutete, fügte er noch leiſer hinzu: ſo liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knieen vor der Prima Donna mit dem Jeſuskind. Es iſt ein prächtiges Kunſtbild und es koſtet ihm ſechshundert Franceskonis.

Und Sie, Herr Hyazinth, warum knieen Sie nicht hinter ihm? Oder ſind Sie etwa kein Freund von der katholiſchen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es iſt eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müſſig gehen kann, und für einen Kunſtkenner; aber es iſt keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der ſein Geſchäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muß jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufſchreiben, und denke ich dann zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholiſche Glock', oder ſchwebelt es mir vor den Augen, wie katholiſcher Weihrauch, und ich verſchreib mich, und ich ſchreibe eine unrechte Zahl, ſo kann das größte Unglück daraus entſtehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel geſagt: Ew. Ex. ſind ein reicher Mann und können katholiſch ſein ſo viel Sie wollen, und können ſich den Verſtand ganz katholiſch einräuchern laſſen, und können ſo dumm werden, wie eine katholiſche Glock', und Sie haben doch zu eſſen; ich aber bin ein Geſchäftsmann, und muß meine ſieben Sinne zuſammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es ſei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholiſch würde, verſtände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Viehefel, den Corretſchio, den Carratſchio, den Carravatſchio — aber ich habe immer gedacht, der Corretſchio und Carratſchio und Carravatſchio können mir alle nichts helfen, wenn niemand mehr bei mir ſpielt, und ich komme dann in die Patſchio. Dabei muß ich Ihnen auch geſtehen, Herr Doktor, daß mir die katholiſche Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müſſen Sie mir Recht geben. Ich ſehe das Plaiſir nicht ein, es iſt eine Religion als wenn der liebe Gott, gottbewahre, eben geſtorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängniß, und dabei brummt eine ſo traurige Begräbnißmuſik, daß man die Melancholik bekömmt — ich ſage Ihnen, es iſt keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyazinth, wie gefällt Ihnen denn die proteſtantiſche Religion?

Die iſt mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der proteſtantiſchen Kirche keine Orgel, ſo wäre ſie gar keine Religion. Unter uns geſagt, dieſe Religion ſchadet nichts und iſt ſo rein wie ein Glas Waſſer, aber, ſie hilft auch nichts. Ich habe ſie probirt und dieſe Probe koſtet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie ſo, mein lieber Herr Hyazinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: das iſt freilich eine ſehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indeſſen, ein bischen Schwärmerei muß ſie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muß ſie doch thun können, wenn ſie ſich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer ſoll da Wunder thun, dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine proteſtantiſche Kirche beſah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo nichts als braune Bänke und weiße Wände ſind, und an der Wand nichts als ein ſchwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Dutzend weiße Zahlen ſtehen. Du thuſt dieſer Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können dieſe Zahlen eben ſo gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joſeph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und beſetzte eben dieſe Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe beſetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit ſechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber, ich verſichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den proteſtantiſchen Nummern iſt herausgekommen. Jetzt wußte ich was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich, bleibt mir weg mit einer Religion die gar nichts kann, bei der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich ſo ein Narr ſein, auf dieſe Religion, worauf ich ſchon vier Mark und vierzehn Schilling geſetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückſeligkeit zu ſetzen?

Die altjüdiſche Religion ſcheint Ihnen gewiß viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdiſchen Religion, die wünſche ich nicht meinem ärgſten Feind. Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Ich ſage Ihnen, es iſt gar keine Religion, ſondern ein Unglück. Ich vermeide alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirſch ein jüdiſches Wort iſt und auf Deutſch Hyazinth heißt, ſo habe ich ſogar den alten Hirſch laufen laſſen, und unterſchreibe mich jetzt: Hyazinth, Collekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daß ſchon ein H. auf meinem Petſchaft ſteht und ich mir kein neues ſtechen zu laſſen brauche. Ich verſichere Ihnen, es kommt auf dieſer Welt viel darauf an wie man heißt; der Name thut viel. Wenn ich mich unterſchreibe: „Hyazinth, Collekteur, Operateur und Taxator" ſo klingt das ganz anders

als ſchreibe ich Hirſch ſchlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyazinth! Wer könnte Sie ſo behandeln! Sie ſcheinen ſchon ſo viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann ſchon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu ſprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortſchritte gemacht wie eine Rieſin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen ſoll; und was die Religion anbelangt, ſo weiß ich was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen iſraelitiſchen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Moſaik-Gottesdienſt, mit orthographiſchen deutſchen Geſängen und gerührten Predigten, und einigen Schwärmereichen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine beſſere Religion, und ſie verdient, daß man ſie unterſtützt. Ich will das meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, ſo will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag iſt, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menſchen, die dieſem neuen iſraelitiſchen Gottesdienſt einen ſchlechten Namen machen, und behaupten, er gebe, mit Reſpekt zu ſagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen verſichern, es iſt eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdiſche Religion vielleicht noch immer ſehr nützlich iſt. Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er ſich glücklich fühlt, und er fühlt ſich glücklich in ſeiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerriſſenem Rock, und der kein orthographiſch Wort ſprechen kann und ſogar ein bischen grindig iſt, fühlt ſich vielleicht innerlich glücklicher als ich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäckerbreitengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moſes Lump, man nennt ihn auch Moſes Lümpchen, oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit ſeinem Packen auf dem Rücken, um ſeine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hauſe kömmt, findet er die Lampe mit ſieben Lichtern angezündet, den Tiſch weiß gedeckt, und er legt ſeinen Packen und ſeine Sorgen von ſich, und ſetzt ſich zu Tiſch mit ſeiner ſchiefen Frau und noch ſchieferen Tochter, ißt mit ihnen Fiſche, die gekocht ſind in angenehm weißer Knoblauchſauce, ſingt dabei die prächtigſten Lieder vom König David, freut ſich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Iſrael aus Egypten, freut ſich auch, daß alle Böſewichter, die ihnen Böſes gethan, am Ende geſtorben ſind, daß König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochius, Titus und all' ſolche Leute todt ſind, daß Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fiſch ißt — Und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, die Fiſche ſind delikat und der Mann iſt glücklich, er braucht ſich mit keiner Bildung abzuquälen, er ſitzt vergnügt in ſeiner Religion und ſeinem

grünen Schlafrock, wie Diogenes in ſeiner Tonne, er betrachtet vergnügt ſeine Lichter, die er nicht einmal ſelbſt putzt — Und ich ſage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die ſie zu putzen hat, nicht bei der Hand iſt, und Rothſchild der Große käme jetzt herein, mit all ſeinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er ſpräche: Moſes Lump, bitte dir eine Gnade aus, was du haben willſt, es ſoll geſchehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moſes Lump würde ruhig antworten: „putz' mir die Lichter!" und Rothſchild der Große würde mit Verwunderung ſagen: wär' ich nicht Rothſchild, ſo möchte ich ſo ein Lümpchen ſein!

Während Hyazinth ſolchermaßen, epiſch breit, nach ſeiner Gewohnheit, ſeine Anſichten entwickelte, erhob ſich der Markeſe von ſeinem Betkiſſen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoſter durch die Naſe ſchnurrend. Hyazinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löſchte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Cruzifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demſelben Lappen und mit derſelben ſpuckenden Gewiſſenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen ſeines Herrn geputzt hatte. Dieſer aber war wie aufgelöſt in Hitze und weicher Stimmung; ſtatt eines Oberkleides trug er einen weiten, blauſeidenen Domino mit ſilbernen Frangen, und ſeine Naſe ſchimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jeſus! — ſeufzte er, als er ſich in die Kiſſen des Sophas ſinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daß ich heute Abend ſehr ſchwärmeriſch ausſehe? Ich bin ſehr bewegt, mein Gemüth iſt aufgelöſt, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müſſen einnehmen — unterbrach Hyazinth die pathetiſche Deklamazion — das Blut in Ihren Eingeweiden iſt wieder ſchwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — ſeufzte der Herr.

Ich ſage Ihnen, ich weiß — erwiderte der Diener, und nickte mit ſeinem gutmüthig bethätigenden Geſichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie ſind ganz das Gegentheil von mir, wenn Sie Durſt haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durſt; Sie ſind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe deſto mehr Geſchäftsſinn, ich bin ein Praktikus und Sie ſind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie ſind ganz mein Antipoder.

Ach Julia! — ſeufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handſchuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia geſehen?

Freilich, und meine ganze Seele iſt noch davon entzückt —

Nun dann — rief der Markeſe begeiſtert, und Feuer ſchoß aus ſeinen Augen, und beleuchtete die Naſe — dann verſtehen Sie mich, dann wiſſen Sie was es heißt, wenn ich Ihnen ſage: ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz decouvriren. Hyazinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinaus zu gehen — ſprach dieſer verdrießlich — Sie brauchen ſich vor mir nicht zu geniren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß ſchon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweiſe, Herr Markeſe, daß ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Marſfield zu nennen. Beruhigen Sie ſich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen alles nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt ſie nicht aus den Augen, und bewacht ſie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unter'm Tiſch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft ſtehe ich im Mondſchein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich wäre ſelbſt die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamire, ganz wie die Crelinger:

Komm Nacht! Komm Gumpelino, Tag in Nacht!
Denn du wirſt ruhn auf Fittigen der Nacht,
Wie friſcher Schnee auf eines Raben Rücken.
Komm milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo, oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Marſfield bewacht uns beſtändig, und wir ſterben beide vor Sehnſuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine ſolche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren! Ach! ſo eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerei! — rief Hyazinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir ſo eine Nacht, und ach! ſie hat mir ſchon oft eine ſolche Nacht verſprochen, bei der erſten Gelegenheit, und ich hab' mir ſchon gedacht, daß ſie dann des Morgens deklamiren wird, ganz wie die Crelinger:

Willſt du ſchon gehen? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir. es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdeſſen mehrmals Hyazinth, und konnte ſich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Markeſe, von Ihrer Bildung, aber daß Sie es in der Schwärmerei ſo weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe ſollte einem lieber ſein als das große Loos! Wirklich, Herr Markeſe, ſeit ich mit Ihnen Umgang habe, als Bedienter, habe ich mir ſchon viel Bildung angewöhnt; aber ſo viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott ſoll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort, ſo bleiben doch noch immer zwölftauſend Mark! Die Liebe! Wenn ich alles zuſammenrechne was mich die Liebe gekoſtet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umſonſtglück in der Liebe gehabt, was mich gar nichts gekoſtet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Complaiſanz die Hühneraugen geſchnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenſchaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges mal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau ſpielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renoviren, drückte ſie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein ſehr gutes Stück Kuchen; — auch hat ſie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal klagte, daß ich mit Gemüthsbeſchwerden behaftet ſei, gab ſie mir das Rezept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, ſie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unſere Liebe nicht gehabt. Ich dächte, Herr Markeſe, Sie brauchten mal eins von dieſen Pulvern. Es war mein Erſtes, als ich nach Italien kam, daß ich in Mailand nach der Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage ſie beſtändig bei mir. Warten Sie nur, ich will ſie ſuchen, und wenn ich ſuche ſo finde ich ſie, und wenn ich ſie finde ſo müſſen ſie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich den Commentar wiederholen wollte, womit der geſchäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus ſeiner Taſche kramte. Da kam zum Vorſchein: 1º ein halbes Wachslicht, 2º ein ſilbernes Etui, worin die Inſtrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3º eine Citrone, 4º eine Piſtole, die obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verurſache, 5º eine gedruckte Liſte von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6º ein ſchwarzledernes Büchlein, worin die Pſalmen Davids und die ausſtehenden Schulden, 7º ein dürres Weidenſträußchen, wie zu einem Knoten verſchlungen, 8º ein Päckchen, das mit verblichenem Roſataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterieloſes enthielt, das einſt funfzigtauſend Mark gewonnen, 9º ein plattes Stück Brod, wie weißgebackener Schiffszwieback, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10º die oben erwähnten Pulver,

die der kleine Mann mit einer gewiſſen Rührung und mit ſeinem verwundert wehmüthigen Kopfſchütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — ſeufzte er — daß mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Rezept gegeben, und daß ich jetzt in Italien bin und daſſelbe Rezept in Händen habe, und wieder die Worte leſe: sal mirabile Glauberi, das heißt auf deutſch extra feines Glaubenſalz von der beſten Sorte — ach, da iſt mir zu Muth, als hätte ich das Glaubenſalz ſelbſt ſchon eingenommen und als fühlte ich die Wirkung. Was iſt der Menſch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte das gedacht! Ich kann mir vorſtellen, ſie iſt jetzt auf dem Lande, in ihrem Garten, wo der Mond ſcheint, und gewiß auch eine Nachtigall ſingt oder eine Lerche —

Es iſt die Nachtigall und nicht die Lerche! ſeufzte Gumpelino dazwiſchen, und deklamirte vor ſich hin:

Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort;
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das iſt ganz einerlei — fuhr Hyazinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel, die Vögel die man im Garten hält, koſten am wenigſten. Die Hauptſache iſt das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor ſtehen, und da ſtehen, zum Beiſpiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die beide drei hundert Mark koſten. Mitten im Garten hat ſich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen laſſen — Und da ſteht ſie vielleicht jetzt und puhlt ſich die Naſe, und macht ſich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach dieſem Seufzer erfolgte eine ſehnſüchtige Stille, die der Markeſe endlich unterbrach, mit der ſchmachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyazinth, glaubſt du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte jener. Warum ſoll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Menſch ſo gut wie Sie? Glaubenſalz macht alle Menſchen gleich; und wenn Rothſchild Glaubenſalz einnimmt, fühlt er dieſelbe Wirkung wie das kleinſte Maklerchen. Ich will Ihnen alles vorausſagen: Ich ſchütte das Pulver in ein Glas, gieße Waſſer dazu, rühre es, und ſo wie Sie das hinuntergeſchluckt haben, ziehen Sie ein ſaures Geſicht und ſagen Prr! Prr! Hernach hören Sie ſelbſt wie es in Ihnen herumkullert, und es iſt Ihnen etwas kurios zu Muth und Sie legen ſich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie ſtehen wieder auf, und Sie legen ſich wieder, und ſtehen wieder auf, und ſo fort, und den andern Morgen fühlen Sie ſich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Geſundheitswohlheit, nur ein bischen blaß ſehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie ſehen gern ſchmach-

tend blaß aus, und wenn Sie ſchmachtend blaß ausſehen, ſieht man Sie gern —

Obgleich Hyazinth ſolchermaßen zuredete, und ſchon das Pulver bereitete, hätte das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Markeſe plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnißvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe ſie als Julia geſehen, und Gott! Gott! wie ſpielt ſie! Ich bin doch der größte Enthuſiaſt für die Crelinger, aber die Müller, als ſie den Becher austrank, hat mich hingeriſſen. Sehen Sie — ſprach er, indem er mit komiſcher Geberde das Glas, worin Hyazinth das Pulver geſchüttet, zur Hand nahm — ſehen Sie, ſo hielt ſie den Becher und ſchauderte, daß man Alles mitfühlte wenn ſie ſagte:

Kalt rieſelt matter Schau'r durch meine Adern,
Der faſt die Lebenswärm' erſtarren macht!

Und ſo ſtand ſie, wie ich jetzt ſtehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Tybalt!
Ich komme Romeo! Dies trink ich Dir.

Da leerte ſie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! ſprach Hyazinth mit feierlichem Tone; denn der Markeſe hatte in nachahmender Begeiſterung das Glas ausgetrunken, und ſich, erſchöpft von der Deklamazion, auf das Sopha hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieſer Lage; denn es klopfte plötzlich jemand an die Thüre, und herein trat Lady Marfield's kleiner Jokey, der dem Markeſe, mit lächelnder Verbeugung, ein Billet überreichte und ſich gleich wieder empfahl. Haſtig erbrach jener das Billet; während er es las, leuchteten Naſe und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geiſterbläſſe ſein ganzes Geſicht, Beſtürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgeberden ſprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und ſchrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was iſt? Was iſt? frug Hyazinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das Kruzifix, woran er wieder putzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir dieſe Nacht überfallen?

Was iſt Ihnen, Herr Markeſe, frug ich, ebenfalls nicht wenig erſtaunt.

Leſ't! leſ't! — rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billet hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei ſein

blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billete aber lasen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreisen. Mein Schwager ist indessen schon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur diese einzige Nacht — Laß uns diese benutzen, laß uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Marfeld.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe schon den Becher des Glaubensalzes geleert! Wer bringt mir den schrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülfe! Hülfe!

Hier kann kein irdischer Lebensmensch mehr helfen, seufzte Hyazinth.

Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, kondolirte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glaubersalz zu genießen, das ist bitter! Statt des Thrones der Liebe harrt Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jesus! O Jesus! — schrie der Markese noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt schnell — aber ich lasse mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niedersinken, und da verbluten!

Von Blut ist gar nicht die Rede — begütigte Hyazinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich sage Ihnen — fuhr Hyazinth fort mit philosophischer Gelassenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufstehen müssen. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abspringen und je mehr Sie sich alteriren, desto schneller wirkt das Glaubensalz. Ihr Gemüth spielt der Natur in die Hände. Sie müssen wie ein Mann tragen, was das Schicksal über Sie beschlossen hat. Daß es so gekommen ist, ist vielleicht gut, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist. Der Mensch ist ein irdisches Wesen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Mensch meint oft, er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, so fühlt's der Mensch, Herr Markese.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, sein Diener aber sprach ruhig weiter:

Der Mensch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügel-

ſuppe, und iſt auch Nektar ſüß, ſo ſind doch die Prügel deſto bitterer; und es iſt noch ein wahres Glück, daß der Menſch, der den Andern prügelt, am Ende müde wird, ſonſt könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher iſt aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift, auf dem Wege der Liebe, dem Menſchen auflauert, ſo daß er ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Vielleicht, Herr Markeſe, iſt es wirklich gut, daß es ſo gekommen iſt, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiener mit einem Dolch, der ſechs brabanter Ellen lang iſt, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun — blos in die Wade geſtochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Appeninen giebt es keine Nachtwächter. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröſter fort, ohne durch die Verzweiflung des Markeſe ſich im mindeſten ſtören zu laſſen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Marfield ganz wohl und warm ſäßen, käme plötzlich der Schwager von der Reiſe zurück und ſetzte Ihnen die geladene Piſtole auf die Bruſt, und ließe Sie einen Wechſel unterſchreiben von hundert tauſend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun, aber ich ſetze den Fall: Sie wären ein ſchöner Menſch, und Lady Marfield wäre in Verzweiflung, daß ſie den ſchönen Menſchen verlieren ſoll, und eiferſüchtig, wie die Weiber ſind, wollte ſie nicht, daß eine Andere ſich nachher an Ihnen beglücke — Was thut ſie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und ſchüttet ein klein weißes Pülverchen hinein, und ſagt: kühle dich, Geliebter, du haſt dich heiß gelaufen — und den andern Morgen ſind Sie wirklich ein kühler Menſch. Da war ein Mann, der hieß Pieper und der hatte eine Leidenſchaftsliebe mit einer Mädchenperſon, die das Poſaunenengelhauchen hieß, und die wohnte auf der Kaffemacherei und ihr Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Hirſch — ſchrie wüthend der Markeſe, deſſen Unruhe den höchſten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der Fuhlentwiete, und ſein Poſaunenengel von der Kaffemacherei, und du und die Gudel, Ihr hättet mein Glaubenſalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — verſetzte Hyazinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daß Lady Marfield juſt heute Nacht abreiſen will und Sie juſt heute invitirt? Konnt' ich das voraus wiſſen? Bin ich Ariſtoteles? Bin ich bei der Vorſehung angeſtellt? Ich habe blos verſprochen, daß das Pulver wirken ſoll, und es wirkt ſo ſicher, wie ich einſt ſelig werde, und wenn Sie ſo disparat und leidenſchaftlich mit ſolcher Raſerei hin- und herlaufen, ſo wird es noch ſchneller wirken —

So will ich mich ruhig hinſetzen! ächzte Gumpelino, ſtampfte den Boden, warf ſich ingrimmig auf's Sopha, unterdrückte gewaltſam ſeine Wuth und

Herr und Diener ſahen ſich lange ſchweigend an, bis jener endlich nach einem tiefen Seufzer und faſt kleinlaut ihn anredete:

Aber Hirſch, was ſoll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme. Sie wartet jetzt auf mich, ſie harrt ſogar, ſie zittert, ſie glüht vor Liebe —

Sie hat einen ſchönen Fuß — ſprach Hyazinth in ſich hinein und ſchüttelte wehmüthig ſein Köpflein. In ſeiner Bruſt aber ſchien es ſich gewaltig zu bewegen, unter ſeinem rothen Rocke arbeitete ſichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — ſprach es endlich aus ihm hervor — ſchicken Sie mich!

Bei dieſen Worten zog eine hohe Röthe über das bläßliche Geſchäftsgeſicht.

Zehntes Kapitel.

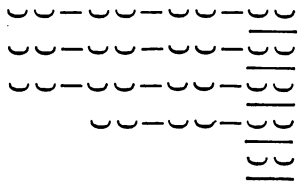
Als Candide nach Eldorado kam, ſah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen ſtatt mit Steinen ſpielten. Dieſer Luxus machte ihn glauben, es ſeien das Kinder des Königs und er war nicht wenig verwundert als er vernahm, daß in Eldorado die Goldklumpen eben ſo werthlos ſind, wie bei uns die Kieſelſteine, und daß die Schulknaben damit ſpielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, iſt etwas Aehnliches begegnet, als er nach Deutſchland kam und zuerſt deutſche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, ſehr erſtaunte; bald aber merkte er, daß Gedanken in Deutſchland ſo häufig ſind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daß jene Schriftſteller, die er für Geiſtesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Dieſe Geſchichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriffe ſtehe, die ſchönſten Reflexionen über Kunſt und Leben niederzuſchreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzele ſtatt dieſer irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, ſolche Tapeten ſeien in Deutſchland, dem geiſtigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigſten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich Dir jetzt zeige, lieber Leſer, ſiehſt Du wieder die wohlbekannten Geſichter Gumpelino's und ſeines Hirſch-Hyazinthos, und wenn auch jener mit minder beſtimmten Zügen dargeſtellt iſt, ſo hoffe ich doch Du wirſt ſcharfſinnig genug ſein, einen Negazionscharakter ohne allzu poſitive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienprozeß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Markeſe iſt mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei iſt er der natürliche Alliirte meiner Feinde, er unterſtützt ſie mit Subſidien, er iſt Ariſtokrat, Ultra-Papiſt, nur etwas fehlte ihm noch — je nun, auch das wird er ſich ſchon anlehren laſſen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie Du auf der Tapete ſehen wirſt.

Es iſt wieder Abend, auf dem Tiſche ſtehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer ſpielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben ſcheinen. Draußen, vor dem Fenſter, ſtehen im ſilbernen Mondſchein, unheimlich bewegungslos, die düſtern Zypreſſen, und in der Ferne ertönte ein trübes Marienliedchen, in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderſtimme. Es herrſcht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino ſitzt, oder vielmehr liegt wieder, nachläßig vornehm, auf den Kiſſen des Sophas, der edle ſchwitzende Leib iſt wieder mit dem dünnen blauſeidnen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldſchnitt gebunden iſt, und deklamirt daraus laut und ſchmachtend. Sein Auge hat dabei einen gewiſſen klebrigten Luſtre, wie er verliebten Katern eigen zu ſein pflegt, und ſeine Wangen, ſogar die beiden Seitenflügel der Naſe, ſind etwas leidend blaß. Jedoch, lieber Leſer, dieſe Bläſſe ließe ſich wohl philoſophiſch anthropologiſch erklären, wenn man bedenkt, daß der Markeſe den Abend vorher ein ganzes Glas Glauberſalz verſchluckt hat.

Hirſch Hyazinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune Eſtrich, in großem Maßſtabe ungefähr folgende Charaktere.



Dieſes Geſchäft ſcheint dem kleinen Manne ziemlich ſauer zu werden; keuchend, bei dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antiſpaß, Anapäſt und die Peſt! Dazu hat er, um der bequemeren Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorſchein kommen zwei kurze demüthige Beinchen in engen Scharlachhoſen, und zwei etwas längere abgemagerte Arme in weißen, ſchlotternden Hemdärmeln.

Was ſind das für ſonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich dieſem Treiben eine Weile zugeſehen.

Das ſind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß dieſe Füße im Kopf behalten, und meine Hände thun mir ſchon weh von all den Füßen, die ich jetzt aufſchreiben muß. Es ſind die

wahren, ächten Füße von der Poesie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, so ließe ich die Poesie laufen mit allen ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn Markese Privatunterricht in der Poesiekunst. Der Herr Markese liest mir die Gedichte vor, und explizirt mir, aus wie viel Füßen sie bestehen, und ich muß sie notiren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig ist.

Sie treffen uns — sprach der Markese, didaktisch pathetischen Tones — wirklich in einer poetischen Beschäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigensinnigen Kopf haben, und nicht einsehen, daß die Füße in der Dichtkunst die Hauptsache sind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angesprochen, diese können wir nur von den Griechen lernen und von den neueren Dichtern, die griechisch streben, griechisch denken, griechisch fühlen, und in solcher Weise ihre Gefühle an den Mann bringen.

Versteht sich an den Mann nicht an die Frau, wie ein unklassischer romantischer Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel spricht zuweilen wie ein Buch, flüsterte mir Hyazinth von der Seite zu, preßte die schmalen Lippen zusammen, blinzelte mit stolz vergnügten Aeuglein, und schüttelte das wunderstaunende Häuptlein. Ich sage Ihnen — setzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch spricht er zuweilen, er ist dann so zu sagen kein Mensch mehr, sondern ein höheres Wesen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in Händen? frug ich den Markese.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten" sprang Hyazinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch sah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

„Gedichte von August Grafen von Platen; Stuttgardt und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828."

Auf dem Hinterblatte stand zierlich geschrieben: „Geschenk warmer brüderlicher Freundschaft." Dabei roch das Buch nach jenem seltsamen Parfum, der mit Eau de Cologne nicht die mindeste Verwandschaft hat, und vielleicht auch dem Umstande beizumessen war, daß der Markese die ganze Nacht darin gelesen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war so sehr bewegt, ich mußte eilf mal aus dem Bette steigen, und zum Glück hatte ich dabei diese vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht blos Belehrung für die Poesie, sondern auch Trost für das Leben geschöpft habe. Sie sehen, wie sehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich so saß wie ich saß, kam ich manchmal in Versuchung —

Das wird Mehreren paſſirt ſein Herr Markeſe.

Ich ſchwöre Ihnen bei unſerer lieben Frau von Loretto und ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr jener fort — dieſe Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wiſſen, geſtern Abend in Verzweiflung, ſo zu ſagen au Deſeſpoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu beſitzen — da las ich dieſe Gedichte, jedesmal ein Gedicht wenn ich aufſtehen mußte, und eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daß mir mein eigener Liebesſchmerz zuwider wurde. Das iſt eben das Schöne an dieſem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundſchaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geſchlechte, und ſchon für dieſe Ehre ſollten wir ihm dankbar ſein. Er iſt darin größer als alle andern Dichter, er ſchmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geſchmack des großen Haufens, er heilt uns von unſerer Paſſion für die Weiber, die uns ſo viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von Euren Feſſeln befreit, der iſt ein Wohlthäter der Menſchen. Es iſt ewig Schade, daß Shakespeare ſein eminentes theatraliſches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er ſoll, wie ich hier zuerſt leſe, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in ſeinen Sonetten von Shakespeare ſagt:

Nicht Mädchenlaunen ſtörten deinen Schlummer,
Doch ſtets um Freundſchaft ſehn wir warm dich ringen
Dein Freund errettet dich aus Weiberſchlingen,
Und ſeine Schönheit iſt dein Ruhm und Kummer.

Während der Markeſe dieſe Worte mit warmem Gefühl deklamirte, und der glatte Miſt ihm gleichſam auf der Zunge ſchmolz, ſchnitt Hyazinth die widerſprechendſten Geſichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich ſprach er:

Herr Markeſe, Sie ſprechen wie ein Buch, auch die Verſe gehen Ihnen wieder ſo leicht ab wie dieſe Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geſchmeichelt, daß der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von ſolch einem Manne. So iſt der Menſch! Der Eine ißt gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundſchaft und ich, als ehrlicher Mann, muß aufrichtig geſtehen, ich eſſe gern Zwiebeln, und eine ſchiefe Köchin iſt mir lieber als der ſchönſte Schönheitsfreund. Ja, ich muß geſtehen, ich ſehe nicht ſo viel Schönes am männlichen Geſchlecht, daß man ſich darin verlieben ſollte.

Dieſe letzteren Worte ſprach Hyazinth, während er ſich muſternd im Spiegel betrachtete, der Markeſe aber ließ ſich nicht ſtören und deklamirte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zuſammen,
Wir müh'n uns, ach! und kommen nicht zuſammen:
Mein Name klingt aus deinem Mund melodiſch,
Doch reih'ſt du ſelten dies Gedicht zuſammen;
Wie Sonn' und Mond uns ſtets getrennt zu halten
Verſchworen Sitte ſich und Pflicht zuſammen,
Laß Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Geſicht zuſammen!
Doch ach! ich träume, denn du ziehſt von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zuſammen!
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,
O wären's Blumen, die man flicht zuſammen!

Eine komiſche Poeſie! — rief Hyazinth, der die Reime nachmurmelte — Sitte ſich und Pflicht zuſammen, Geſicht zuſammen, dicht zuſammen, flicht zuſammen! komiſche Poeſie! Mein Schwager, wenn er Gedichte lieſt, macht oft den Spaß, daß er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn" und „von hinten" abwechſelnd hinzuſetzt; und ich habe nie gewußt, daß die Poeſiegedichte, die dadurch entſtehen, Gaſelen heißen. Ich muß einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Markeſe deklamirt hat, nicht noch ſchöner wird, wenn man nach dem Wort „zuſammen" jedesmal, mit Abwechslung „von vorn" und „von hinten" ſetzt; die Poeſie davon wird gewiß zwanzig Prozent ſtärker.

Ohne auf dieſes Geſchwätz zu achten, fuhr der Markeſe fort im Deklamiren von Gaſelen und Sonetten, worin der Liebende ſeinen Schönheitsfreund beſingt, ihn preiſt, ſich über ihn beklagt, ihn des Kaltſinns beſchuldigt, Pläne ſchmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eiferſüchtelt, ſchmächtelt, eine ganze Scala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar ſo warmſelig, betaſtungsſüchtig und anleckend, daß man glauben ſollte, der Verfaſſer ſei ein manntolles Mägdlein. — Nur müßte es dann einigermaßen befremden, daß dieſes Mägdlein beſtändig jammert, ihre Liebe ſei gegen die „Sitte," daß ſie gegen „dieſe trennende Sitte" ſo bitter geſtimmt iſt, wie ein Taſchendieb gegen die Polizei, daß ſie liebend „die Lende" des Freundes umſchlingen möchte, daß ſie ſich über „Neider" beklagt, „die ſich ſchlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten," daß ſie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, daß ſie ihm verſichert, ſie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm betheuert „Nicht eine Sylbe ſoll dein Ohr erſchrecken!" und endlich geſteht:

„Mein Wunſch bei Andern zeugte Widerſtreben,
Du haſt ihn nicht erhört, doch abgeſchlagen
Haſt du ihn auch nicht, o mein ſüßes Leben!"

Ich muß dem Markeſe das Zeugniß ertheilen, daß er dieſe Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei ſeufzte, ächzte und auf dem Sopha hin- und herrutſchend gleichſam mit dem Geſäße kokettirte. Hyazinth verſäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemerkungen dazwiſchen ſchwätzte. Den Oden ſchenkte er die meiſte Aufmerkſamkeit. Man kann bei dieſer Sorte, ſagte er, weit mehr lernen als bei Saunetten und Gaſelen; da bei den Oden die Füße oben ganz beſonders abgedruckt ſind, kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter ſollte, wie der Graf Platen, bei ſeinen ſchwierigſten Poeſiegedichten, die Füße oben drucken und zu den Leuten ſagen: Seht ich bin ein ehrlicher Mann, ich will Euch nicht betrügen, dieſe krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht ſetze, ſind ſo zu ſagen ein Conto finto von jedem Gedicht, und Ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekoſtet, ſie ſind ſo zu ſagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und Ihr könnt nachmeſſen, und fehlt daran eine einzige Sylbe, ſo ſollt Ihr mich einen Spitzbuben nennen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch dieſe ehrliche Miene, kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedicht angegeben ſind, denkt man: ich will kein mißtrauiſcher Menſch ſein, wozu ſoll ich dem Manne nachzählen, er iſt gewiß ein ehrlicher Mann und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir ſind jetzt in Italien und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide auf die Erde zu ſchreiben und jede Ode zu kollazioniren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geſchäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müßte dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Courantkaſſe, worauf geſchrieben ſteht, wie viel Hundert Thaler darin enthalten — ſie gehen verſiegelt von Hand zu Hand, jeder traut dem Andern, daß ſo viel darin enthalten iſt, wie darauf ſteht, und es giebt doch Beiſpiele, daß ein Müſſiggänger, der nicht viel zu thun hatte, ſo einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in Poeſie viel Spitzbüberei vorfallen. Beſonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich mißtrauiſch. Denn mein Schwager hat mir erzählt: im Zuchthaus zu Odenſee ſitzt — ein gewiſſer Jemand, der bei der Poſt angeſtellt war, und die Geldbeutel, die durch ſeine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und ſie wieder künſtlich zugenäht und weiter geſchickt hat. Hört man von ſolcher Geſchicklichkeit, ſo verliert man das menſchliche Zutrauen und wird ein mißtrauiſcher Menſch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es iſt gewiß in der Poeſie wie in jedem anderen Geſchäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyazinth fort, während der Markeſe weiter deklamirte, ohne unſerer zu achten, ganz verſunken im Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, iſt die Hauptſache, und wer kein ehrlicher Mann iſt, den betrachte

ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von dem kaufe ich nichts, von dem leſe ich nichts, kurz ich mache kein Geſchäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der ſich auf nichts etwas einbildet, wenn ich mir aber etwas einbilden wollte auf etwas, ſo würde ich mir etwas darauf einbilden, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden ſtaunen — ich ſag' Ihnen, Sie werden ſtaunen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und der iſt ein Krautkrämer, und heißt Klötzchen, das heißt, ich heiße den Mann Klötzchen, weil wir gute Freunde ſind, ſonſt heißt der Mann Herr Klotz. Auch ſeine Frau muß man Madame Klotz nennen, und ſie hat nie leiden können, daß ihr Mann bei mir ſpielte, und wenn ihr Mann bei mir ſpielen wollte, ſo durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm in's Haus kommen, und er ſagte mir immer auf der Straße: die und die Nummer will ich bei dir ſpielen und hier haſt du das Geld, Hirſch! Und ich ſagte dann: gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hauſe, ſo legte ich die Nummer kouvertirt für ihn aparte, und ſchrieb auf das Kouvert mit deutſchen Buchſtaben: für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und ſtaunen Sie: Es war ein ſchöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börſe waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich ſtand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arme ſeine dicke Madame Klotz, und grüßt mich zuerſt, und ſpricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotiſche Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geſchäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder einer am Pranger geſtanden, und ſo im Geſpräch ſagt er mir: geſtern Nacht habe ich geträumt, Nummero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demſelben Moment, während Madame Klotz die Kaiſerſtatiſten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine ich fühle ſie noch jetzt — und ehe Madame Klotz ſich wieder herumdreht, ſag' ich: gut, Klötzchen! und gehe weg. Und ich gehe directement, ohne mich umzuſehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Nummero 1538, und kouvertire ſie ſobald ich nach Hauſe komme, und ſchreibe auf das Kouvert: für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu ſtellen, läßt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirſch, derſelbe Hirſch, der jetzt vor Ihnen ſteht? Dieſer Hirſch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droſchke, und holt ſich bei der Hauptkollekte ſeine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klötzchen ſieht, fragt er: Hirſch, warum biſt du heut' ſo geputzt?

Ich aber antworte kein Wort, und ſetze einen großen Ueberraſchungsbeutel mit Gold auf den Tiſch, und rede ganz feierlich: Herr Chriſtian Hinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie ſo gütig waren bei mir zu beſtellen, hat das Glück gehabt 50,000 Mark zu gewinnen, in dieſem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präſentiren, und ich bin ſo frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klötzchen das hört, fängt er an zu weinen, wie Madame Klotz die Geſchichte hört, fängt ſie an zu weinen, die rothe Magd weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Rührungsmenſch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erſt in Ohnmacht, und erſt nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Waſſerbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menſchen bebte als er dieſes erzählte, und feierlich zog er ein ſchon erwähntes Päckchen aus der Taſche, wickelte davon den ſchon verblichenen Roſataffet, und zeigte mir den Schein, worin Chriſtian Hinrich Klotz den richtigen Empfang der 50,000 Mark quitirte. Wenn ich ſterbe — ſprach Hyazinth, eine Thräne im Auge — ſoll man mir dieſe Quitung mit in's Grab legen, und wenn ich einſt dort oben, am Tage des Gerichts, Rechenſchaft geben muß von meinen Thaten, dann werde ich mit dieſer Quitung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böſer Engel die böſen Handlungen, die ich auf dieſer Welt begangen habe, vorgeleſen, und mein guter Engel auch die Liſte von meinen guten Handlungen ableſen will, dann ſag ich ruhig: Schweig! — ich will nur wiſſen, iſt dieſe Quitung richtig? iſt das die Handſchrift von Chriſtian Hinrich Klotz? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und ſagt, er kenne ganz genau Klötzchens Handſchrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geſchichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwiſſende der Alles weiß, erinnert ſich an dieſe Geſchichte und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daß wenn meine böſen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er ſagt dann: Hirſch! ich ernenne dich zum Engel erſter Klaſſe, und du darfſt Flügel traaen mit roth und weißen Federn.

Eilftes Kapitel.

Was iſt denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leſer, dieſe Frage las ich ſchon lange auf deinem Geſichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwor-

tung. Das ist ja eben das Mißgeschick deutscher Schriftsteller, daß sie jeden guten oder bösen Narrn, den sie auf's Tapet bringen, erst durch trockne Charakterschilderung und Personalbeschreibung bekannt machen müssen, damit man erstens wisse, daß er existirt, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders ist es noch jetzt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzosen, die ein Volksleben, und daher public characters haben. Wir Deutschen aber, wir haben zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich Recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Professor der Berliner Universität, ist ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in so hohem Grade, daß er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zur Satyre zu geben, daß er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Serviliſt, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, um somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutschen Universitäten muß man überhaupt nachrühmen, daß sie die deutschen Schriftsteller, mehr als jede andere Zunft, mit allerlei Narren versorgen, und besonders Göttingen habe ich immer in dieser Hinsicht zu schätzen gewußt. Dies ist auch der geheime Grund, weshalb ich mich für die Erhaltung der Universitäten erkläre, obgleich ich stets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Zunftwesens gepredigt habe. Bei solchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren, kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue auf's Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Besten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen August von Platen Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, daß er zweckmäßig bekannt, und gewissermaßen berühmt werde, ich will ihn literarisch gleichsam herausfüttern, wie die Irokesen thun mit den Gefangenen, die sie bei spätern Festmahlen verspeisen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das sogenannt Persönliche, nur in soweit berühren, als sich geistige Erscheinungen dadurch erklären lassen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn sah, und sogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn sah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst gewahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er, bei allen die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiß, so lange er lebt, unsterblich sein wird.

Die Brille, wodurch ich ihn ſah, gehörte einigen Inſaſſen Münchens, die über ſeine äußere Erſcheinung dann und wann in heiteren Stunden, ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn ſelbſt nie geſehen, und wenn ich mir ſeine Perſon denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Wuth, womit einmal mein Freund der Doktor Lautenbacher über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbeſondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe, ſich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spatziergängern in den Weg ſtellte und, mit der bebrillten Naſe gen Himmel ſtarrend, in poetiſcher Begeiſterung zu ſein vorgab. Andere haben beſſer von dem armen Grafen geſprochen, und beklagten nur ſeine beſchränkten Mittel, die ihn, bei ſeinem Ehrgeiz, ſich wenigſtens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und ſie lobten beſonders ſeine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, bei denen er die Beſcheidenheit ſelbſt geweſen ſei, indem er mit der liebreichſten Demuth ihre Erlaubniß erbeten, dann und wann zu ihnen auf's Zimmer kommen zu dürfen, und ſogar die Gutmüthigkeit ſo weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, ſelbſt wenn man ihn die Läſtigkeit ſeiner Viſiten auf's deutlichſte merken laſſen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewiſſermaßen gerührt, obgleich ich dieſen Mangel an Perſonalbeifall ſehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, ſüßer Knabe,
Verſchmäht den melancholiſchen Genoſſen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Poſſen,
Anſtatt ich jetzt mich blos an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe,
Hab' ich den Himmel anzuflehn beſchloſſen.

Vergebens verſicherte der arme Graf, daß er einſt der berühmteſte Dichter werde, daß ſchon der Schatten eines Lorbeerblattes auf ſeiner Stirne ſichtbar ſei, daß er ſeine ſüßen Knaben ebenfalls unſterblich machen könne, durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben dieſe Celebrität war Keinem lieb, und in der That, ſie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Candidat ſolcher Celebrität von einigen luſtigen Freunden, unter den Arkaden zu München, betrachtet wurde. Ein ſcharfſichtiger Böſewicht meinte ſogar, er ſähe zwiſchen den Rockſchößen deſſelben den Schatten eines Lorbeerblattes. Was mich betrifft, lieber Leſer, ſo bin ich nicht ſo boshaft, wie du denkſt, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn andere verhöhnen, ich zweifle, daß er ſich an der verhaßten „Sitte" thätlich gerächt habe, obgleich er in ſeinen Liedern ſchmachtet, ſich ſolcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurückſetzungen und Abweiſungen, wovon er ſelbſt ſo rührend ſingt. Ich bin über-

zeugt, er betrug ſich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm ſelber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly von ſich rühmen: Ich war nie berauſcht, ich habe nie ein Weib berührt und habe nie eine Schlacht verloren. Deshalb gewiß ſagt von ihm der Dichter:

Du biſt ein nüchterner, modeſter Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte ſchon einige Luſtren hinter ſich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Univerſität in Erlangen, wo man ihm einige Beſchäftigung angewieſen hatte; doch da dieſe ſeinem hochſtrebenden Geiſte nicht genügte, da mit den Luſtern auch die Lüſternheit nach illüſtrer Luſt ihn mehr und mehr ſtachelte, und der Graf von ſeiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeiſtert wurde, gab er jenes Geſchäft auf, und beſchloß, von der Schriftſtellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen ſonſtigen Verdienſten zu leben. Die Grafſchaft des Grafen liegt nemlich im Monde, von wo er, wegen der ſchlechten Communikazion mit Bayern, nach Gruithuiſens Berechnung, erſt in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieſer Erde näher kommt, ſeine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Collibrados Hallermünde, bei Brockhaus in Leipzig, eine Gedichteſammlung mit einer Vorrede, betitelt: „lyriſche Blätter Nummer 1.“ herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns verſicherte, die ſieben Weiſen dem Verfaſſer ihr Lob geſpendet. Später gab er, nach Tieckſchem Muſter, einige dramatiſche Mährchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daß ſie der unweiſen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den ſieben Weiſen geleſen wurden. Indeſſen um, außer den ſieben Weiſen, noch einige Leſer zu gewinnen, legte ſich der Graf auf Polemik und ſchrieb eine Satyre gegen berühmte Schriftſteller, vornemlich gegen Müllner, der damals ſchon allgemein gehaßt und moraliſch vernichtet war, ſo daß der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Oerindur noch einen Hauptſtich, nicht in's Haupt, ſondern nach Fallſtaffſcher Weiſe, in die Wade zu verſetzen. Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen mißfiel daher nicht, und „die verhängnißvolle Gabel“ fand hie und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, ſondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei letzteren hauptſächlich weil jene Satyre nicht mehr dem romantiſchen Tieck, ſondern dem klaſſiſchen Ariſtophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um dieſe Zeit, als der Herr Graf nach Italien reiſ'te; er zweifelte nicht mehr, von ſeiner Poeſie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche proſaiſche Ehre, für Rechnung der Poeſie das Geld herzugeben; denn die Poeſie, die Himmelstochter, die Hochgeborene, hat ſelbſt nie Geld und

wendet ſich, bei ſolchem Bedürfniß, immer an Cotta. Der Graf verſifizirte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Tiecks und des Ariſtophanes, ſondern ahmte auch den Goethe nach im Liede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in perſiſchen Gaſelen — kurz er gab uns ſolchermaßen eine Blumenleſe der beſten Dichter und zugleich ſeine eigenen lyriſchen Blätter unter dem Titel: „Gedichte des Grafen Platen ꝛc.“

Niemand in Deutſchland iſt gegen poetiſche Erzeugniſſe billiger als ich, und ich gönne einem armen Menſchen, wie Platen, ſein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße ſeines Angeſichts ſo ſauer erwirbt, gewiß herzlich gern. Keiner iſt mehr geneigt, als ich, ſeine Beſtrebungen zu rühmen, ſeinen Fleiß und ſeine Poeſie zu loben, und ſeine ſylbenmäßigen Verdienſte anzuerkennen. Meine eignen Verſuche befähigen mich, mehr als jeden Andern, die metriſchen Verdienſte des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unſägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anſtrengungen, womit er die Verſe ausgearbeitet, entdeckt unſer Einer weit eher als der gewöhnliche Leſer, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verſe des Grafen für etwas Leichtes hält, und ſich an der glatten Wortſpielerei gedankenlos ergötzt, wie man ſich bei Kunſtſpringern, die auf dem Seile balanciren, über Eier tanzen und ſich auf den Kopf ſtellen, ebenfalls einige Stunden amüſirt, ohne zu bedenken, daß jene armen Weſen nur durch jahrelangen Zwang und grauſames Hungerleiden, ſolche Gelenkigkeitskünſte, ſolche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunſt nicht ſo ſehr geplagt, und ſie immer in Verbindung mit gutem Eſſen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es ſaurer und nüchterner ergangen, um ſo mehr preiſen, ich will von ihm rühmen, daß kein Seiltänzer in Europa ſo gut wie er auf ſchlaffen Gaſelen balancirt, daß keiner den Eiertanz über

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — — —
⏑ ⏑ — — — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ u. ſ. w.

ſo gut executirt, wie er, daß keiner ſich ſo gut wie er auf den Kopf ſtellt. Wenn ihm auch die Muſen nicht hold ſind, ſo hat er doch den Genius der Sprache in ſeiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freie Liebe dieſes Genius fehlt ihm, er muß auch dieſem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfaſſen, die trotz ihrer ſchönen Ründung ſich nie edel ausſprechen. Nie ſind tiefe Naturlaute, wie wir ſie im Volksliede, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht, den beängſtigenden Zwang, den er ſich anthun muß, um etwas zu ſagen, nennt er eine „große That in Worten“ — ſo gänzlich unbekannt mit

dem Weſen der Poeſie, weiß er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine That iſt, bei dem wahren Dichter aber ein Ereigniß. Ungleich dem wahren Dichter, iſt die Sprache nie Meiſter geworden in ihm, er iſt dagegen Meiſter geworden in der Sprache oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuoſe auf dem Inſtrumente. Je weiter er es ſolcherart im Techniſchen brachte, deſto größere Meinung bekam er von ſeiner Virtuoſität; er wußte ja in allen Weiſen zu ſpielen, er verſifizirte ja die ſchwierigſten Paſſagen, er dichtete, ſo zu ſagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte ſich, wenn das Publikum nicht klatſchte. Wie alle Virtuoſen, die ſolch einſaitiges Talent ausgebildet, ſtrebte er nur nach Applaudiſſement, ſah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er ſeine Collegen um ihren Gewinnſt, wie z. B. den Clauren, ſchrieb er gleich fünfaktige Pasquille, wenn er nur eine einzige Xenie des Tadels auf ſich beziehen konnte, kontrollirte er alle Recenſionen, worin Andere gelobt wurden, und ſchrie er beſtändig: ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. ſ. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte ſich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopſtock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen ſich ſelbſt ernennt, obgleich jeder einſieht, daß er nur mit Ramler und etwa A. W. v. Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu ſeiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorbeerkranz auf dem Haupte, aber mit deſto größerem Zopf und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den ſteifleinenen Regenſchirm unter'm Arm, im Berliner Thiergarten, ſtandirend wandelte, hielt ſich damals für den Repräſentanten der Poeſie auf Erden. Seine Verſe waren die vollendeteſten in deutſcher Sprache, und ſeine Verehrer, worunter ſogar ein Leſſing ſich verirrte, meinten, weiter könne man es in der Poeſie nicht bringen. Faſt daſſelbe war ſpäterhin der Fall bei A. W. v. Schlegel, deſſen poetiſche Unzulänglichkeit aber ſichtbar wird, ſeitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, ſo daß ſogar diejenigen, die einſt den Sänger des Arion für einen gleichfallſigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienſtlichen Schullehrer in ihm ſehen. Ob aber der Graf Platen ſchon befugt iſt, über den ſonſt rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie dieſer einſt über Ramler lachte, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, in der Poeſie ſind alle drei ſich gleich, und wenn der Graf Platen noch ſo hübſch in den Gaſelen ſeine ſchaukelnden Balancirkünſte treibt, wenn er in ſeinen Oden noch ſo vortrefflich den Eiertanz exekutirt, ja, wenn er, in ſeinen Luſtſpielen ſich auf den Kopf ſtellt — ſo iſt er doch kein Dichter. Er iſt kein Dichter, ſagt ſogar die undankbare männliche Jugend, die er ſo zärtlich beſingt. Er iſt kein Dichter, ſagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu ſeinem Beſten andeuten — hier nicht ganz unpartheiiſch ſind, und vielleicht wegen der Hingebung, die ſie bei ihm entdecken, etwas Eiferſucht empfinden, oder gar durch die Tendenz ſeiner Ge-

dichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Geſellſchaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit ſcharfen Brillen verſehen ſind, ſtimmen ein in dieſes Urtheil, oder äußern ſich noch lakoniſch bedenklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde? frug ich jüngſt einen ſolchen Mann. Sitzfleiſch! war die Antwort. Sie meinen in Hinſicht der mühſamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte jener, Sitzfleiſch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platenſchen Gedichte betrifft, ſo möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der Cenſoriſchen Wuth Preis geben, womit unſere Catonen davon ſprechen oder gar ſchweigen. Chacun a son goût, dem einen gefällt der Ochs, dem andern Waſiſchtas Kuh. Ich tadele ſogar den furchtbaren rhadamantiſchen Ernſt, womit über jenen Inhalt der Platenſchen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik gerichtet worden. Aber ſo ſind die Menſchen, es wird ihnen ſehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn ſie über Sünden ſprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufſatz, überſchrieben: „Aus dem Journal eines Leſers" worin der Graf Platen gegen ſolche ſtrenge Tadler ſeiner Freundſchaftsliebe, mit jener Beſcheidenheit ſich ausſpricht, die er nie zu verläugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er ſagt, daß „das Hegelſche Wochenblatt" ihn eines geheimen Laſters mit „lächerlichem Pathos" beſchuldige, ſo will er, wie leicht zu errathen iſt, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Geſinnung er durch dritte Hand erforſchen laſſen. Indeſſen, man hat ihm ſchlecht berichtet, ich werde mir nie in dieſer Hinſicht einen Pathos zu Schulden kommen laſſen, der edle Graf iſt mir vielmehr eine ergötzliche Erſcheinung, und in ſeiner erlauchten Liebhaberei ſehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verſchämte Parodie eines antiken Uebermuths. Das iſt es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerſpruch mit den Sitten, und gab ſich kund mit heroiſcher Oeffentlichkeit. Als z. B. der Kaiſer Nero, auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gaſtmahl hielt, das einige Millionen koſtete, ließ er ſich mit Einem aus dem Jünglingsſerail, Namens Pythagoras, feierlich einſegnen, (cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit) und ſteckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den praſſelnden Flammen beſte beſſer den Untergang Trojas beſingen zu können. Das war noch ein Gaſelendichter, über den ich mit Pathos ſprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom, die Pfade der Freundſchaft dürftig und nüchtern und ängſtlich dahinſchleicht, mit ſeinem hellen Geſichte von liebloſer Jugend abgewieſen wird, und nachher bei kümmerlichem Oellämpchen ſein Gaſelchen ausſeufzt. Intereſſant, in ſolcher Hinſicht, iſt

die Vergleichung der Platenschen Gedichtchen mit dem Petron. Bei diesem ist schroffe, antike, plastisch heidnische Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz seinem Pochen auf Classizität, behandelt seinen Gegenstand vielmehr romantisch, verschleiernd, sehnsüchtig, pfäffisch, — ich muß hinzusetzen: heuchlerisch. Denn der Graf vermummt sich manchmal in fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geschlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten sollen klar sehen; gegen den großen Haufen glaubt er sich genugsam versteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläßt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der sich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand gesteckt, so daß nur der Steiß sichtbar bleibt. Unser erlauchter Vogel hätte besser gethan, wenn er den Steiß in den Sand versteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er ist mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paßt nicht für ihn, seine Liebe hat einen passiv pythagoräischen Charakter, er ist in seinen Gedichten ein Patikos, er ist ein Weib, und zwar ein Weib, das sich an gleich Weibischem ergötzt, er ist gleichsam eine männliche Tribade. Diese ängstlich schmiegsame Natur duckt durch alle seine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in diesen Gedichten sehen wir Polyandrie, und wenn er auch sentimentalisirt:

„Du liebst und schweigst — O hätt' ich auch geschwiegen,
Und meine Blicke nur an dich verschwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müßt' ich keinen Kränkungen erliegen!
Doch diese Liebe möcht' ich nie besiegen,
Und weh dem Tag, an dem sie frostig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns gesendet,
Wo selig Engel sich an Engel schmiegen —"

so denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Harans, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichsten Anschmiegungen entgingen, wie wir lesen im Pentateuch, wo leider die Gaselen und Sonette nicht mitgetheilt sind, die damals vor Loths Thüre gedichtet wurden. Ueberall in den Platenschen Gedichten sehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das schönste Gefieder hat, und doch nicht fliegen kann, und zänkisch humpelt über die polemische Sandwüste der Literatur. Mit seinen schönen Federn ohne Schwungkraft, mit seinen schönen Versen ohne poetischen Flug, bildet er den Gegensatz zu jenem Adler des Gesanges, der minder glänzende Flügel hat, aber sich damit zur Sonne emporhebt — ich muß wieder auf den Refrain zurückkommen; der Graf Platen ist kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge; in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſein. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimiren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Das letzteres bei dem Grafen Platen der Fall ſein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man ſeinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über ſeinen Dichtertitel, mit einer einzigen Xenie, den geringſten Zweifel zu verrathen — gleich wird er ſich ingrimmig niederſetzen und fünfaktige Satyren gegen Euch drucken. Denn die Menſchen halten um ſo eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewiſſer der Titulus iſt, der ſie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter ſein, wenn er in einer andern Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein anderer wäre, als er jetzt iſt. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, daß er in einer Zeit lebt, wo er ſeine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieſelbe Sitte, die ſeiner Liebe immer feindlich entgegenſteht, ihm ſogar verbietet, ſeine Klage darüber unverhüllt auszuſprechen, wo er jede Empfindung ängſtlich verkappen muß, um ſo wenig das Ohr des Publikums, als das eines „ſpröden Schönen“ durch eine einzige Sylbe zu erſchrecken. Dieſe Angſt läßt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, ſie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichſam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metriſch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung ſeiner eignen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geſchieht ihm vielleicht, wenn man ſolche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daß der Graf Platen auch in der Poeſie ſich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die ſchon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römiſchen Pythagoras, ſo würde er vielleicht ſeine eignen Gefühle freier hervortreten laſſen und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigſtens die Naturlaute in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht vermißt werden — doch der Mangel an Geſtalten in ſeinen Dramen würde noch immer bleiben, ſo lange ſich nicht auch ſeine ſinnliche Natur veränderte, und er gleichſam ein Anderer würde. Die Geſtalten, die ich meine, ſind nemlich jene ſelbſtſtändigen Geſchöpfe, die aus dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronions, vollendet und gerüſtet hervortreten, lebendige Traumweſen, deren myſtiſche Geburt, mehr als man glaubt, in wunderſam bedingender Bedingung ſteht mit der ſinnlichen Natur des Dichters, ſo daß ſolches geiſtige Gebähren demjenigen verſagt iſt, der ſelbſt nur, als ein unfruchtbares Geſchöpf, ſich gaſelig hingiebt in windiger Weichheit.

Indeſſen, das ſind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt

davon ab, wie weit man an die Competenz deſſelben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß der Graf Platen gar oft dem Publikum verſichert, daß er erſt ſpäterhin das Bedeutendſte dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daß er Iliaden und Odyſſeen, Claſſizitätstragödien und ſonſtige Unſterblichkeitskoloſſalgedichte erſt dann ſchreiben werde, wenn er ſich nach ſo und ſo viel Luſtren gehörig vorbereitet habe. Du haſt, lieber Leſer, dieſe Ergießungen des Selbſtbewußtſeins, in mühſam gefeilten Verſen vielleicht ſelbſt geleſen, und das Verſprechen ſolcher ſchönen Zukunft war dir vielleicht um ſo erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutſchlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm ſchlechter Sudler geſchildert, die ihm nur im Wege ſtehen, auf der Bahn des Ruhmes, und die ſo unverſchämt ſeien, jene Lorbeeren und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber ſprechen hörte, will ich übergehen: aber, der Chronologie wegen, muß ich anführen, daß zu jener Zeit der König von Baiern die Abſicht ausſprach, irgend einem deutſchen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beiſpiel für die ganze deutſche Literatur von ſchöner Folge ſein konnte. Man ſagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlaſſen, ich ſprach von den Prahlereien des Grafen Platen, der beſtändig rief: ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odyſſeen dichten u. ſ. w. Ich weiß nicht was das Publikum von ſolchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nemlich ein wahrer Dichter, der die verſchämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poeſie ſchon empfunden hat, und von der Seligkeit dieſer Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunſt einer Prinzeſſin genießt, gewiß nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat ſchon öfter den Grafen Platen, wegen ſolcher Prahlhanſereien, weiblich gehänſelt und er wußte immer, wie Fallſtaff, ſich zu entſchuldigen. Bei ſolchen Entſchuldigungen kommt ihm ein Talent zu ſtatten, das außerordentlich in ſeiner Art iſt und das eine beſondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nemlich von jedem Flecken, der in ſeiner eignen Bruſt iſt, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und ſei ſie noch ſo klein, zu entdecken, und ſich wegen ſeiner Wahlfleckenverwandſchaft mit ihm zu vergleichen. Z. B. von Shakeſpeares Sonetten weiß er, daß ſie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet ſind, und ob ſolcher verſtändigen Wahl preiſt er Shakeſpeare, vergleicht ſich mit ihm — und das iſt das einzige, was er von ihm zu ſagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen ſchreiben, und behaupten, daß er ſich die und die Ver-

irrung noch nicht zu Schulden kommen laſſen, weil er ſich mit dem oder dem großen Manne, dem ſie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialſten aber und bewunderungswürdigſten zeigte er ſich in der Wahl des Mannes, in deſſen Leben er unbeſcheidene Reden entdeckt, und durch deſſen Beiſpiel er ſeine Prahlerei beſchönigen will. Wahrlich, zu einem ſolchen Zwecke ſind die Worte dieſes Mannes noch nie zitirt worden — denn es iſt kein Geringerer als Jeſus Chriſtus ſelbſt, der uns bisher immer für ein Muſter der Demuth und Beſcheidenheit gegolten. Chriſtus hätte jemals geprahlt? der beſcheidenſte der Menſchen, um ſo beſcheidener als er der göttlichſte war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen iſt, das entdeckte der Graf Platen, denn er inſinuirt uns: Chriſtus, als er vor Pilatus geſtanden, ſei ebenfalls nicht beſcheiden geweſen, und habe nicht beſcheiden geantwortet, ſondern als jener ihn frug, biſt du der König der Juden? habe er geſprochen: du ſagſt es. Und ſo ſage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Haſſe eines Verächters Chriſti gelungen iſt, das gelang der Exegeſe ſelbſtverliebter Eitelkeit.

Wie wir wiſſen, was wir davon zu halten, wenn Einer ſolchermaßen beſtändig ſchreit: Ich bin der Poet! ſo wiſſen wir auch, was es für eine Bewandtniß hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reife erlangt, noch dichten will, und die ſeine bisherigen Meiſterſtücke an Bedeutung ſo unerhört übertreffen ſollen. Wir wiſſen ganz genau, daß die ſpäteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender ſind als die früheren, eben ſo wenig wie ein Weib, je öfter ſie gebährt, deſto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erſte Kind iſt ſchon eben ſo gut wie das zweite — nur das Gebähren wird leichter. Die Löwin wirft nicht erſt ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madam Göthe warf gleich ihren jungen Leu, und dieſer gab uns, beim erſten Wurf, ſeinen Löwen von Berlichingen. Eben ſo warf auch Schiller gleich ſeine Räuber, an deren Tatze man ſchon die Löwenart erkannte. Später kam erſt die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Meſſina. Nicht ſo begab es ſich mit dem Grafen Platen, der mit der ängſtlichen Künſtelei anfing und von dem der Dichter ſingt:

Du, der du ſprangſt ſo fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackirten Angeſichts,
Gleichſt einer Spielerei, geſchnitzt aus Korke.

Indeſſen, wenn ich meine geheimſten Gedanken ausſprechen ſoll, ſo geſtehe ich, daß ich den Grafen Platen für keinen ſo großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlſucht und beſtändigen Selbſtberäucherung glauben ſollte. Ein Bischen Narrheit, das verſteht ſich, gehört immer zur Poeſie; aber es

wäre entsetzlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Porzion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutend geringe Dosis gegeben hätte. Ich habe Gründe zu vermuthen, daß der Herr Graf an seine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und daß er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfniß des Augenblicks sein eigner anpreisender Ruffiano sein mußte, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, daß sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Uebermuth, daher das klägliche Dünnethun mit baldigem Sterben, und das drohende Dickthun mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auflodernde Bettelstolz und die schmachtende Unterthänigkeit, daher das beständige Klagen „daß ihn Cotta verhungern lasse" und wiederum Klagen „daß ihn Cotta verhungern lasse" daher die Anfälle von Katholizismus u. s. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholizismus Ernst ist, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholisch geworden ist, wie einige seiner Hochgeborenen Freunde, das weiß ich nicht. Daß er es werden wolle, erfuhr ich zuerst aus öffentlichen Blättern, die sogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge in's Kloster. Böse Zungen meinten, daß ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht schwer fallen würde. Wie sich von selbst versteht, in München klangen, bei solchen Nachrichten, die frommen Glöcklein in den Herzen seiner Freunde. Mit Kyrie Eleison und Halleluja wurden seine Gedichte gepriesen in den Pfaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Cölibats mußten erfreut sein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geschlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daß Pfaffen und Knabensänger nicht davon angesprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben so wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreise nach Italien, von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daß der Graf Platen sehr feindselig gegen mich gestimmt sei, und mir mein Verderben schon bereitet habe in einem Lustspiele Namens „König Oedipus" das bereits zu Augsburg, bei einigen Fürsten und Grafen, deren Namen ich vergessen habe oder vergessen will, angelangt sei. Auch Andere erzählten mir, daß mich der Graf Platen hasse und sich mir als Feind entgegenstelle; — und das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgesagt: daß mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth sich zu gleicher Zeit gegen mich kund gab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der politischen Annalen, die ich damals herausgab, so konnte ich eben-

falls nur gewinnen, wenn man deutlich ſah, daß ich keiner der Ihrigen ſei. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen ſagt, ſo ſage ich darum noch nichts Böſes von ihnen. Ich bin ſogar der Meinung, daß ſie, nur aus Liebe zum Guten, durch frommen Betrug und gottgefällige Verläumdung das Wort der Böſen entkräftigen möchten, und daß ſie dieſen, nur für einen ſolchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geiſtigen Lebensquellen, ſondern auch die materiellen zu verſchütten ſuchen. Man hat jene guten Leute, die ſich in München ſogar öffentlich als Congregazion präſentirten, thörichterweiſe mit dem Namen Jeſuiten beehrt. Sie ſind wahrlich keine Jeſuiten, ſonſt hätten ſie eingeſehen, daß z. B. ich, einer von den Böſen, ſchlimmſten Falls die literariſch alchimiſtiſche Kunſt verſtehe, aus meinen Feinden ſelbſt Dukaten zu ſchlagen, dergeſtalt, daß ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — ſie hätten eingeſehen, daß ſolche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden avilirt, wie der arme Sünder den Staupbeſen nicht minder ſtark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und, was die Hauptſache iſt, ſie hätten eingeſehen, daß etwas Vorliebe für den antiariſtokratiſchen Voß und einige argloſe Muttergottswitze, weßhalb ſie mich zuerſt mit Koth und Dummheit angriffen, nicht aus antikatholiſchem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, ſie ſind keine Jeſuiten, ſondern nur Miſchlinge von Koth und Dummheit, die ich, eben ſo wenig wie eine Miſtkarre und den Ochſen der ſie zieht, zu haſſen vermag, und die mit allen ihren Anſtrengungen nur das Gegentheil ihrer Abſicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten: daß ich ihnen zeige wie ſehr ich Proteſtant bin, daß ich mein gutes proteſtantiſches Recht, in ſeiner weiteſten Ermächtigung ausübe, und die gute proteſtantiſche Streitart mit Herzensluſt handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verſe bringen laſſen — an den wohlbekannten Schlägen ſollten ſie ſchon den Glaubensgenoſſen eines Luthers, Leſſings und Voß erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernſte dieſer Heroen die alte Axt ſchwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich leicht zum Lachen, und ich bin ein Bischen Eulenſpiegeliger Natur und ich liebe eine Beimiſchung von Spaß — aber ich würde jenen Miſtochſen nicht minder ſtark vor den Kopf ſchlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Axt umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlaſſen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daß der König von Baiern, in ſchon erwähnter Abſicht, dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von ſechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskaſſe, ſondern aus der königlichen Privatkaſſe, wie es ſich der Graf als beſondere Gnade gewünſcht hatte. Letzteren Umſtand, der die Taxe

charakterisirt, so geringfügig er auch erscheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforscher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wissenschaft ist alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daß ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und sehe, wie sorgfältig der feine, zierliche Cuvier, in seinen Vorlesungen, das unreinste Insekt, mit dem genauesten Detail schildert. Es ist mir deshalb auch sogar Leid, daß ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer constatiren kann; so viel weiß ich aber, daß der Graf Platen den König Oedipus früher verfertigt hatte, und daß dieser nicht so bissig geworden wäre, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutschland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geschöpf, das dem großen Ei, worüber unser schöngefiederter Vogel Strauß so lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Congregazion mit frommem Gekrächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radschlagen schon lange im voraus begrüßt hatten. Es sollte nichts Minderes als ein verderblicher Basilisk sein. Kennst du, lieber Leser, die Sage von dem Basilisk? Das Volk erzählt: wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ei gelegt, so entstände daraus ein giftiges Geschöpf, dessen Hauch die Luft verpeste, und das man nur dadurch tödten könne, daß man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick seiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken sterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erst zwei Monate später, als ich auf der Insel Helgoland badete, den König Oedipus zu lesen, und dort, großgestimmt von dem beständigen Anblick des großen, kühnen Meeres, mußte mir die kleinliche Gesinnung und die Altflickerei des hochgeborenen Verfassers recht anschaulich werden. Jenes Meisterwerk zeigte mir endlich ganz wie er ist, mit all seiner blühenden Weltheit, seinem Ueberfluß an Geistesmangel, seiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er ist, forcirt ohne Force, pikirt ohne pikant zu sein, eine trockne Wasserseele, ein trister Freudenjunge. Dieser Troubadour des Jammers, geschwächt an Leib und Seele, versuchte es, den gewaltigsten, phantasiereichsten und witzigsten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts ist wahrlich widerwärtiger als diese krampfhafte Ohnmacht, die sich wie Kühnheit aufblasen möchte, diese mühsam zusammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieser sylbenstecherisch ängstlich nachgeahmte Geistestaumel. Wie sich von selbst versteht, zeigt sich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungsidee, die jedem aristophanischen Lustspiele zum Grunde liegt, und die darin, wie ein phantastisch ironischer Zauberbaum, emporschießt mit blühendem Gedankenschmuck, singenden Nachtigallnestern und kletternden Affen. Eine solche

Idee mit dem Todesjubel und dem Zerſtörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt die erſte und letzte Idee, Grund und Zweck ſeines ſogenannten Luſtſpiels, beſteht, wie bei der verhängnißvollen Gabel, wieder in geringfügig literariſchen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Aeußerlichkeiten des Ariſtophanes nachahmen, nemlich die feinen Verſe und die groben Worte. Ich ſage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein keifendes Weib, gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutſchen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern ſeinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rückſichten beobachten müſſen. Er hätte wenigſtens das Geſchlecht in uns ehren ſollen, da wir keine Weiber ſind, ſondern Männer, und folglich zu einem Geſchlechte gehören, das nach ſeiner Meinung das ſchöne Geſchlecht iſt, und das er ſo ſehr liebt. Es bleibt dieſes immer ein Mangel an Delicateſſe, mancher Jüngling wird deshalb an ſeiner Huldigung zweifeln, da jeder fühlt, daß der Wahrhaftliebende auch das ganze Geſchlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiß nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen ſollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelicate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum: Wir Dichter in Norddeutſchland hatten alle die „Krätze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitiſch er vor vielen ſchätze.“ Der Reim iſt gut. Am unzarteſten iſt er gegen Immermann. Schon im Anfang ſeines Gedichts, läßt er dieſen hinter einer ſpaniſchen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen ſind. Ich halte es ſogar für wahrſcheinlich, daß Immermann ſchon ſolche Dinge gethan hat. Es iſt aber charakteriſtiſch, daß die Phantaſie des Grafen Platen ſogar ſeine Feinde a posteriori zu belauſchen weiß. Er ſchonte nicht einmal Houwald, dieſe gute Seele, ſanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieſer holden Weiblichkeit wegen, haßt ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er ſagt, ſchon längſt „durch wirklichen Witz urkräftig erlegt“ dieſer Todte wird wieder aus dem Grabe geſcharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetaſtet. Raupach iſt ein Jude

„Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt ſo hoch die Naſe“

„ſchmiert Tragödien im Katzenjammer.“ Noch weit ſchlimmer ergeht es dem „getauften Heine.“ Ja, ja, du irrſt dich nicht, lieber Leſer, das bin Ich, den er meint, und im König Oedipus kannſt du leſen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geſchrieben, gleich darauf mich niederſetze und Dukaten beſchneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mauſcheln zuſammenhoke und den Talmud ſinge, wie ich in der Oſternacht einen unmündigen Chriſten ſchlachte und aus Malize immer einen

unglücklichen Schriftſteller dazu wähle — Nein, lieber Leſer, ich will dich nicht belügen, ſolche gute ausgemalte Bilder ſtehen nicht im König Oedipus, und daß ſie nicht darin ſtehen, das nur iſt der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die beſten Motive und weiß ſie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bischen mehr Phantaſie, ſo würde er mich wenigſtens als geheimen Pfänderverleiher geſchildert haben; welche komiſche Scenen hätten ſich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich ſehe, wie ſich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Witzen vorbeigehen laſſen! Wie koſtbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothſchild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Oedipus ſelbſt, die Hauptperſon ſeines Luſtſpiels, hätte er, durch einige Modifikationen in der Fabel des Stückes, ebenfalls beſſer benutzen können. Statt daß er ihn den Vater Lajus tödten, und die Mutter Jokaſte heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil ſo einrichten ſollen, daß Oedipus ſeine Mutter tödtet und ſeinen Vater heirathet. Das dramatiſche pDraſtiſche in einem ſolchen Gedichte hätte einem Platen meiſterhaft gelingen müſſen, ſeine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabei zu Statten gekommen, er hätte manchmal, wie eine Nachtigall, nur die Regungen der eignen Bruſt zu beſingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das wenn der gaſelige Iffland noch lebte, gewiß in Berlin gleich einſtudirt worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollendeteres denken als den Schauſpieler Wurm in der Rolle eines ſolchen Oedipus. Er würde ſich ſelbſt übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politiſch vom Grafen, daß er in ſeinem Luſtſpiele verſichert, er habe „wirklichen Witz.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Ueberraſchungs-Effect, auf den Theatercoup, daß dadurch das Publikum beſtändig Witz erwarten, und dieſer am Ende doch nicht erſcheinen ſoll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu ſuchen, und das Ganze wäre nur ein Blindekuhſpiel, wo der Platenſche Witz ſo ſchlau iſt, ſich nie ertappen zu laſſen? Deshalb vielleicht iſt auch das Publikum, das ſonſt bei Luſtſpielen zu lachen pflegt, bei der Lektüre des Platenſchen Stücks ſo verdrießlich, es kann den verſteckten Witz nicht finden, vergebens piept der verſteckte Witz, und piept immer lauter: hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum iſt dumm und macht ein ernſthaftes Geſicht. Ich aber, der ich weiß wo der Witz ſteckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräflichen, herrſchſüchtigen Dichter“ der ſich in einen ariſtokratiſchen Nimbus hüllt, der von ſich rühmt, „daß jeder Hauch, der zwiſchen ſeine Zähne komme, eine Zermalmung ſei“ und der zu allen deutſchen Dichtern ſagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünſcht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu ſpalten es —“

Der Vers iſt ſchlecht. Der verſteckte Witz aber beſteht darin: daß der Graf eigentlich wünſcht, wir wären alle lauter Neronen und er, im Gegentheil, unſer einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Beſten des Grafen noch manchen anderen verſteckten Witz hervorloben, doch da er mir in ſeinem König Oedipus das Liebſte angegriffen — denn was könnte mir lieber ſein als mein Chriſtenthum? — ſo iſt es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menſchlich geſinnt, den Oedipus, dieſe „große That in Worten" minder ernſtlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indeſſen, das wahre Verdienſt hat immer ſeinen Lohn gefunden, und dem Verfaſſer des Oedipus wird der ſeinige nicht entgehen, obgleich er ſich auch hier, wie immer, nur dem Einfluß ſeiner adeligen und geiſtlichen Hinterſaſſen hingab. Ja es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daß jede gute oder böſe That ihre nächſten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo ſie kommen — mach' dich darauf gefaßt, lieber Leſer, daß ich jetzt etwas in Pathos gerathe und ſchauerlich werde — kommen wird der Tag, wo ſie dem Tartaros entſteigen die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden." Bei'm Styx! — bei dieſem Fluſſe ſchwören wir Götter niemals falſch — kommen wird der Tag, wo ſie erſcheinen, die dunkeln, urgerechten Schweſtern, ſie werden erſcheinen mit ſchlangengelockten, rotherzürnten Geſichtern, mit denſelben Schlangengeißeln, womit ſie einſt den Oreſtes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridiſche Clytämneſtra. Vielleicht hört der Graf ſchon jetzt die Schlangen ziſchen — ich bitte dich, lieber Leſer, denk' dir jetzt die Wolfsſchlucht und Samielmuſik — Vielleicht erfaßt den Grafen ſchon jetzt das geheime Sündergrauen, der Himmel verdüſtert ſich, Nachtgevögel kreiſcht, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Colophonium, Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen ſteigen aus den Gräbern, ſie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, ſie beſchwören ihn ihre alten Eiſenhoſen anzuziehen, um ſich zu ſchützen vor den entſetzlichen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelſchlangen werden ſich ironiſch an ihm vergnügen, und wie der buhleriſche König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm geſperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winſeln:

Ach! ſie freſſen, ach! ſie freſſen,
Womit meiſtens ich geſündigt.

Entſetze dich nicht, lieber Leſer, es iſt ja alles nur Scherz. Dieſe furchtbaren Eumeniden ſind nichs als ein heiteres Luſtſpiel, das ich, nach einigen Luſtren, unter dieſem Titel ſchreiben werde, und die tragiſchen Verſe, die dich eben erſchreckt, ſtehen in dem allerluſtigſten Buche von der Welt, im Don

Quixote von La Mancha, wo eine alte, anſtändige Hofdame ſie in Gegenwart des ganzen Hofes rezitirt. Ich ſehe, du lächelſt wieder. Laß uns heiter und lachend von einander Abſchied nehmen. Wenn dieſes letzte Kapitel etwas langweilig war, ſo lag's nur an dem Gegenſtande; auch ſchrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Luſt, und wenn es mir gelungen iſt, einen neuen Narrn auch für die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank ſchuldig ſein. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geiſtreichere Schriftſteller ſäen und erndten werden. Das beſcheidene Bewußtſein dieſes Verdienſtes iſt mein ſchönſter Lohn. Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatiere ſchicken wollen, bemerke ich, daß die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg" Ordre hat, dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geſchrieben im Spätherbſt des Jahres 1829.

3.

Die Stadt Lukka.

„Die Stadt Lukka," die ſich unmittelbar den „Bädern von Lukka" anſchließt, und auch gleichzeitig geſchrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, ſondern als den Abſchluß einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abſchluß einer Weltperiode zuſammentrifft.

Erſtes Kapitel.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien iſt ſie leidenſchaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutſchland iſt ſie ernſter, ſinniger und geduldiger. Hatte einſt wie die Menſchen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rythmen bewegen. Könnte noch jetzt dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind phlegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Ein königl. Preuß. Poet wird nimmermehr, mit den Klängen ſeiner Leier, den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geſchichte und das iſt eine andere Naturgeſchichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechſen, die ſchon ſeit Jahrtauſenden in den Felſenſpalten des Appenins leben, ſollte man als ganz außerordentliche Profeſſorin bei einer unſerer Univerſitäten anſtellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juriſtiſchen Fakultät würde ſich gegen eine ſolche Anſtellung auflehnen. Hegt doch einer von ihnen ſchon jetzt eine geheime Eiferſucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daß dieſer ihn einſt im gelehrten Apportiren erſetzen könnte.

Die Eidechſen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren ſpitzfindigen Aeuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einſam zwiſchen den Felſen der Appeninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die nicht bloß unſere Philoſophen, ſondern ſogar die gewöhnlichſten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechſen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einſt Stein werden wolle, um ſie aus ihrer Starrheit zu erlöſen. Eine alte Eidechſe meinte aber, dieſe Steinwerdung würde nur dann ſtatt finden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten ſich verwandelt und ſie erlöſt habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondſchein athmen ſie. Aber dieſe wenige Steine, die ihren Zuſtand fühlen, ſind ſchrecklich elend. Die Bäume ſind viel beſſer daran, ſie können weinen. Die Thiere aber ſind am meiſten begünſtigt, denn ſie können ſprechen, jedes nach ſeiner Art und die Menſchen am beſten. Einſt, wenn die ganze Welt erlöſt iſt, werden alle anderen Erſchaffniſſe ebenfalls ſprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter ſingen.

Die Eidechſen ſind ein ironiſches Geſchlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber ſie waren gegen mich ſo demüthig, ſie ſeufzten ſo ehrlich, ſie erzählten mir Geſchichten von Atlantis, die ich nächſtens aufſchreiben will, zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir ſo innig zu Muthe bei den kleinen Weſen, die gleichſam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Prieſterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelauſchend in labyrinthiſchen Felſengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen ſo wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptiſchen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichenſprache gelehrt, vermittelſt welcher ich mit der ſtummen Natur zu ſprechen vermag. Dieſes erleichtert mir oft die Seele, beſonders gegen Abend, wenn die Berge in ſchaurig ſüßen Schatten gehüllt ſtehen, und die Waſſerfälle rauſchen, und alle Pflanzen dufteten, und haſtige Blitze hin- [illegible] ücken.—

O Natur! du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daß ich weine. Aber alsdann verſtehſt du auch mich, und du heiterſt dich auf, und lachſt mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen!

Zweites Kapitel.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, ſagte mir ein alter Eidechs, Alles ſtrebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavanzement ſtattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menſchen und die Menſchen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was ſoll denn aus dieſen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird ſich finden, lieber Freund, antwortete jener; wahrſcheinlich danken ſie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruheſtand verſetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphiloſophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß nicht mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von dieſen beiden? frug mich der alte Eidechs mit einem höhniſchen Lächeln, als ich mal dieſe Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß ſie bloß Menſchen und keine Eidechſen ſind, ſo muß man über das Wiſſen dieſer Leute ſehr erſtaunen. Im Grunde lehren ſie eine und dieſelbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphiloſophie, nur in der Darſtellungsart unterſcheiden ſie ſich. Wenn Hegel die Grundſätze ſeiner Philoſophie aufſtellt, ſo glaubt man jene hübſchen Figuren zu ſehen, die ein geſchickter Schulmeiſter, durch eine künſtliche Zuſammenſtellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergeſtalt, daß ein gewöhnlicher Beſchauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder abſolute Soldätchen ſieht, das aus jenen Zahlen formirt iſt, während ein denkender Schulknabe in der Figur ſelbſt vielmehr die Auflöſung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darſtellungen Schellings gleichen mehr jenen indiſchen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verſchlingungen zuſammengeſetzt ſind. Dieſe Darſtellungsart iſt viel anmuthiger, heiterer, pulſirend wärmer, alles darin lebt, ſtatt daß die abſtrakt hegelſchen Chiffern uns ſo grau, ſo kalt und todt anſtarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechſerich, ich merke ſchon was Sie meinen; aber ſagen Sie mir, haben dieſe Philoſophen viele Zuhörer?

Ich ſchilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanſerai zu Berlin die Kameele ſich ſammeln um den Brunnen hegelſcher Weisheit, davor niederknieen, ſich die koſtbaren Schläuche aufladen laſſen, und damit weiter ziehen durch die Märkſche Sandwüſte. Ich ſchilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des ſchellingſchen Geiſtestranks ſich drängen, als wär es das beſte Bier, Breihahn des Lebens, Geſöffe der Unſterblichkeit. —

Den kleinen Naturphiloſophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daß ſeine Collegen ſich ſo großen Zuſpruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen von beiden halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entſcheiden, gab ich zur Antwort, eben ſo wenig wie ich entſcheiden könnte, ob die Schechner größer ſei als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechs mit einem ſcharfen, vornehmen Tone der tiefſten Geringſchätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiſer Herr, ſchon an die dreitauſend Jahre mache ich Unterſuchungen über die geiſtigen Funkzionen der Thiere, ich habe beſonders Menſchen, Affen und Schlangen zum Gegenſtand meines Studiums gemacht, ich habe ſo viel Fleiß auf dieſe ſeltſamen Geſchöpfe verwendet, wie Lyonnet auf ſeine Weidenraupen, und als Reſultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomiſchen Vergleichungen, kann ich Ihnen beſtimmt verſichern: kein Menſch denkt, es fällt nur dann und wann den Menſchen etwas ein, ſolche ganz unverſchuldete Einfälle nennen ſie Gedanken, und das Aneinanderreihen derſelben nennen ſie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiederſagen: kein Menſch denkt, kein Philoſoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philoſophie betrifft, ſo iſt ſie eitel Luft und Waſſer, wie die Wolken des Himmels; ich habe ſchon unzählige ſolcher Wolken, ſtolz und ſicher, über mich hin ziehen ſehen, und die nächſte Morgenſonne hat ſie aufgelöſt in ihr urſprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philoſophie, und dieſe ſteht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze.

Bei dieſen Worten, die mit einem bedaignanten Pathos geſprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langſam fortſchwänzelte, ſah ich darauf die wunderlichſten Charaktere, die ſich in bunter Bedeutſamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Drittes Kapitel.

Auf dem Wege zwiſchen den Bädern von Lukka und der Stadt dieſes Namens, unweit von dem großen Kaſtanienbaume, deſſen wildgrüne Zweige den Bach überſchatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegen-

bocks, der dort einſiedleriſch weidete, wurde das Geſpräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lukka, um Franſcheska und Mathilde zu ſuchen, die ich unſerer Verabredung gemäß, ſchon vor acht Tagen dort treffen ſollte. Ich war aber zur beſtimmten Zeit, vergebens hingereiſt, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den ſchönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Weinreben, in feſtlichen Windungen, ſich meilenweit hinzogen. Das ganze Land iſt dort ſo gartenhaft und geſchmückt, wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargeſtellt werden; auch die Landleute ſelbſt gleichen jenen bunten Geſtalten, die uns dann als ſingende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philiſtergeſichter. Und giebt es hier auch Philiſter, ſo ſind es doch italieniſche Orangenphiliſter und keine plump deutſchen Kartoffelphiliſter. Pittoresk und idealiſch wie das Land ſind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen ſo individuellen Ausdruck im Geſicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Meſſers, ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menſchen mit allgemeinen, gleichförmlichen Phyſiognomien; wenn ihrer zwölf beiſammen ſind bilden ſie ein Dutzend, und wenn einer ſie dann angreift rufen ſie die Polizei.

Auffallend war mir, im Lukkeſiſchen, wie im größten Theile Toskanas, tragen die Frauenzimmer große ſchwarze Filzhüte mit herabwallend ſchwarzen Straußfedern; ſogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen ſchwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meiſtens einen leichten Strohhut, und junge Burſchen erhalten ſolchen zum Geſchenk von einem Mädchen, das ihn ſelbſt verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So ſaß einſt Franſcheska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut, für ihren caro Cecco, und küßte jeden Strohhalm, den ſie dazu nahm, und trillerte ihr hübſches Occhie, Stelle mortale; — das lockigte Haupt, das den hübſchen Hut nachher ſo hübſch trug, hat jetzt eine Tonſur, und der Hut ſelbſt hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbateſtübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landſtraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß ſie ſich auf engen Holz- und Felſenpfaden verirren. Das geſchah auch hier, und ich habe, zu meiner Reiſe nach Lukka, gewiß doppelt ſo viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landſtraßmenſchen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitſcherte und zwitſcherte, und konnte mir doch keinen rechten Beſcheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn ſelbſt nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen ſaßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; ſie

waren ſchon davongeflattert, ehe ſie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen ſchüttelten ihre tonloſen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Haſtig erklomm ich dann die höchſten Felſenſpitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! ſagt mir, wo geht der Weg nach Franſcheska? Iſt ſie in Lukka? Sagt mir was thut ſie? Was tanzt ſie? Sagt mir alles, und wenn Ihr mir alles geſagt habt, ſo ſagt es mir nochmals!

Bei ſolcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geſchehen, daß ein ernſter Adler, den mein Ruf aus ſeinen einſamen Träumen aufgeſtört, mich mit geringſchätzendem Unmuthe anſah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franſcheska geſehen, und daher konnte er noch immer ſo erhabenmüthig auf ſeinem feſten Felſen ſitzen, und ſo ſeelenfrei zum Himmel emporſtarren, oder ſo impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich ſtolzen Blick, und ſieht einen an, als wollte er ſagen: was biſt du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben ſo gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen ſchmückte? Biſt du etwa ein gelehrter Papagoy, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantiſch nachplappert? Oder eine vermüffte Turteltaube, die ſchön fühlt und miſerabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgeſtandener Gänſerich, deſſen Vorfahren das Capitol gerettet? Oder gar ein ſerviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nemlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der ſich deshalb ſo mächtig ſpreitzt, als wäre er nun ſelbſt ein Adler? Du weißt, lieber Leſer, wie wenig Urſache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch ſtolzer als der ſeinige, und wenn er ſich bei dem erſten beſten Lorbeerbaume erkundigt hat, ſo weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als ſchon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldlieder allmälig verſtummten und die Bäume immer ernſthafter rauſchten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da, aus dem Boden, blickte ein ſchönes dunkles Auge zu mir herauf, und verſchwand im ſelben Augenblick. Zärtliches Flüſtern tändelte mir ums Herz, und unſichtbare Küſſe berührten luftig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sonnenſtrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daß es ausſah, als wären ſie Könige mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Ich aber ſtand, wie ein Kaiſer der Welt, in der Mitte dieſer gekrönten Vaſallen, die ſchweigend mir huldigten.

Viertes Kapitel.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lukka begegnete, ein frommer Mann iſt. Aber ich weiß, ſein alter Leib ſteckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerriſſenen Sandalen können ſeine bloßen Füße nicht genug ſchützen, wenn er, durch Dorn und Geſtrippe, die Felſen hinauf klimmt, um droben, in den Bergdörfern, Kranke zu tröſten oder Kinder beten zu lehren: — und er iſt zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brod in den Sack ſteckt, und ihm ein Bischen Stroh giebt, um darauf zu ſchlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht ſchreiben," ſprach ich zu mir ſelbſt. „Wenn ich wieder zu Hauſe in Deutſchland, auf meinem Lehnſeſſel, am kniſternden Oefchen, bei einer behaglichen Taſſe Thee, wohlgenährt und warm ſitze, und gegen die katholiſchen Pfaffen ſchreibe — gegen den Mann will ich nicht ſchreiben." —

Um gegen die katholiſchen Pfaffen zu ſchreiben, muß man auch ihre Geſichter kennen. Die Originalgeſichter ſieht man aber nur in Italien. Die deutſchen katholiſchen Prieſter und Mönche ſind bloß ſchlechte Nachahmungen, oft ſogar Parodieen der italieniſchen; eine Vergleichung derſelben würde eben ſo ausfallen, als wenn man römiſche oder florentiniſche Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuſchrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem ſpießbürgerlichen Pinſel eines Nürrenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbefliſſenen aus der langhaarig chriſtlich neudeutſchen Schule ihr trauriges Daſein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben ſich ſchon längſt mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort iſt längſt daran gewöhnt, die geiſtliche Würde von der unwürdigen Perſon zu unterſcheiden, jene zu ehren, wenn auch dieſe verächtlich iſt. Eben der Contraſt, den die idealen Pflichten und Anſprüche des geiſtlichen Standes und die unabweislichen Bedürfniſſe der ſinnlichen Natur bilden müſſen, jener uralte, ewige Conflikt zwiſchen dem Geiſte und der Materie, macht die italieniſchen Pfaffen zu ſtehenden Charakteren des Volks-Humors, in Satyren, Liedern und Novellen. Aehnliche Erſcheinungen zeigen ſich uns überall, wo ein ähnlicher Prieſterſtand vorhanden iſt, z. B. in Hindoſtan. In den Komödien dieſes urfrommen Landes, wie wir ſchon in der Sakontala bemerkt und in der neulich überſetzten Vaſantaſena beſtätigt finden, ſpielt immer ein Bramine die komiſche Rolle, ſo zu ſagen den Prieſtergrazioſo, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man ſeinen Opferverrichtungen und ſeiner *privilegirten* Heiligkeit ſchuldig iſt, im mindeſten beeinträchtigt wird, — eben *ſo wenig wie ein* Italiener mit minderer Andacht bei einem Prieſter Meſſe

hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht bloß seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Prozession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Costüme kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonnirte Chorhemden, buntgestickte Meßgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestiren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meßgewänder viel zu weit, Alles würde unser Einen daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Prozession viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen protestantischen Geistlichen spielen ließe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius und Teufelthum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren pfäffisches Gepräge gewiß jenen Rollen viel täuschender entspräche. Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabinen, Muftis, Dominikaner, Consistorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Corps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlich-

keit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben farouschen Anstrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne eben so ähnlich, wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, solche die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Aehnlichkeit. Freilich, einige Nüanzen entstehen durch die Art und Weise, wie sie ihr Geschäft treiben. Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Commis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Papst ist, giebt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salair; er arbeitet lässig, wie jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet und viele Collegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Credit des Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Prinzipal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel: und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig sein, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Conkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittsbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch seine physionomische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in den Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen; obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, daß er sich von dem Gang katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch feine Nüanzen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre: ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Fünftes Kapitel.

Es war ſchon Nacht als ich die Stadt Lukka erreichte.

Wie ganz anders erſchien ſie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunſchenen Städte verſetzt glaubte, wovon mir einſt die Amme ſo viel erzählt. Da war die ganze Stadt ſtill wie das Grab, alles war ſo verblichen und verſtorben, auf den Dächern ſpielte der Sonnenglanz, wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenſtern eines altverfallnen Hauſes hingen Epheuranken, wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmender Moder und ängſtlich ſtockender Tod, die Stadt ſchien nur das Geſpenſt einer Stadt, ein ſteinerner Spuk am hellen Tage. Da ſuchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Weſens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Pallazzo lag ein ſchlafender Bettler mit ausgeſtreckt offener Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenſter eines ſchwärzlich morſchen Häusleins ſah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feiſten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbuſig nacktes Weibsbild zum Vorſchein; unten, in die halb offne Hausthüre ſah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein ſchwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbäuchige Weinflaſche trug. — In demſelben Augenblick läutete unfern ein feines ironiſches Glöcklein, und in meinem Gedächtniſſe kicherten die Novellen des Boccaccio. Dieſe Klänge konnten aber keineswegs das ſeltſame Grauen, das meine Seele durchſchauerte, ganz verſcheuchen. Es hielt mich vielleicht um ſo gewaltiger befangen, da die Sonne, ſo warm und hell, die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Geſpenſter ſind noch furchtbarer, wenn ſie den ſchwarzen Mantel der Nacht abwerfen, und ſich im hellen Mittagslichte ſehen laſſen.

Als ich jetzt, acht Tage ſpäter, wieder nach Lukka kam, wie erſtaunte ich über den veränderten Anblick dieſer Stadt! Was iſt das? rief ich, als die Lichter meine Auge blendeten und die Menſchenſtröme durch die Gaſſen ſich wälzten. Iſt ein ganzes Volk als nächtliches Geſpenſt aus dem Grabe geſtiegen, um im tollſten Mummenſchanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuſer ſind mit Lampen verziert, überall aus den Fenſtern hängen bunte Teppiche, die morſchgrauen Wände faſt bedeckend, und darüber lehnen ſich holde Mädchengeſichter, ſo friſch, ſo blühend, daß ich wohl merke, es iſt das Leben ſelbſt, das ſein Vermählungsfeſt mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war ſo ein lebendes Todesfeſt, ich weiß nicht wie es im Kalender genannt wird, auf jeden Fall ſo ein Schindungstag irgend eines geduldigen Märtyrers, denn ich ſah nachher einen heiligen Tod-

tenſchädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelſteinen geziert, und unter hochzeitlicher Muſik herumtragen. Es war eine ſchöne Prozeſſion.

Voran gingen die Kapuziner, die ſich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichſam die Sapeurs dieſer Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Geſichter, ſogar manch jugendlich ſchönes Geſicht, das die breite Tonſur ſehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten ſchien, und ſammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, ſchwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeſchlagene dreieckige Hüte, kurz alle jene Kirſtierkoſtüme, womit wir durch die Bemühungen unſeres Generalintendanten längſt bekannt ſind. Nach den Mönchsorten kamen die eigentlichen Prieſter, weiße Hemde über ſchwarze Hoſen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geiſtliche, in buntſeidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrſcheinlich aus Egypten ſtammen, und die man auch aus dem Demenſchen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgediente Geſichter, und ſie ſchienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stat, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze, und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben ſo gekleideten alten Männern, nach Pagenart, getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernſthaft ſchweigend; aber die mit den hohen Mützen ſangen einen gar unglücklichen Geſang, ſo näſelnd, ſo ſchlürfend, ſo kollernd, daß ich überzeugt bin: wären die Juden die größere Volksmenge, und ihre Religion wäre die Staatsreligion, ſo würde man obiges Geſinge mit dem Namen „Rauſcheln" bezeichnen. Glücklicherweiſe konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Prozeſſion, mit lautem Trommeln und Pfeifen, mehrere Compagnien Militär einherzogen, ſo wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geiſtlichen, auch immer je zwei und zwei Grenadiere marſchierten. Es waren faſt mehr Soldaten als Geiſtliche; aber zur Unterſtützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müſſen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine ſolche Prozeſſion ſehe, wo unter ſtolzer Militär-Eskorte, die Geiſtlichen ſo gar trübſelig und jammervoll einherwandeln, ſo ergreift es mich immer ſchmerzhaft, und es iſt mir als ſähe ich unſern Heiland ſelbſt, umringt von Lanzenträgern, zur Richtſtätte abführen. Die Sterne zu Lukka dachten gewiß wie ich, und als ich ſeufzend nach ihnen hinaufblickte, ſahen ſie mich ſo

übereinſtimmend an mit ihren frommen Augen, ſo hell, ſo klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tauſend und abertauſend Lampen und Kerzen und Mädchengeſichter flimmerten aus allen Fenſtern, an den Straßenecken ſtanden lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geiſtliche noch ſeinen beſonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meiſtens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen und die jugendlich friſchen Geſichtchen ſchauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten, ernſten Bärten; ſo ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger beſolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder deſſen Muhme ihm beichtet, muß bei Prozeſſionen wohl gratis dieſes Amt übernehmen, und es wird darum gewiß nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche haben nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten ſchon erwachſene Rangen, und die hochmützigen Prieſter hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbiſchof — denn das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und ſich die Gewandzipfel von greiſen Pagen nachtragen ließ — dieſer hatte an jeder Seite einen Lakaien, die beide in blauen Livreen mit gelben Treſſen prangten, und zeremoniös, als ſervirten ſie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall ſchien mir ſolche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um ſo heller die Geſichter beſehen, die zum Katholizismus gehören. Und ich habe ſie jetzt geſehen und zwar in der beſten Beleuchtung. Und was ſah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber dieſes abgerechnet, waren die Geſichter unter einander eben ſo verſchieden, wie andre Geſichter. Das eine war blaß, das andre roth, die Naſe erhob ſich ſtolz, jene war niedergeſchlagen, hier ein funkelnd ſchwarzes, dort ein ſchimmernd graues Auge — aber in allen dieſen Geſichtern lagen die Spuren derſelben Krankheit, einer ſchrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrſcheinlich Urſache ſein wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahre ſpäter die Prozeſſion in Lukka zu ſehen bekommt, kein einziges von jenen Geſichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin ſelbſt angeſteckt von dieſer Krankheit, und eine Folge derſelben iſt jene Weichheit, die mich wunderbar beſchleicht, wenn ich ſo ein ſieches Mönchsgeſicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden ſehe, die ſich unter der groben Kutte verſtecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuſchter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden die uns vom Undank der Freunde, von der Verläumdung der Feinde, und von der eignen Sünde geſchlagen worden, alles dieſes und noch viel mehr, was eben ſo leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack ſeinen Platz zu finden weiß. O! es iſt keine Uebertreibung, wenn der Poet in ſeinem Schmerze ausruft: das Leben iſt eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod iſt unſer Arzt —“ Ach! ich will nichts Böſes von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen ſtören; denn da er der einzige Arzt iſt, ſo mögen ſie immerhin glauben er ſei auch der beſte, und das einzige Mittel, das er anwendet, ſeine ewige Erdkur, ſei auch das beſte. Wenigſtens kann man von ihm rühmen, daß er immer gleich bei der Hand iſt, und trotz ſeiner großen Praxis nie lange auf ſich warten läßt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er ſeinem Pazienten ſogar zur Prozeſſion, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiß der Tod ſelbſt, den ich an der Seite eines blaſſen, bekümmerten Prieſters gehen ſah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er dieſem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig beſänftigend mit dem ängſtlich kahlen Köpfchen, und ſo ſchwach er ſelbſt auf den Beinen war, ſo unterſtützte er doch noch zuweilen den armen Prieſter, der bei dem Schritte noch bleicher wurde und umſinken wollte. Er ſchien ihm Muth einzuſprechen: warte nur noch einige Stündchen, dann ſind wir zu Hauſe, und ich löſche die Kerze aus, und ich lege dich auf's Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du ſollſt ſo feſt ſchlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirſt.

„Gegen den Mann will ich auch nicht ſchreiben,“ dachte ich, als ich den armen, bleichen Prieſter ſah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man ſollte eigentlich gegen niemanden in dieſer Welt ſchreiben. Jeder iſt ſelbſt krank genug in dieſem großen Lazareth, und manche polemiſche Lektüre erinnert mich unwillkührlich an ein widerwärtiges Gezänk, in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuſchauer befand, und wo entſetzlich anzuhören war, wie die Kranken ſich einander ihre Gebrechen ſpottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwindſüchtige den aufgeſchwollenen Waſſerſüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Naſenkrebs des Andern, und dieſer wieder über Maulſperre und Augenverdrehung ſeiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten ſprangen, und den Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern riſſen, und nichts als ſcheußliches Elend und Verſtümmelung zu ſehen war.

Sechſtes Kapitel.

Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Miſchkrug emſig entſchöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos im Saal ſo gewandt umherging.

Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit holdantwortender Stimme.
(Vulgata.)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verſtummten und erbleichten, und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen, und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt; es war eine trübſelige, blutrünſtige Delinquentenreligion.

War ſie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter Menſch könnte auch, in ſeiner Noth, kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Es waren Feſttagsgötter, um die man luſtig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deshalb auch nie ſo ganz von ganzem Herzen geliebt. Um ſo ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend ſein. Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott der am meiſten geliebt worden. Beſonders von den Frauen — —

Dem Menſchengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einſame Kirche verloren, und was du, lieber Leſer, eben geleſen haſt, ſind nicht ſo ſehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkührliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingeſtreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Bruſt ziehen ließ. Da liege ich, mit phantaſierender Seele, der ſeltſamen Muſik noch ſeltſamere Texte unterdichtend; dann und wann ſchweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge, und ſuchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer iſt die Verſchleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft ſüß die ſchöne Schmerzenmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus doloroſa; doch kupplériſch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen, wie verſtohlen, auf die ſchönen Formen der verſchleierten Beterin. Dieſe liegt zwar regungslos auf den ſteinernen Altarſtufen, doch in der

wechſelnden Beleuchtung bewegt ſich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht ſich wieder haſtig zurück, wie ein ſtummer Mohr, der ängſtliche Liebesbote in einem Harem — und ich verſtehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart ſeiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hauſe, hie und da huſcht eine unbeſtimmte Geſtalt den Pfeilern entlang, dann und wann ſteigt leiſes Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne ſtöhnt die Orgel, wie ein ſeufzendes Rieſenherz —

Es war aber als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte ſo unſägliche Beklommenheit, ſo namenloſe Angſt, als wäre ich ſcheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längſtverſtorbener, aus dem Grabe geſtiegen, und ſei, mit unheimlichen Nachtgeſellen, in die Geſpenſterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören, und Leichenſünden zu beichten. Manchmal war mir, als ſähe ich ſie wirklich neben mir ſitzen, in geiſterhaftem Dämmerlichte, die abgeſchiedene Gemeinde, in verſchollen altflorentiniſchen Trachten, mit langen, blaſſen Geſichtern, goldbeſchlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wiſpernd, und melancholiſch einander zunickend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken Prieſter, den ich bei der Prozeſſion geſehen, und ich ſprach zu mir ſelber: der iſt jetzt auch geſtorben, und kommt hierher um die erſte Nachtmeſſe zu leſen und da beginnt erſt recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob ſich, von den Stufen des Altars, die holde Geſtalt der verſchleierten Beterin —

Ja, ſie war es, ſchon ihr lebendiger Schatten verſcheuchte die weißen Geſpenſter, ich ſah jetzt nur ſie, ich folgte ihr raſch zur Kirche hinaus, und als ſie vor der Thüre den Schleier zurückſchlug, ſah ich in Franſcheska's bethräntes Antlitz. Es glich einer ſehnſüchtig weißen Roſe, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franſcheska liebſt du mich? Ich frug viel und ſie antwortete wenig. Ich begleitete ſie nach dem Hotel Crotſche di Malta, wo ſie und Mathilde logirten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuſer ſchliefen mit geſchloſſenen Fenſteraugen, nur hie und da, durch die hölzernen Wimpern, blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin ſchwamm der Halbmond, wie eine ſilberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franſcheska nur ein einziges Mal hinauf zu ſehen zu unſerm alten, lieben Vertrauten; ſie hielt aber das Köpfchen träumend geſenkt. Ihr Gang, der ſonſt ſo heiter dahinſchwebend, war jetzt wie kirchlich gemeſſen, ihr Schritt war düſter katholiſch, ſie bewegte ſich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, ſo war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte

ſie ſich Haupt und Buſen; vergebens verſuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte, der Kirche Sankt Mitſchiele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte, aus der dunkeln Niſche hervorleuchtete, da ſchlang Franſcheska ihren Arm um meinen Hals, küßte mich, und flüſterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm dieſe Küſſe ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wußte, daß ſie im Grunde einem bologneſiſchen Abbate, einem Diener der römiſch-katholiſchen Kirche, zugedacht waren. Als Proteſtant machte ich mir kein Gewiſſen daraus, mir die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle ſäkulariſirte ich die frommen Küſſe Franſcheska's. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend ſein, ſie ſchreien gewiß über Kirchenraub, und würden gern das franzöſiſche Sakrilegiengeſetz auf mich anwenden. Leider muß ich geſtehen, daß beſagte Küſſe das einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franſcheska hatte beſchloſſen dieſe Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich ihre Andachtsübungen zu theilen; — als ſie ihr Zimmer erreichte, ſchloß ſie mir die Thür vor der Naſe zu. Vergebens ſtand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaß, und ſeufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und ſchwur die heiligſten Eide — verſteht ſich, mit geiſtlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jeſuit wurde, ich wurde ganz ſchlecht und erbot mich endlich ſogar, katholiſch zu werden für dieſe einzige Nacht —

Franſcheska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine ſchöne, oftgeküßte, ſchlanke, katholiſche Franſcheska! für dieſe einzige Nacht, die du mir noch gewährſt, will ich ſelbſt katholiſch werden — aber auch nur für dieſe einzige Nacht! O, die ſchöne, ſelige, katholiſche Nacht! Ich liege in deinen Armen, ſtrengkatholiſch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küſſen wir uns das holde Bekenntniß, das Wort wird Fleiſch, der Glaube wird verſinnlicht, in Form und Geſtalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdeſſen Euer Kyrie Eleiſon, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brauſen, laßt die Meſſe von Paleſtrina erklingen — das iſt der Leib! — ich glaube, ich bin ſelig, ich ſchlafe ein — aber ſobald ich des andern Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholizismus aus den Augen, und ſehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder proteſtantiſch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

Siebentes Kapitel.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloschen gänzlich die trübseligen Gedanken und Gefühle, die von der Prozession des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mir das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth ansehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Geputzt bunte Menschen, dazwischen düpfte hie und da ein schwarz Pfäfflein. Das brauste und lachte und schwatzte, man hörte fast nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Messe einlud, in die Cathedrale. Diese ist eine schöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Façade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert ist, die uns so witzig trübe ansehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Musik ergoß sich über die wogende Menschenmenge. Ich führte Signora Franscheska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrisirt wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daß ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet und mit langen Ohrringen, und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Myladys kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schmachtend ins Ohr: delightfull!

Um Gotteswillen! flüsterte ich ihr zu, bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen!

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsere Sprache nicht. Denn als Mylady aufstand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltare folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen, ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Appeninen. Sie moquirte sich über alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

Sieh da! rief sie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange diskurirt! Es ist ein guter Einfall des Malers, daß er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab; es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgesicht mit einem militärischen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt! Ich weiß was dieser Ruffiano denkt! Und

dieſe Maria, zu deren Füßen die heilige Allianz des Morgenlandes, mit Gold- und Weihrauchgaben, niederknieet, ſieht ſie nicht aus wie die Catalani?

Signora Franſcheska, welche von dieſem Geſchwätz, wegen ihrer Unkenntniß des Engliſchen, nichts verſtand als das Wort Catalani, bemerkte haſtig: daß die Dame, wovon unſre Freundin ſpreche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommee verloren habe. Unſre Freundin aber ließ ſich nicht ſtören und kommentirte auch die Paſſionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus ſchönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme unthätige Geſichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zuſahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es ſeien die bevollmächtigten Commiſſarien von Oeſtreich, Rußland und Frankreich.

Indeſſen, die alten Freskos, die zwiſchen den rothen Decken der Wände zum Vorſchein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden Ernſte die brittiſche Spottluſt abzuwehren. Es waren darauf Geſichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lukkas, wovon in den Geſchichtsbüchern Macchiavells, des romantiſchen Salluſts, ſo viel die Rede iſt, und deren Geiſt uns aus den Geſängen Dantes, des katholiſchen Homers, ſo feurig entgegenweht. Wohl ſprechen aus jenen Mienen die ſtrengen Gefühle und barbariſchen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem ſtummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntniß ſchwebt, daß damals nicht alle Roſen ſo ganz ſteinern und umflort geweſen ſind, und wenn auch durch die fromm geſenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein ſo ſchalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob ſie uns gern noch ein zweites Chriſtkindlein ſchenken möchte. Jedenfalls iſt es aber ein hoher Geiſt, der uns aus jenen altflorentiniſchen Gemälden anſpricht, es iſt das eigentliche Heroiſche, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unſre Aeſthetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenſchaft, ſondern in einer ewigen Leidenſchaft ohne Unruhe beſteht. Auch durch einige ſpätere Oelbilder, die in dem Dome von Lukka hängen, zieht ſich, vielleicht als tradizioneller Nachhall, jener altflorentiniſche Sinn. Beſonders fiel mir auf, eine Hochzeit zu Kana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und ſchroff geſtaltet. Der Heiland ſitzt zwiſchen der weichen ſchönen Braut und einem Phariſäer, deſſen ſteinernes Geſetztafelgeſicht ſich wundert über den genialen Propheten, der ſich heiter miſcht in die Reihen der Heiteren und die Geſellſchaft mit Wundern regalirt, die noch größer ſind als die Wunder des Moſes; denn dieſer konnte, wenn er auch ſo ſtark gegen den Felſen ſchlug, nur Waſſer hervorbringen, jener aber brauchte nur ein Wort zu ſprechen, und die Krüge füllten ſich alle mit dem beſten Wein. Viel weicher, faſt venezianiſch kolorirt, iſt das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenſchmelz von einem durchbebendem Schmerze gar ſeltſam ge-

dämpft wird. Es ſtellt dar wie Maria ein Pfund Salbe nahm, von ungefälſchter köſtlicher Narde, und damit die Füße Jeſu ſalbte, und ſie mit ihren Haaren trocknete. Chriſtus ſitzt da, im Kreiſe ſeiner Jünger, ein ſchöner, geiſtreicher Gott, menſchlich wehmüthig fühlt er eine ſchaurige Pietät gegen ſeinen eignen Leib, der bald ſo viel dulden wird, und dem die ſalbende Ehre, die man den Geſtorbenen erweiſt, ſchon jetzt gebührt und ſchon jetzt wiederfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das getrieben von ahnender Liebesangſt, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergeſſen wird, ſo lange es leidende Menſchen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menſchen durch die Jahrtauſende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Chriſti lag, und der auch dieſe That verzeichnet hat, ſcheint keiner von den Apoſteln ihre Bedeutung zu fühlen, und der mit dem rothen Barte ſcheint ſogar, wie in der Schrift ſteht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: warum iſt dieſe Salbe nicht verkauft um dreihundert Groſchen, und den Armen gegeben? Dieſer ökonomiſche Apoſtel iſt eben derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeſchäfte hat ihn abgeſtumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groſchen dafür einwechſeln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groſchenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch ſymboliſch, in der Geſchichte des Banquiers unter den Apoſteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldſacke lauert, offenbart, und vor der Treuloſigkeit der Geldgeſchäftsleute gewarnt. Jeder Reiche iſt ein Judas Iſcharioth.

Sie ſchneiden ja ein verbiſſen gläubiges Geſicht, theurer Doktor, flüſterte Mylady, ich habe Sie eben beobachtet, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie ſahen aus wie ein guter Chriſt.

Unter uns geſagt, das bin ich; ja Chriſtus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott ſei?

Das verſteht ſich, meine gute Mathilde. Es iſt der Gott, den ich am meiſten liebe — nicht weil er ſo ein legitimer Gott iſt, deſſen Vater ſchon Gott war und ſeit undenklicher Zeit die Welt beherrſchte: ſondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratiſch geſinnt, keinen höfiſchen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Ariſtokratie von geſchorenen Schriftgelehrten und gallonirten Lanzenknechten, und weil er ein beſcheidener Gott des Volks iſt, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Chriſtus noch kein Gott wäre, ſo würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen abſoluten Gotte, würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Achtes Kapitel.

Der Erzbischof, ein ernster Greis, las selber Messe, und ehrlich gestanden, nicht bloß ich, sondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiste, der in dieser heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der sie vollzog; — ist ja doch jeder alte Mann, an und für sich, ein Priester und die Ceremonien der katholischen Messe sind sie doch so uralt, daß sie vielleicht das Einzige sind, was sich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die ersten Vorfahren aller Menschen unsere Pietät in Anspruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, sagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zusammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieses Knixen, dieses Händewaschen, dieses Beräuchertwerden, dieser Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mytra bis zum Saume der Stola, Alles dieses ist altegyptisch und Ueberbleibsel eines Priesterthums, von dessen wundersamem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas weniges berichten, eines frühesten Priesterthums, das die erste Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —

Zuerst betrog, setzte Mylady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter ist uns nichts übrig geblieben als einige triste Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsteren Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knieen liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm aussieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leise, was ist daran gelegen, daß dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht das uns an? Was irritirt Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne daß Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgestört und zu unmuthigen Aeußerungen angeregt werden?

Ach, das ist was Anderes, fiel mir Mylady in die Rede, diese Bestien tragen hinten Schwänze, und ich ärgere mich eben, daß ein Kerl, der eben so bestialisch dumm ist, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, das ist was andres, Mylady.

Neuntes Kapitel.

Nach der Meſſe gabs noch vielerlei zu ſchauen und zu hören, beſonders die Predigt eines großen vierſtämmigen Mönchs, deſſen befehlend kühnes altrömiſches Geſicht gegen die grobe Bettelkutte gar wunderſam abſtach, ſo daß der Mann ausſah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendſte Begeiſterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bischen barbariſch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelſteine, köſtliche Speiſen, und Weine von den beſten Jahrgängen; dabei machte er ein ſo verklärt ſchlürfendes Geſicht, und er ſchob ſich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er, unter den Englein mit weißen Flüglein ſich ſelber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja ſogar ſehr praktiſch ernſthaft war ſeine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in ſeinem Elemente. Er eiferte beſonders über die Sünder, die nicht mehr ſo recht chriſtlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und ſogar wähnen, ſie habe ſich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächſtens ganz und gar erlöſchen. „Und wäre auch," rief er, „die Hölle am Erlöſchen, ſo würde ich, mit meinem Athem, die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, daß ſie wieder auflodern ſollten zu ihrer alten Flammengluth." Hörte man die Stimme, die gleich dem Nordwind dieſe Worte hervorheulte, ſah man dabei das brennende Geſicht, den rothen, büffelſtarken Hals, und die gewaltigen Fäuſte des Mannes, ſo hielt man jene hölliſche Drohung für kein Hyperbel.

I like this man, ſagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er beſſer als mancher unſerer ſanften, homöopathiſchen Seelenärzte, die $^1/_{10000}$ Vernunft in einen Eimer Moralwaſſer ſchütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für ſeine Hölle habe ich Reſpekt; aber zu ſeinem Himmel hab ich kein rechtes Vertrauen. Wie ich mich denn überhaupt in Anſehung des Himmels ſchon ſehr früh in geheimen Zweifel verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und ſah in den Himmel, und dachte nach: ob wohl der Himmel wirklich ſo viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt? Aber, dacht ich, wie kommts, daß von dieſen Herrlichkeiten niemals etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring, oder eine Schnur Perlen oder wenigſtens ein Stückchen Ananaskuchen, und daß immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herabbeſcheert wird? Das iſt nicht ganz richtig, dacht ich —

Warum ſagen Sie das, Mylady? Warum dieſe Zweifel nicht lieber verſchweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, ſollten nicht Proſeliten

machen; minder tadelnswerth, ſogar lobenswerth iſt die Proſelitenmacherei derjenigen Leute, die einen ſüperben Himmel haben, und deſſen Herrlichkeiten nicht ſelbſtſüchtig allein genießen wollen, und deshalb ihre Nebenmenſchen einladen dran Theil zu nehmen, und ſich nicht eher zufrieden geben, bis dieſe ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daß manche reiche Leute dieſer Gattung, die wir als Präſidenten, Vicepräſidenten, oder Sekretäre von Bekehrungsgeſellſchaften, eifrigſt bemüht ſehen, etwa einen alten verſchimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und ſeine einſtige Genoſſenſchaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn ſchon jetzt auf Erden an ihren Genüſſen Theil nehmen zu laſſen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuſer einladen, wo es gewiß Leckerbiſſen giebt, die dem armen Schelm eben ſo gut ſchmecken würden, als genöſſe er ſie im Himmel ſelbſt.

Das iſt erklärlich, Mylady, die himmliſchen Genüſſe koſten ſie nichts, und es iſt ein doppeltes Vergnügen, wenn wir ſo wohlfeilerweiſe unſre Nebenmenſchen beglücken können. Zu welchen Genüſſen aber kann der Ungläubige jemanden einladen?

Zu nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen ſehr wünſchenswerth ſein kann, beſonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu ſehr geplagt worden.

Dieſes ſprach das ſchöne Weib mit ſtechend bitteren Akzenten, und nicht ganz ohne Ernſt antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieſer Welt kümmert mich nicht einmal die Exiſtenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu ſtolz, als daß der Geiz nach himmliſchen Belohnungen, oder die Furcht vor hölliſchen Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich leſe ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufſpringen und gleich Extra-Poſt nehmen und ein großer Mann werden — ſchon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens ſchritt, in der einen Hand einen Waſſerſchlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menſchen zurief, daß ſie mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen und mit der Fackel den Himmel in Brand ſtecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlaſſen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unſre Handlungen ſollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorſprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben alſo auch nicht an Unſterblichkeit?

O Sie ſind ſchlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, deſſen Herz an

die entfernteſten Jahrtauſende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel ſchlägt, ich, der ich ſelbſt einer der ewigſten Menſchen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich ſollte nicht an Unſterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Porzion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir ſchon ſo viel Gutes und Schönes auf dieſer Erde genoſſen, noch obendrein vom lieben Gott die Unſterblichkeit zu verlangen! Der Menſch, der Ariſtokrat unter den Thieren, der ſich beſſer dünkt, als alle ſeine Mitgeſchöpfe, möchte ſich auch dieſes Ewigkeitsvorrecht, am Throne des Weltkönigs, durch höfiſche Lob- und Preisgeſänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß was dieſes Zucken mit den Lippen bedeutet, unſterblicher Herr!

Zehntes Kapitel.

Signora bat uns mit ihr nach dem Kloſter zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigſte in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, das wir den Dom verließen, denn Mylady's Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten geſtürzt haben. Sie ſprudelte von witziger Laune; lauter lieblich närriſche Gedanken, ſo übermüthig wie junge Kätzchen, die in der Maiſonne herumſpringen. Am Ausgang des Doms tunkte ſie den Zeigefinger dreimal ins Weihwaſſer, beſprengte ſich jedesmal und murmelte: Dem Zefardeyim Kinnim; welches nach ihrer Behauptung die arabiſche Formel iſt, womit die Zauberinnen einen Menſchen in einen Eſel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manoeuvrirte eine Menge Militär, beinah ganz öſtreichiſch uniformirt und nach deutſchem Commando. Wenigſtens hörte ich die deutſchen Worte: Präſentirts Gewehr! Fuß Gewehr! Schulters Gewehr! Rechts um! Halt! Ich glaube bei allen Italienern, wie noch bei einigen andern europäiſchen Völkern, wird auf Deutſch kommandirt. Sollen wir Deutſchen uns etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt ſo viel zu befehlen, daß das Deutſche ſogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns ſo viel befohlen, daß der Gehorſam am beſten die deutſche Sprache verſteht?

Mylady ſcheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu ſein. Sie zog uns mit ironiſcher Furchtſamkeit von dannen. Ich liebe nicht, ſprach ſie, die Nähe von ſolchen Menſchen mit Säbeln und Flinten, beſonders wenn ſie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manoeuvern, in Reih und Glied aufmarſchiren. Wenn nun einer von dieſen tauſenden plötzlich verrückt wird,

und mit der Waffe, die er ſchon in der Hand hat, mich auf der Stelle niederſticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „was haſt du zu riskiren? zu verlieren? ſelbſt wenn ſie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andere Welt, die uns nach dem Tode verſprochen wird, nicht ſo ganz brillant ſein, wie man ſie rühmt, mag ſie noch ſo ſchlecht ſein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als ſechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach dir den Spaß und erſtich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Naſe?“ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, ſo würde ich meine Soldaten in zwei Claſſen theilen. Die Einen ließe ich an Unſterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht zu fürchten, und ich würde ſie bloß im Kriege gebrauchen. Die andern aber würde ich zu Paraden und Revüen beſtimmen und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß ſie nichts riskiren, wenn ſie des Spaßes wegen jemanden umbrächten, ſo würde ich ihnen bei Todesſtrafe verbieten an Unſterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen ſogar noch etwas Butter zu ihrem Kommisbrod geben, damit ſie das Leben recht lieb gewinnen. Erſteren hingegen, jenen unſterblichen Helden, würde ich das Leben ſehr ſauer machen, damit ſie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine beſſere Welt anſehen.

Mylady, ſprach ich, Sie wären ein ſchlechter Regent. Sie wiſſen wenig vom Regieren und von der Politik verſtehen Sie gar nichts. Hätten Sie die politiſchen Annalen geleſen —

Ich verſtehe dergleichen vielleicht beſſer als Sie, theurer Doktor. Schon früh ſuchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag, im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiſer Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Mylady's Augen, dann aber lachte ſie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel ſitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuſter, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: die Schneider machen Kleider, die Schuſter machen Schuhe, die Bäcker backen Brod — Und als ich nun frug: was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, ſagte ich da, wenn ich König wäre, ſo würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu ſehen wie es dann in der Welt ausſieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, das thun auch manche Könige, und es ſieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Beſonders hier in Italien giebt es ſolche Könige, und man merkte es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es iſt ſo einem italieniſchen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es iſt nur zu befürchten, daß die Carbonari ſo einen Tag benutzen möchten; denn in der neueſten Zeit iſt es mir beſonders aufgefallen, daß die Revolutionen immer an ſolchen Tagen ausgebrochen ſind, wo nicht regiert wurde. Irrten ſich einmal die Carbonari, und glaubten ſie, es wäre ſo ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, ſo verloren ſie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorſichtig genug ſein, und müſſen ſich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber iſt es die höchſte Politik der Könige, daß ſie es ganz geheim halten, an welchen Tagen ſie nicht regieren, daß ſie ſich an ſolchen Tagen wenigſtens einige Mal auf den Regierſtuhl ſetzen, und etwa Federn ſchneiden, oder Briefkouverts verſiegeln oder weiße Blätter liniiren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenſter des Palais hineinguckt, ganz ſicher glaube es werde regiert.

Während ſolche Bemerkungen aus Myladys feinem Mündchen hervorgaukelten, ſchwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Roſenlippen Franſcheska's. Sie ſprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr ſo ſeufzend entſagungsſelig, wie am verfloſſenen Abend, ſie trat vielmehr ſiegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indeſſen mehr ein geiſtlicher Sieg, als ein weltlicher, der ſich in ihren Bewegungen kund gab, ſie war faſt das Bild einer triumphirenden Kirche, und um ihr Haupt ſchwebte eine unſichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menſchenſtrom, der uns vorbei fluthete, iſt auch kein einziges Kleidungsſtück ihrem Forſcherblick entgangen. Ekko! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Markeſe ſoll mir eben ſolchen Kaſchemir zu einem Turbane kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten verſprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirſt du dich leicht verſtehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche ſaure Stunde machen; aber Signora wird dich ſo lange quälen und auf die Folter ſpannen, bis du dich endlich dazu bequemſt.

Eilftes Kapitel.

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lukka zu ſehen iſt, gehört zu einem Kloſter, deſſen Namen mir dieſen Augenblick nicht im Gedächtniſſe.

Bei unſerm Eintritt in die Kirche, lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knieen, in ſchweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, ſprachen ſie einige abgebrochene Worte, die in den einſamen Säu-

lengängen etwas ſchauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenſter fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzloſe Kupferlampen beleuchteten ſpärlich die geſchwärzten Fresko's und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinſend — Mylady ſchrie laut auf, und zeigte zu unſern Füßen einen Grabſtein, worauf in Relief das ſtarre Bild eines Biſchofs mit Mytra und Hirtenſtab, gefalteten Händen und abgetretener Naſe. Ach! flüſterte ſie, ich ſelbſt trat ihm unſanft auf die ſteinerne Naſe, und nun wird er mir dieſe Nacht im Traume erſcheinen und da giebts eine Naſe.

Der Sakriſtan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launiſch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Geſicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, beſonders wo, wie hier, Ort und Stunde denſelben begünſtigt. Ich glaube dann, daß alles in der Welt ein Wunder ſei, und die ganze Weltgeſchichte eine Legende. War ich angeſteckt von dem Wunderglauben Franſcheska's, die das Kreuz mit wilder Begeiſterung küßte? Verdrießlich wurde mir die eben ſo wilde Spottluſt der witzigen Brittin. Vielleicht verletzte mich ſolche um ſo mehr, da ich mich ſelbſt nicht davon frei fühlte, und ſie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es iſt nun mal nicht zu läugnen, daß die Spottluſt, die Freude am Widerſpruch der Dinge, etwas Bösartiges in ſich trägt, ſtatt daß der Ernſt mehr mit den beſſeren Gefühlen verwandt iſt — die Tugend, der Freiheitsſinn und die Liebe ſelbſt ſind ſehr ernſthaft. Indeſſen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Glut und Kälte ſich ſo abentheuerlich verbinden, daß es ſchwer wird darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelavine überſchüttet wird. Sie war durchaus nicht ſchlecht, bei all ihrer Ausgelaſſenheit, nicht einmal ſinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte ſie nur die witzige Seite aufgefaßt, und ergötzte ſich daran wie an einem närriſchen Puppenſpiele. Es war ein humoriſtiſches Gelüſte, eine ſüße Neugier, wie ſich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuſtänden gebehrden würde. Wie ganz anders war Franſcheska! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholiſche Einheit. Am Tage war ſie ein ſchmachtend blaſſer Mond, des Nachts war ſie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiederſehen!

Sie haben Recht, ſagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Markeſe an den Brillanten des

verſprochenen Kreuzes nicht zu ſehr knickert, ſo bewirkt es gewiß bei Signora ein brillantes Wunder; ſie wird am Ende noch ſo ſehr davon geblendet werden, daß ſie ſich in ſeine Naſe verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit der Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So ſpöttelte die hübſche Frau über Alles, ſie kokettirte mit dem armen Sakriſtan, machte dem Biſchof mit der abgetretenen Naſe noch drollige Erküſen, wobei ſie ſich ſeinen etwaigen Gegenbeſuch höflichſt verbat, und als wir in den Weihkeſſel gelangten, wollte ſie mich durchaus wieder in einen Eſel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich dieſen Spaß, der mich im Grunde verdroß, ſo ſcharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und ſprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, ſind wie Blumen ohne Duft; ſie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chineſiſchen Porzellantöpfen ſo porzellanhaft anſehen, und wenn ſie ſprechen könnten, uns gewiß auseinanderſetzen würden, wie ſie ganz natürlich aus einer Zwiebel entſtanden ſind, wie es hinreichend ſei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylady in die heftigſten Bewegungen, und während ich ſprach, wirkte ihre Idioſynkraſie gegen dieſe Blume ſo ſtark, daß ſie ſich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Comödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernſt, daß ſie mich mit bitterem Blicke anſah und aus Herzensgrund ſpottſcharf mich frug: Und Sie, theuere Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylady, ich habe ſie alle, der Duft meiner Seele ſteigt in den Himmel und betäubt ſelbſt die ewigen Götter!

Zwölftes Kapitel.

Indem Signora unſer Geſpräch, das wir größtentheils auf Engliſch führten, nicht verſtehen konnte, gerieth ſie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir ſtritten uns über die Vorzüglichkeit unſerer reſpektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben ſo wie die Deutſchen, obgleich ſie im Herzen die erſteren für nicht klug und die letzteren für dumm hielt. Sehr ſchlecht dachte ſie von den Preußen, deren Land, nach ihrer Geographie, noch weit über England und Deutſchland hinausliegt, beſonders ſchlecht dachte ſie vom Kö-

nige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Seraphina, in ihrem Benefizballet voriges Jahr getanzt hatte; wie denn sonderbar genug, dieser König, nämlich Friedrich der Große, auf den italienischen Theatern und im Gedächtnisse des italienischen Volks noch immer lebt.

Nein, sagte Mylady, ohne auf Signoras süßes Gekose hinzuhören, nein, diesen Menschen braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln; nicht nur, daß er jede zehn Schritte seine Gesinnung wechselt, und sich beständig widerspricht, wird er jetzt sogar ein Bekehrer, und ich glaube gar er ist ein verkappter Jesuit. Ich muß, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Gesichter schneiden, sonst giebt er mich an bei seinen Mitheuchlern in Christo, bei den heiligen Inquisizionsdilettanten, die mich in Effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Personen selbst ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daß ich so klug sei wie ich aussehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels Willen keine Tulpe, ich will lieber alles glauben! Ich glaube jetzt schon das Hauptsächlichste, was in der Bibel steht, ich glaube, daß Abraham den Isaak, und Isaak den Jakob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, so wie auch, daß dieser wieder seine Schnur Tamar auf der Landstraße erkannt hat. Ich glaube auch, daß Loth mit seinen Töchtern zu viel getrunken. Ich glaube, daß die Frau des Potiphar den Rock des frommen Josephs in Händen behalten. Ich glaube, daß die beiden Alten, die Susannen im Bade überraschten, sehr alt gewesen sind. Außerdem glaub ich noch, daß der Erzvater Jakob erst seinen Bruder und dann seinen Schwiegervater betrogen, daß König David dem Uria eine gute Anstellung bei der Armee gegeben, daß Salomo sich tausend Weiber angeschafft und nachher gejammert es sei alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich und halte sogar die meisten; ich laß mich nicht gelüsten meines Nächsten Ochsen, noch seiner Magd, noch seiner Kuh, noch seines Esels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem siebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorsicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieser siebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche nichts. Was aber gar die Gebote Christi betrifft, so übte ich immer das wichtigste, nämlich daß man sogar seine Feinde lieben soll — denn ach! diejenigen Menschen, die ich am meisten geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine schlimmsten Feinde.

Um Gottes Willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoß. Ich kannte ja diesen Ton, wobei das witzige Cristallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verscheucht wird, durch die erste beste lachende Bemerkung, die man

ihr mittheilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine preßte, und sich mit ihren langen Haaren die Thränenspur aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich, in ihrer eigenen Spottweise, die arme Franscheska zu mystifiziren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mittheilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessiren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte bließ, und auch französische Verse gemacht hat. Franscheska frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Oestreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, als ich ihr sagte, daß ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berelino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie schauderte, als ich ihr die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franscheska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen, oder einmal bei Beyerman, im Caffé royal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Cameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden" entstanden ist. Viele Bären wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt, Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, daß sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponiren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie, der Kälte wegen, Warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Rennthiere rennen da herum als Kunstkenner. Uebrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig, und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Christen? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigene Bewandtniß, mit [illegible] fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und [illegible]

ernſtlich auszuüben. Aber da ſie wiſſen, daß das Chriſtenthum im Staate nöthig iſt, damit die Unterthanen hübſch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel geſtohlen und gemordet wird, ſo ſuchen ſie mit großer Beredſamkeit wenigſtens ihre Nebenmenſchen zum Chriſtenthum zu bekehren, ſie ſuchen gleichſam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung ſie wünſchen und deren ſtrenge Ausübung ihnen ſelbſt zu mühſam wird. In dieſer Verlegenheit benutzen ſie den Dienſteifer der armen Juden, dieſe müſſen jetzt für ſie Chriſten werden, und da dieſes Volk, für Geld und gute Worte alles aus ſich machen läßt, ſo haben ſich die Juden ſchon ſo ins Chriſtenthum hineinerexzirt, daß ſie ordentlich ſchon über Unglauben ſchreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen ſogar daran glauben, gegen die Razionaliſten wüthen, als Miſſionäre und Glaubensſpione im Lande herumſchleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am beſten die Augen verdrehen, die ſcheinheiligſten Geſichter ſchneiden, und mit ſo viel hohem Beifall frömmeln, daß ſich ſchon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meiſter des Handwerks ſchon heimlich klagen: das Chriſtenthum ſei jetzt ganz in den Händen der Juden.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn mich Signora nicht verſtand, ſo wirſt du, lieber Leſer, mich gewiß beſſer verſtehen. Auch Mylady verſtand mich, und dies Verſtändniß weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr ob mit ernſthaftem Geſichte — der Meinung beipflichten wollte, daß das Volk einer beſtimmten Religion bedürfe, konnte ſie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weiſe entgegen zu ſtreiten.

Das Volk muß eine Religion haben! rief ſie. Eifrig höre ich dieſen Satz predigen von tauſend dummen und abertauſend ſcheinheiligen Lippen —

Und dennoch iſt es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil ſeine Faſſungskraft es nicht erlaubt, ſo muß auch eine poſitive Religion, eine Kirche vorhanden ſein, die alle überſinnlichen Fragen des Volks, ſeiner Faſſungskraft gemäß, recht ſinnlich beſtimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichniß bringt mir eine Geſchichte ins Gedächtniß, die am Ende nicht günſtig für Ihre Meinung ſprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort ſprechen.

Lächeln Sie nicht so unverschämt und hören Sie: Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst: was man mit den alten Vollmonden anfange? Liebes Kind, sagte die Mutter, die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sternesystem aus einander zu setzen, und die übersinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und sagte, daß ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe: die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müsse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangelisch war, mich ausgelacht, so lachte ich noch mehr über ihre düster katholische Ansicht, vom Auslachen kam es zu ernstem Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir bespuckten uns polemisch, bis der kleine O'Donnel aus der Schule kam, und uns aus einander riß. Dieser Knabe hatte dort besseren Unterricht in der Himmelskunde genossen, verstand sich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unsere beiderseitigen Irrthümer und die Thorheit unseres Streits. Und was geschah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unseren Meinungsstreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es ist nicht zu ändern, die Menschen werden immer streiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradizion, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend jemand, durch Zwang oder List, dahinzubringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Egypten, dem Vaterland der Krokodille und des Priesterthums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren, brachte es auch eine sogenannte positive

Religion mit, eine ſogenannte Kirche, ein Gerüſte von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der ſpäteren Staatsreligionen. Nun entſtand „die Menſchenmäkelei" das Proſelitenmachen, der Glaubenszwang, und all jene heiligen Greuel, die dem Menſchengeſchlechte ſo viel Blut und Thränen gekoſtet.

Goddamm! dieſes Urübelvolk!

O, Mathilde, es iſt längſt verdammt, und ſchleppt ſeine Verdammnißqualen durch die Jahrtauſende. O, dieſes Egypten! ſeine Fabrikate trotzen der Zeit, ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich, ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und eben ſo unverwüſtlich iſt jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeſchichte, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann, mit dem weißen Barte, deſſen Spitze ſich wieder zu ſchwärzen ſcheint, und mit den geiſterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da ſitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben ſein Gebet, ein ſchauriges Gebet, worin er ſeine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längſt von der Erde verſchwunden ſind, und nur noch in Ammenmährchen leben — er aber, in ſeinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde ſitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.

Vierzehntes Kapitel.

Ich ſprach im vorigen Kapitel von den poſitiven Religionen nur in ſo fern ſie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch beſonders vom Staate privilegirt werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leſer, die dir aufs bündigſte beweiſen wird, daß ein Gegner des Kirchthums einer ſolchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats ſei, ein Feind Gottes und des Königs, oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber ſage dir, daß iſt eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Wenn ich auch dem Antropomorphismus nicht ſonderlich huldige, ſo glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige ſo thörigt ſind, dem Geiſte des Volks zu widerſtreben, oder gar ſo unedel ſind, die Organe deſſelben durch Zurückſetzungen und Verfolgungen zu kränken: ſo bleibe ich doch meiner tiefſten Ueberzeugung nach, ein Anhänger des Königthums, des monarchiſchen Prinzips. Ich haſſe nicht den Thron, ſondern nur

das windige Adelgeziefer, das ſich in die Ritzen der alten Throne eingeniſtet, und deſſen Charakter uns Montesquieu ſo genau ſchildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müſſiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde, ſich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treuloſigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürſtentugend und das Intereſſe an Fürſtenlaſter!“ Ich haſſe nicht den Altar, ſondern ich haſſe die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unſchuldig wie Blumen zu lächeln wiſſen, während ſie heimlich ihr Gift ſpritzen in den Kelch des Lebens, und Verläumdung ziſchen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, haſſe ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und der geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelin Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Cultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frei. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionspartheien, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſtizismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken.

Für die Religion ſelber, für ihr heiliges Weſen, iſt es eben ſo verderblich, wenn ſie mit Privilegien bekleidet iſt, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweiſe dotirt werden, und zur Erhaltung dieſer Dotazionen ihrerſeits verpflichtet ſind, den Staat zu vertreten, und ſolchermaßen eine Hand die andere wäſcht, die geiſtliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wiſchwaſch entſteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menſchen ein Greuel iſt. Hat nun der Staat Gegner, ſo werden dieſe auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deshalb ſeine Alliirte ſind; und ſelbſt der harmloſe Gläubige wird mißtrauiſch, wenn er in der Religion auch politiſche Abſicht wittert. Am widerwärtigſten aber iſt der Hochmuth der Prieſter, wenn ſie für die Dienſte, die ſie dem Staate zu leiſten glau [illegible]

rechnen dürfen, wenn sie für die geistige Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz, wie eine deklarirte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege, in glänzenden Prozessionen, bei solchen Triumphen tragen sogar bonapartistische Generale ihr die Kerzen vor, die stolzesten Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Fallstaf geworben — sie füllen die Kirche. Von Aufopferung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Tractätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantilisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisiren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da giebts Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß, war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da wars noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte, und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christenthümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituirt worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelet, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Conkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergange zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von dem was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochdarauf sitzt,

dem ſicherſten Verderben überlaſſen würde, als daß er mit ernſtlichem Willen die ungerechteſte ſeiner Gerechtſame aufgäbe. Iſt doch das affektirte Intereſſe für Thron und Altar nur ein Poſſenſpiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimniß belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott reſpektiren, den ſie zu ihrem eignen Nutzen, nach Willkür, aus Brod und Wort zu kneten wiſſen, und daß die Adligen viel weniger als es ein Roturier vermöchte, den König reſpektiren, und ſogar eben das Königthum, dem ſie öffentlich ſo viele Ehrfurcht zeigen, und dem ſie ſo viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben ſuchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, ſie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum, in den Marktbuden, irgend einen Herkules oder Rieſen, oder Zwerg, oder Wilden, oder Feuerfreſſer, oder ſonſtig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und deſſen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder, wenn er ein Zwerg iſt, deſſen Weisheit, mit der übertriebenſten Ruhmredigkeit ausprieſen, und dabei in die Trompete ſtoßen, und eine bunte Jacke tragen, während ſie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des ſtaunenden Volkes verlachen und den armen Hochgeprieſenen verſpotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks ſehr unintereſſant geworden, und deſſen Schwächen und nur andreſſirte Künſte ſie all zu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leibigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im Hamb. Unpart. Correſpondenten läſe: daß der alte Jehova jedermann warne, keinem Menſchen, es ſei wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daß ſie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen, und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponiren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei ſein wie andre Menſchen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und das iſt die Emanzipation der Könige.

Fünfzehntes Kapitel.

Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen, durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daß ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daß man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Cleriſei nichts übrig als ſich zu verbinden, und gegen die neue Weltordnung zu kabaliren und zu intriguiren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen ſie jedesmal wenn ſie ſich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Rieſin, oder wenn dieſe ihnen mal unverſehens auf die Köpfe trat, daß das obſcure Gift herausſpritzte! Ihr Grimm wendet ſich dann um ſo tückiſcher gegen einzelne Kinder der Zeit, und ohnmächtig gegen die Maſſe, ſuchen ſie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müſſen es geſtehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wiſſen, und ach! wenn auch eine Glorie ſich zieht um die Wunden des Siegers, ſo bluten ſie dennoch, und ſchmerzen dennoch! Es iſt ein ſeltſames Martyrthum, das ſolche Sieger in unſeren Tagen erdulden, es iſt nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntniſſe, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein raſches Schafott fanden oder den jubelnden Holzſtoß. Das Weſen des Martyrthums, alles Irdiſche aufzuopfern für den himmliſchen Spaß, iſt noch immer daſſelbe; aber es hat viel verloren von ſeiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein reſignirendes Ausdauern, ein beharrliches Ueberdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geſchieht es ſogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligſten Märtyrer vom Zweifel beſchlichen werden. Es giebt nichts Entſetzlicheres als jene Stunden, wo ein Markus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend für die er alles geopfert! Und ach! jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber ſind modern weicheren Stoffes, und dazu ſehen wir noch das Gedeihen einer Philoſophie, die aller Begeiſterung nur eine relative Bedeutung zuſpricht, und ſie ſomit in ſich ſelbſt vernic t, oder ſie allenfalls zu einer ſelbſtbewußten Donquixoterie neutraliſirt!

Die kühlen und klugen Philoſophen! Wie mitleidig lächeln ſie herab auf die Selbſtquälereien und Wahnſinnigkeiten eines armen Don Quixote, und

in all ihrer Schulweisheit merken ſie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preiſenswertheſte des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt, und daß dieſe Donquixoterie die ganze Welt mit allem was darauf philoſophirt, muſizirt, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmaſſe, mitſammt den Philoſophen, iſt, ohne es zu wiſſen, nichts anders als ein koloſſaler Sancho Panſa, der, trotz all ſeiner nüchternen Prügelſcheu und hausbackner Verſtändigkeit, dem wahnſinnigen Ritter in allen ſeinen gefährlichen Abentheuern folgt, gelockt von der verſprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er ſie wünſcht, mehr aber noch getrieben von der myſtiſchen Gewalt, die der Enthuſiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politiſchen und religiöſen Revoluzionen, und vielleicht täglich im kleinſten Ereigniſſe ſehen können.

So, z. B. du, lieber Leſer, biſt unwillkürlich der Sancho Panſa des verrückten Poeten, dem du, durch die Irrfahrten dieſes Buches, zwar mit Kopfſchütteln folgſt, aber dennoch folgſt.

Sechszehntes Kapitel.

Seltſam! „Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beſchrieben von Miguel de Cervantes Saavedra" war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten, und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl, und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling, und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſirend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daß die verſchämteſten Knospen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küßten, und Bäume und Blumen ſchauerten, vor eitelem Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte moſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abentheuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich alles für baaren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, das müſſe ſo ſein, das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die

Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter, für all ſeinen Edelmuth, nur Undank und Prügel genoß; und da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen, eben ſo wie die Kinder, von der Weltironie nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls alles für baaren Ernſt, und weinten mit über die Leiden des armen Ritters, ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart, und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daß ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedorrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden ſo prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcineas Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung, und gewann immer mehr meine Liebe je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählig unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag, und ohne das Viſir zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher kranker Stimme zu dem Sieger hinaufſprach: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verläugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Siebenzehntes Kapitel.

Das iſt nun lange her. Viele neue Lenze ſind unterdeſſen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigſter Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den ſüßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß wie ſchnell ſeine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngſte Roſenknospe erblicke, ſehe ich ſie im Geiſte ſchmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Ueberall ſehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Bruſt aber blüht noch jene flammende Liebe, die ſich ſehnſüchtig über die Erde emporhebt, abentheuerlich herumſchwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgeſtoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimſinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen geſtehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Beſſeres giebt als das Herz der Menſchen. Dieſe Liebe iſt die Begeiſterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob ſie thörigte oder weiſe Handlungen verübt — Und ſo hat der kleine Knabe keineswegs unnütz ſeine Thränen verſchwendet, die er über die Leiden des närriſchen Ritters vergoß, eben ſo wenig wie ſpäterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierſtübchen weinte über den Tod der heiligſten Freiheitshelden, über den König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jeſus von Jeruſalem, und über Robespierre und Saint Juſt von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen, und ſelbſt ein Mann ſein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und wills Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, dieſe ſind es, auf die man noch rechnen kann in unſerer kalten Zeit; denn dieſe werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deshalb begreifen ſie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend iſt uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefſten, und geizt nicht wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntniß und That. Die älteren Leute ſind ſelbſtſüchtig und kleinſinnig; ſie denken mehr an Intereſſen ihrer Capitalien als an die Intereſſen der Menſchheit; ſie laſſen ihr Schifflein ruhig fortſchwimmen im Rinnſtein des Lebens, und kümmern ſich wenig um den Seemann, der auf hohem Meer gegen die Wellen kämpft; oder ſie erkriechen, mit klebrigter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeiſterthums oder der Präſidentſchaft ihres Clubs, und zucken die Achſel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen ſie vielleicht: daß ſie ſelbſt in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopfe gegen die Wand gerennt ſeien, daß ſie ſich aber nachher mit der Wand wieder verſöhnt hätten,

denn die Wand ſei das Abſolute, das Geſetzte, das an und für ſich Seiende, das weil es iſt, auch vernünftig iſt, weshalb auch derjenige unvernünftig iſt, welcher einen allerhöchſt vernünftigen, unwiderſprechbar ſeienden, feſtgeſetzten Abſolutismus nicht ertragen will. Ach! dieſe Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtſchaft hineinphiloſophiren wollen, ſind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus, ſich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlaſſen, ſondern ihn geſchichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran ſich die Menſchen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das alſo rechtsgültig und geſetzkräftig nnumſtößlich ſei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es iſt entſetzlich, wie man's bei uns verſtanden hat, die Sklaverei ſogar geſchwätzig zu machen, und wie deutſche Philoſophen und Hiſtoriker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und ſei er noch ſo albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen iſt die Ehre der Sklaven, ſagt Tazitus; jene Philoſophen und Hiſtoriker behaupten das Gegentheil und zeigen auf das Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt Ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie dem Junker La Mancha, und Jean Jaques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudirt in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art, als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners; dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein College ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen, jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Caſtele, Eſeltreiber für Cavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſere Caſtele nur für Lumpenherbergen, unſere Cavaliere nur für Eſeltreiber, unſere Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen, wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſere Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft. Ach! ſolche Heldenthat bekömmt mir oft eben ſo ſchlecht wie ihm, und ich muß, eben ſo wie er, viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich ſie verläugnen, aus eitel Furcht oder ſchnöder Gewinnſucht, ſo könnte ich behaglich leben in

dieſer ſeienden vernünftigen Welt, und ich würde eine ſchöne Maritorne zum Altare führen, und mich einſegnen laſſen von feiſten Zauberern, und mit edlen Eſeltreibern banquettiren, und gefahrloſe Novellen und ſonſtige kleine Sklävchen zeugen! Statt deſſen, geſchmückt mit den drei Farben meiner Dame, muß ich beſtändig auf der Menſur liegen, und mich durch unſägliches Drangſal durchſchlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut koſtet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde ſind ſo tückiſch, daß manche, die ich zu Tode getroffen, ſich noch immer ein Air gaben als ob ſie lebten, und in alle Geſtalten ſich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel Schmerzen habe ich, durch ſolchen fatalen Spuk, ſchon erdulden müſſen! Wo mir etwas Liebes blühte, da ſchlichen ſie hin, die heimtückiſchen Geſpenſter, und knickten ſogar die unſchuldigſten Knospen. Ueberall, und wo ich es am wenigſten vermuthen ſollte, entdeckte ich am Boden ihre ſilbrigte Schleimſpur, und nehme ich mich nicht in Acht, ſo kann ich verderblich ausgleiten, ſogar im Hauſe der nächſten Lieben. Ihr mögt lächeln, und ſolche Beſorgniß für eitel Einbildungen, gleich denen des Don Quixote, halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man ſich ein, etwas Schierling genoſſen zu haben, ſo kann man die Auszehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daß ich fett geworden ſei, iſt eine Verläumdung, wenigſtens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch iſt von dem Fett der Vetterſchaft nichts an mir zu verſpüren. Ich bilde mir ein, man habe alles mögliche angewendet um mich mager zu halten; als mich hungerte da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürſtete da tränkte man mich mit Wermuth, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer ſeufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da ſehe ich ſie die grauenhaften Larven, die noblen Lakayengeſichter mit fletſchenden Zähnen, die drohenden Banquiernaſen, die tödtlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorſtechen, die bleichen Manſchettenhände mit blanken Meſſern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich ſpräche im Schlafe das wahnſinnigſte Zeug, und die vorige Nacht habe ſie deutlich gehört, daß ich rief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verläugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachſchrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche ſonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei ſpäterer Durchſicht der vorſtehenden Blätter etwas allzuherbe erſchienen, im mindeſten zu ändern. Das Manuſkript war ſchon ſo gelb verblichen, wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verſtümmeln. Alles verjährt Geſchriebene hat ſolch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar dieſe Blätter, die gewiſſermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn ſie ſind faſt ein Jahr vor der dritten bourboniſchen Hedſchira geſchrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbſte Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anſchein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigſtens bedenklich, wenn man ſah, wie unſere Ritter ſo ſichere Geſichter bekamen, wie ſie die verblaßten Wappen wieder friſch bunt anſtreichen ließen, wie ſie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie ſie ſo ſtolz auf ihren hohen Roſſen ſaßen, als wollten ſie nach Quedlinburg reiten, um ſich neu auflegen zu laſſen bei Gottfried Baſſe. Noch unerträglicher waren die triumphirend tückiſchen Aeuglein unſerer Pfäffelein, die ihre langen Ohren ſo ſchlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichſten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wiſſen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile ſo kläglich verſchießen würden, und meiſtens anonym, oder wenigſtens im Davonjagen, mit abgewendetem Geſichte, wie fliehende Baſchkiren. Eben ſo wenig konnte man vorher wiſſen, daß die Schlangenliſt unſerer Pfäffelein ſo zu Schanden werde — ach! es iſt faſt Mitleiden erregend, wenn man ſieht, wie ſchlecht ſie ihr beſtes Gift zu brauchen wiſſen, da ſie uns aus Wuth in großen Stücken den Arſenik an den Kopf werfen, ſtatt ihn lothweis und liebevoll in unſere Suppen zu ſchütten, wenn man ſieht, wie ſie aus der alten Kinderwäſche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erſchnüffeln, wie ſie ſogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzuſehen, ob ſie etwa beſchnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeſchlecht und die mit dieſer naturgeſchichtlichen Entdeckung noch ſo lang herumziſchen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleiſche bewährt! O der obſcuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis ſie ſelbſt an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Eſels möchte ich meine Leier beſaiten, um ſie nach Würden zu beſingen, die geſchorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Luſt ergreift mich! Während ich ſitze, und ſchreibe, erklingt Muſik unter meinem Fenſter, und an dem elegiſchen Grimm der langgezogenen Melodie, erkenne ich jene Marſeiller Hymne, womit der ſchöne Barbaroux und ſeine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freiheit, bei deſſen Tönen die Schweizer in den Tuillerien das Heimweh bekamen, jener triumphirende Todesgeſang der Gironde, das alte, ſüße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchſchauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeiſterung und die Raketen des Spottes. Ja, dieſe ſollen nicht fehlen bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenſtröme des Geſangs ſollen ſich ergießen von der Höhe der Freiheitsluſt, in kühnen Kaskaden, wie ſich der Ganges herabſtürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bockfüßigen Pan, leih mir deine Hülfe, du biſt ja mütterlicher Seite dem Titanengeſchlechte entſproſſen, und haſſeſt gleich mir die Feinde deiner Sippſchaft, die ſchwächlichen Uſurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich ſie richte, die verhaßte Brut, und gieb mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich ſie zu Tode pfeife —

Schon hören ſie das tödtliche Pfeifen, und es ergreift ſie der paniſche Schrecken, und ſie entfliehen wieder, in Thiergeſtalten, wie damals, als wir den Pelion ſtülpten auf den Oſſa —

Aux armes citoyens!

Man that uns armen Titanen ſehr Unrecht, als man die düſtre Wildheit tadelte, womit wir, bei jenem Himmelsſturm herauftobten — ach, da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es iſt verzeihlich, wenn wir etwas ungeſchlacht erſchienen, in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und geſittet, in den heiteren Salons des Olymps, ſo viel lieblichen Nektar und ſüße Muſenkonzerte genoſſen.

Ich kann nicht weiter ſchreiben, denn die Muſik unter meinem Fenſter berauſcht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes citoyens!

Engliſche Fragmente.

1828.

Glückſeliges Albion! luſtiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Geſellſchaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengeſindel der Einzige zu ſein, der mit Bewußtſein lebt und handelt?

„Die ehrlichen Leute" von W. Alexis.

Die Engliſchen Fragmente ſind zum Theil vor zwei Jahren für die „allgemeinen politiſchen Annalen," die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfniſſen geſchrieben worden, und ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich ſie jetzt den Reiſebildern als Ergänzung einverleibt.

Ich wünſche, daß der geneigte Leſer den Zweck der Mittheilung bei den Engliſchen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich, in zeitgemäßer Folge, noch einige Kunden dieſer Art. Unſere Literatur iſt nicht allzureichlich damit verſehen. Obgleich England von deutſchen Novellendichtern oft geſchildert wird, ſo iſt doch Willibald Alexis der einzige, der die dortigen Lokalitäten und Coſtüme mit treuen Farben und Umriſſen zu geben wußte. Ich glaube, er iſt nicht einmal im Lande ſelbſt geweſen, und er kennt deſſen Phyſionomie nur durch jene wunderſame Intuizion, die einem Poeten die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So ſchrieb ich ſelbſt vor elf Jahren den „William Ratcliff," worauf ich hier um ſo mehr zurückweiſen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, ſondern auch die Keime meiner ſpätern Betrachtungen über dieſes Land, das ich damals noch nie geſehen, darin enthalten ſind. Das Stück findet ſich in den

„Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo, von H. Heine. Berlin 1823, bei F. Dümmler."

Was Reiſebeſchreibung betrifft, ſo giebt es außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zuſtände beſſer veranſchaulichen könnte, als die dieſes Jahr bei Frankh in München erſchienenen:

„Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829."

Es iſt dieſes noch in mancher anderen Hinſicht ein vortreffliches Buch und verdient in vollem Maaße das Lob, das ihm Goethe und Varnhagen v. Enſe, in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Critik, geſpendet haben. —

Hamburg, den 15. Nov. 1830. Heinrich Heine.

1.

Geſpräch auf der Themſe.

— — — Der gelbe Mann ſtand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themſe erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freiheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, ſind welk und kalt geworden und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlaſſen ſind die alten Myrthenwälder, die einſt ſo übervölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben niſten in den zärtlichen Büſchen. Es ſinken die alten Dome, die einſt von einem übermüthigen frommen Geſchlechte, das ſeinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, ſo rieſenhoch aufgethürmt wurden; ſie ſind morſch und verfallen und ihre Götter glauben an ſich ſelbſt nicht mehr. Dieſe Götter ſind abgelebt und unſere Zeit hat nicht Phantaſie genug neue zu ſchaffen. Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neueren Zeit, und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Martyrer und ihre Iſchariots!“

„Junger Enthuſiaſt,“ ſprach der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was Sie ſuchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freiheit eine neue Religion iſt, die ſich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einſt jedes Volk, indem es das Chriſtenthum annahm, ſolches nach ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem eignen Charakter modelte, ſo wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur dasjenige annehmen was ſeinen Lokalbedürfniſſen und ſeinem Nationalcharakter gemäß iſt.“

„Die Engländer ſind ein häusliches Volk, ſie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreiſe ſeiner Angehörigen ſucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm ſchon durch ſeine angeborene geſellſchaftliche Unbeholfenheit außer dem Hauſe verſagt iſt. Der Engländer iſt daher mit jener Freiheit zufrieden, die ſeine perſönlichſten Rechte verbürgt und ſeinen Leib, ſein Eigenthum, ſeine Ehe, ſeinen Glauben und ſogar ſeine Grillen unbedingt ſchützt. In ſeinem Hauſe iſt niemand freier als ein Engländer, um mich

eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er iſt König und Biſchof in ſeinen vier Pfählen, und nicht unrichtig iſt ſein gewöhnlicher Wahlſpruch: my house is my castle."

„Iſt nun bei den Engländern das meiſte Bedürfniß nach perſönlicher Freiheit, ſo möchte wohl der Franzoſe im Nothfall dieſe entbehren können, wenn man ihm nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen laſſen. Die Franzoſen ſind kein häusliches Volk, ſondern ein geſelliges, ſie lieben kein ſchweigendes Beiſammenſitzen, welches ſie une conversation anglaise nennen, ſie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Caſino, vom Caſino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt ſie zum Geſellſchaftsleben, und deſſen erſte und letzte Bedingung, ja deſſen Seele iſt: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfniß der Gleichheit entſtehen, und wenn auch der Grund der Revoluzion im Budget zu ſuchen iſt, ſo wurde ihr doch zuerſt Wort und Stimme verliehen, von jenen geiſtreichen Roturiers, die in den Salons von Paris mit der hohen Nobleſſe ſcheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, ſei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber deſto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, ſchmachvolle Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die Canaille roturière ſich die Freiheit nahm, jene hohe Nobleſſe zu köpfen, ſo geſchah dieſes vielleicht weniger um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und ſtatt der bürgerlichen Ungleichheit eine adeliche Gleichheit einzuführen. Daß dieſes Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revoluzion war, dürfen wir um ſo mehr glauben, da die Franzoſen ſich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrſchaft ihres großen Kaiſers, der ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter ſeiner ſtrengen Curatel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ."

„Weit geduldiger als der Franzoſe erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Ariſtokratie; er tröſtet ſich, daß er ſelbſt Rechte beſitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in ſeinen häuslichen Comforts und in ſeinen Lebensanſprüchen zu ſtören. Auch trägt jene Ariſtokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Continente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungsſälen Londons ſieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und ſilberne Abzeichen nur auf den Röcken der Lakaien. Auch jene ſchöne bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrſtand ankündigt, iſt in England nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauſpieler ſich nach der Vorſtellung die Schminke abwiſcht, ſo eilt auch der engliſche Offizier, ſich ſeines rothen Rocks zu entledigen, ſobald die Dienſtſtunde vorüber iſt, und im ſchlichten Rock eines Gentleman iſt er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Decorationen

und Kostüme, die aus dem Kehricht des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauschen die seidenen Hosen und Atlasschleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzösischen Redensarten, da bläht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt und verwehrt es ihm ja niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausoffizianten vor sich knieen läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honny soit qui mal y pense."

„Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein speculatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben. Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Betheuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter."

Gar wunderlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davon laufen in die weite Welt; sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimath, und wir möchten wieder dort in der alten wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter den Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So ging es auch mir auf der Reise nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutschen Küste, so erwachte in mir eine kuriose Nachliebe für jene teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlassen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben

Mann antwortete: „Lieber Herr, ſcheltet mir nicht die Deutſchen! Wenn ſie auch Träumer ſind, ſo haben doch manche unter ihnen ſo ſchöne Träume geträumt, daß ich ſie kaum vertauſchen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unſerer Nachbaren. Da wir alle ſchlafen und träumen, ſo können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unſere Tyrannen ſchlafen ebenfalls und träumen blos ihre Tyrannei. Nur damals ſind wir erwacht, als die katholiſchen Römer unſere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und ſiegten und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! ſpottet nicht unſerer Träumer, dann und wann, wie Somnambüle ſprechen ſie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann abſehen die Wendung der Dinge. Der ſpleenige Britte, ſeines Weibes überdrüſſig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals, und bringt ſie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatterhafte Franzoſe wird ſeiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt ſie, und tänzelt ſingend nach den Hofdamen (courtisanes) ſeines königlichen Palaſtes (palais royal). Der Deutſche wird aber ſeine alte Großmutter nie ganz vor die Thüre ſtoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo ſie den horchenden Kindern ihre Mährchen erzählen kann. — Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken.“

Während nun das Dampfboot, und auf demſelben unſer Geſpräch, den Strom hinaufſchwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hoſpital zu Greenwich, ein impoſantes palaſtgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln beſteht, deren Zwiſchenraum leer iſt, und einen mit einem artigen Schlößlein gekrönten, waldgrünen Berg, den Vorbeifahrenden ſehen läßt. Auf dem Waſſer nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geſchickt dieſe großen Fahrzeuge ſich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernſthaft freundliches Geſicht, das man nie geſehen hat, und vielleicht auch nie wieder ſehen wird. Man fährt ſich ſo nahe vorbei, daß man ſich die Hände reichen könnte zum Willkomm und Abſchied zu gleicher Zeit. Das Herz ſchwillt beim Anblick ſo vieler ſchwellenden Segel, und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmuſik und der dumpfe Matroſenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verſchwimmen allmählig die Contouren der Gegenſtände, und ſichtbar bleibt nur ein Wald von Maſtbäumen, die lang und kahl emporragen.

Der gelbe Mann ſtand noch immer neben mir, und ſchaute ſinnend in die Höhe, als ſuche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe ſchauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, ſprach er:

„Freiheit und Gleichheit! man findet ſie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne ſind nicht gleich, einer iſt größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen ſie vorgeſchriebenen, eiſernen Geſetzen — Sklaverei iſt im Himmel wie auf Erden.“

„Das iſt der Tower!“ rief plötzlich einer unſerer Reiſegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London, wie ein geſpenſtiſch dunkler Traum hervorſtieg.

2.

London.

Ich habe das Merkwürdigſte geſehen, was die Welt dem ſtaunenden Geiſte zeigen kann, ich habe es geſehen und ſtaune noch immer — noch immer ſtarrt in meinem Gedächtniſſe dieſer ſteinerne Wald von Häuſern und dazwiſchen der drängende Strom lebendiger Menſchengeſichter mit all ihren bunten Leidenſchaften, mit all ihrer grauenhaften Haſt der Liebe, des Hungers und des Haſſes — ich ſpreche von London.

Schickt einen Philoſophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philoſophen hin und ſtellt ihn an eine Ecke von Cheapſide, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten leipziger Meſſe; und wie die Menſchenwogen ihn umrauſchen, ſo wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufſteigen, der ewige Geiſt, der darüber ſchwebt, wird ihn anwehen, die verborgenſten Geheimniſſe der geſellſchaftlichen Ordnung werden ſich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsſchlag der Welt hörbar vernehmen und ſichtbar ſehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt iſt, die thätige, mächtige rechte Hand, ſo iſt jene Straße, die von der Börſe nach Downingſtreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber ſchickt keinen Poeten nach London! Dieſer baare Ernſt aller Dinge, dieſe koloſſale Einförmigkeit, dieſe maſchinenhafte Bewegung, dieſe Verdrießlichkeit der Freude ſelbſt, dieſes übertriebene London erdrückt die Phantaſie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutſchen Poeten hinſchicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erſcheinung ſtehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldſchmiedladen — o! dann geht es ihm erſt recht ſchlimm, und er wird von allen Seiten fortgeſchoben oder gar mit einem milden God damn! niedergeſtoßen. God damn! das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieſes Volk hat viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in ſeinem Lande theurer ſind als bei uns, dennoch beſſer gefüttert und beſſer gekleidet ſein als

wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, giebt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiße seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der einen Bilderladen angaffend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt. "God damn!"

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angaffte, war der Uebergang der Franzosen über die Beresina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntscheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sei ganz London so eine Beresinabrücke, wo jeder in wahnsinniger Angst, um sein Bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reuter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, einer über die Leiche des anderen, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemach, wie sabathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskuriren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vicelümpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeitänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Platze, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste

und ſah nichts als lauter kleine Häuſer. Aber eben die Gleichförmigkeit derſelben und ihre unabſehbare Menge imponirt ſo gewaltig.

Dieſe Häuſer von Ziegelſteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; ſie ſind alle von derſelben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenſter breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornſteinen geziert, die wie blutig ausgeriſſene Zähne ausſehen, dergeſtalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die ſie bilden, nur zwei unendlich lange kaſernenartige Häuſer zu ſein ſcheinen. Dieſes hat wohl ſeinen Grund in dem Umſtande, daß jede engliſche Familie, und beſtände ſie auch nur aus zwei Perſonen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Caſtell, bewohnen will, und reiche Spekulanten, ſolchem Bedürfniß entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin ſie die Häuſer einzeln wieder verhökern. In den Hauptſtraßen der City, demjenigen Theile Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwiſchen den neuen zerſtreut ſind, und wo auch die Vorderſeite der Häuſer mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief bis ans Dach bedeckt ſind: da iſt jene characteriſtiſche Einförmigkeit der Häuſer nicht ſo auffallend, um ſo weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beſchäftigt wird, durch den wunderbaren Anblick neuer und ſchöner Gegenſtände, die an den Fenſtern der Kaufläden ausgeſtellt ſind. Nicht bloß dieſe Gegenſtände ſelbſt machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Aſtrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns ſo finished und einladend entgegenglänzt: ſondern auch die Kunſt der Aufſtellung, Farbenkontraſt und Mannigfaltigkeit giebt den engliſchen Kaufläden einen eignen Reiz; ſelbſt die alltäglichſten Lebensbedürfniſſe erſcheinen in einem überraſchenden Zauberglanze, gewöhnliche Eßwaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, ſogar rohe Fiſche liegen ſo wohlgefällig appretirt, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleiſch liegt wie gemalt auf ſaubern, bunten Porzellantellerchen mit lachender Peterſilie umkränzt, ja Alles erſcheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch ſo beſcheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menſchen ſind nicht ſo heiter, wie auf dieſen holländiſchen Gemälden, mit den ernſthafteſten Geſichtern verkaufen ſie die luſtigſten Spielſachen, und Zuſchnitt und Farbe ihrer Kleidung iſt gleichförmig wie ihre Häuſer.

Auf der entgegengeſetzten Seite Londons, die man das Weſtende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beſchäftigte Welt lebt, iſt jene Einförmigkeit noch vorherrſchender; doch giebt es hier ganz lange, gar breite Straßen, wo alle Häuſer groß wie Paläſte, aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet ſind, außer daß man hier, wie an allen nicht

ganz ordinären Wohnhäusern Londons, die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sieht und auch au rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Ueberall starrt Reichthum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerfetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mohren, die an den Straßenecken stehen, und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastirt mit dem Uebermuthe des Reichthums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorübereilt, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein satter Gott, auf hohem Roß einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengesindel, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo Andere im höhnenden Ueberflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Thränen

ſein, womit du ſie erweichſt! Du vergifteſt dich mit deinen eignen Thränen. Wohl haſt du Recht, wenn du dich zu dem Laſter und dem Verbrechen geſellſt. Ausgeſtoßene Verbrecher tragen oft mehr Menſchlichkeit im Herzen, als jene kühlen untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Böſen erloſchen iſt, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laſter iſt nicht immer Laſter. Ich habe Weiber geſehen, auf deren Wangen das rothe Laſter gemalt war und in ihrem Herzen wohnte himmliſche Reinheit. Ich habe Weiber geſehen — ich wollt' ich ſähe ſie wieder! —

3.

Die Engländer.

Unter den Bogengängen der Londoner Börſe hat jede Nazion ihren angewieſenen Platz, und auf hochgeſteckten Täfelchen lieſt man die Namen: Ruſſen, Spanier, Schweden, Deutſche, Malteſer, Juden, Hanſeaten, Türken u. ſ. w. Vormals ſtand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name ſeiner Nazion geſchrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort ſuchen; die Menſchen ſind fortgerückt, wo einſt Spanier ſtanden, ſtehen jetzt Holländer, die Hanſeaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken ſucht, findet man jetzt Ruſſen, die Italiener ſtehen, wo einſt die Franzoſen geſtanden, ſogar die Deutſchen ſind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börſe, ſo auch in der übrigen Welt ſind die alten Täfelchen ſtehen geblieben, während die Menſchen darunter weggeſchoben worden und andere an ihre Stelle gekommen ſind, deren neue Köpfe ſehr ſchlecht paſſen zu der alten Aufſchrift. Die alten ſtereotypen Charakteriſtiken der Völker, wie wir ſolche in gelehrten Kompendien und Bierſchenken finden, können uns nichts mehr nutzen und nur zu troſtloſen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unſern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unſerer weſtlichen Nachbaren umgeſtalten ſahen, ſo können wir, ſeit Aufhebung der Continentalſperre, eine ähnliche Umwandlung jenſeits des Kanals wahrnehmen. Steife, ſchweigſame Engländer wallfahren ſchaarenweis nach Frankreich, um dort ſprechen und ſich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr ſieht man mit Erſtaunen, daß ihnen die Zunge gelöſt iſt, daß ſie nicht mehr wie ſonſt zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefſteak und Plumpudding zufrieden ſind. Ich ſelbſt habe einen ſolchen Engländer geſehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu ſeinem Blumenkohl verlangt hat, eine Ketzerei gegen die ſtrenge anglikaniſche Küche, worüber der Kellner faſt rücklings fiel, indem gewiß ſeit der römiſchen Invaſion der Blumenkohl in Eng-

land nie anders als in Waſſer abgekocht und ohne ſüße Zuthat verzehrt worden. Es war derſelbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie geſehen, ſich zu mir ſetzte und einen ſo zuvorkommend franzöſiſchen Discours anfing, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu geſtehen, wie ſehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend ſei, worauf er, ohne Lächeln, eben ſo freimüthig entgegnete, daß er mit mir ſpräche, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu üben.

Es iſt auffallend, wie die Franzoſen täglich nachdenklicher, tiefer und ernſter werden, in eben dem Maaße, wie die Engländer dahin ſtreben, ſich ein legeres, oberflächliches und heiteres Weſen anzueignen; wie im Leben ſelbſt, ſo auch in der Literatur. Die Londoner Preſſen ſind vollauf beſchäftigt mit faſhionablen Schriften, mit Romanen, die ſich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen oder daſſelbe abſpiegeln, wie z. B. Almalks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher letztere Roman die beſte Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländiſchen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, ſchwerfällige Leichtigkeit, ſaure Süßelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen Weſt-Londons herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die franzöſiſche Preſſe, jene ächte Repräſentantin des Geiſtes und Willens der Franzoſen! Wie ihr großer Kaiſer die Muße ſeiner Gefangenſchaft dazu anwandte, ſein Leben zu diktiren, uns die geheimſten Rathſchlüſſe ſeiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felſen von St. Helena in einen Lehrſtuhl der Geſchichte zu verwandeln, von deſſen Höhe die Zeitgenoſſen gerichtet und die ſpäteſten Enkel belehrt werden: ſo haben auch die Franzoſen ſelbſt angefangen, die Tage ihres Mißgeſchicks, die Zeit ihrer politiſchen Unthätigkeit ſo rühmlich als möglich zu benutzen; auch ſie ſchreiben die Geſchichte ihrer Thaten; jene Hände, die ſo lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem ſie zur Feder greifen, die ganze Nazion iſt gleichſam beſchäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt ſie meinem Rathe, ſo veranſtaltet ſie noch eine ganz beſondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübſch colorirten Abbildungen von der Einnahme der Baſtille, dem Tuilerienſturm u. drgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden ſuchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzoſen von ſich abſtreifen, ſo muß ich nachträglich bemerken, daß ein ſolches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerſtande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nazion, beſonders die Kaufleute in den Fabrikſtädten und faſt alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte ſagen Puritanismus, ſo daß dieſer gottſelige Theil des Volkes mit den weltlich geſinnten Vor-

nehmen auf dieſelbe Weiſe kontraſtirt, wie die Kavaliere und Stutzköpfe, die Walter Scott in ſeinen Romanen ſo wahrhaft ſchildert. Man erzeigt dem ſchottiſchen Barden zu viele Ehre, wenn man glaubt, ſein Genius habe die äußere Erſcheinung und innere Denkweiſe dieſer beiden Partheien der Geſchichte nachgeſchaffen, und es ſei ein Zeichen ſeiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht anthut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betſtuben von Liverpool oder Mancheſter, und dann in die faſhionablen Salons von West-London, ſo ſieht man deutlich, daß Walter Scott blos ſeine eigene Zeit abgeſchrieben und ganz heutige Geſtalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite ſelbſt als Schotte, durch Erziehung und Nazionalgeiſt, eine puritaniſche Denkweiſe eingeſogen hat, auf der andern Seite, als Tory, der ſich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich geſinnt ſein muß, und daher ſeine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfaſſen, und zugleich durch deren Gegenſatz neutraliſirt werden: ſo erklärt ſich ſehr leicht ſeine Unpartheilichkeit bei der Schilderung der Ariſtokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unpartheilichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitete, als dürften wir in ſeiner Geſchichte Napoleons eine eben ſo treue fair play-Schilderung der franzöſiſchen Revoluzionshelden von ihm erwarten.

Wer England aufmerkſam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritaniſche, in ihrer widerwärtigſten Blüthe, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihrem Zweikampf zu beobachten. Eine ſolche Gelegenheit gab ganz beſonders der famöſe Prozeß des Herrn Wakefield, eines luſtigen Kavaliers, der gleichſam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn Tourner, eines Liverpooler Kaufmanns, entführt, und zu Gretna Green, wo ein Schmied wohnt, der die ſtärkſten Feſſeln ſchmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängeriſche Sippſchaft, das ganze Volk der Auserleſenen Gottes, ſchrie Zeter über ſolche Verruchtheit, in den Betſtuben Liverpools erflehte man die Strafe des Himmels über Wakefield und ſeinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verſchlingen ſollte wie die Rotte des Kohrah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch ſicherer zu ſein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtsſälen Londons der Zorn des Kings-Bench, des Großkanzlers und ſelbſt des Oberhauſes auf die Entweiher des heiligſten Sakramentes herabplaidirt — während man in den faſhionablen Salons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu ſcherzen und zu lachen wußte. Am ergötzlichſten zeigte ſich mir dieſer Kontraſt beider Denkweiſen, als ich einſt in der großen Oper neben zwei dicken Mancheſternen Damen ſaß, die dieſen Verſammlungsort der vornehmen Welt zum Erſtenmale in ihrem Leben beſuchten, und den Abſcheu ihres Herzens nicht ſtark genug kund geben

konnten, als das Ballet begann, und die hochgeschürzten, schönen Tänzerinnen ihre üppiggraziösen Bewegungen zeigten, ihre lieben, langen, lasterhaften Beine ausstreckten, und plötzlich bachantisch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme stürzten; die warme Musik, die Urkleider von fleischfarbigem Tricot, die Naturalsprünge, Alles vereinigte sich, den armen Damen Angstschweiß auszupressen, ihre Busen errötheten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten sie beständig, und sie waren so sehr von Schrecken gelähmt, daß sie nicht einmal das Perspektiv vom Auge fortnehmen konnten, und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieser Situation sitzen blieben.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als solche sind sie einig und zusammen gehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Uebereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Ueberreichthum und Misere, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles dieses hängt so zusammen, daß wir uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

Ich glaube aber, so wird es uns überall gehen, sogar in solchen Landen, wovon wir noch seltsamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unsere Reiselust, unsere Begierde fremde Länder zu sehen, besonders wie wir solche im Knabenalter empfinden, entsteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraste, durch jene geistige Maskeradelust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und solchermaßen unsere besten Bekannten in die fremden Kostüme und Sitten vermummen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, so sind es die Damen unserer Vaterstadt, die schwarz angestrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unserer Vorstellung umhertanzen, während unsere jungen Schöngeister als Buschklepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpolländer, so sehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Gesichter, unsere Muhme fährt in ihrem Hundeschlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der

Bärenhaut und ſäuft ruhig ſeinen Morgenthran, die Frau Acciſe-Einnehmerin, die Frau Inſpektorin und die Frau Inſibulationsräthin hocken beiſammen und kauen Talglichter u. ſ. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, ſo ſehen wir bald, daß dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daß die Geſichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfniſſen paſſen, ja daß Pflanzen, Thiere, Menſchen und Land ein zuſammenſtimmendes Ganze bilden.

4.

THE LIFE OF NAPOLEON BUONAPARTE

BY

WALTER SCOTT.

Armer Walter Scott! Wäreſt du reich geweſen, du hätteſt jenes Buch nicht geſchrieben, und wäreſt kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Conſtable'ſchen Maſſe kamen zuſammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahiren und Dividiren ſchüttelten ſie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb nichts übrig als Lorbeeren und Schulden. Da geſchah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte ſich auch einmal im Heroismus verſuchen, er entſchloß ſich zu einer Cessio bonorum, der Lorbeer des großen Unbekannten wurde taxirt, um große bekannte Schulden zu decken — und ſo entſtand, in hungriger Geſchwindigkeit, in bankrotter Begeiſterung, das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfniſſen des neugierigen Publikums im Allgemeinen, und des engliſchen Miniſteriums insbeſondere, gut bezahlt werden ſollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr ſämmtlichen Philiſter des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämertugend, die Alles aufopfert, um die Wechſel am Verfalltage einzulöſen — nur mir muthet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltſam! der todte Kaiſer iſt im Grabe noch das Verderben der Briten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter ſeinen Lorbeer verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man mag ſagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker ſeiner Romane mäkelten an ſeiner Größe und warfen ihm vor: er dehne | zu ſehr ins Breite, er gehe zu ſehr ins Detail, er ſchaffe ſeine großen | durch Zuſammenſetzung einer Menge von kleinen Zügen, er b | [illegible], um die ſtarken Effekte hervorzubring | [illegible] hierin einem Millionär, der |

liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groſchen und Pfennigen herbeifahren muß, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, ſobald man ſich über ſolche Unart und das mühſame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, ſo gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe ſie doch, und er ſei im Grunde eben ſo zahlfähig, und auch wohl eben ſo reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe ſogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem jener ſich auf dem großen Gemüſemarkte, mit ſeinen großen Goldbarren, die dort keinen Cours haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groſchen und Pfennige geboten werden. Mit dieſem populären Reichthume des britiſchen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, deſſen Münze ſo courant war, daß die Herzogin und die Schneidersfrau ſie mit gleichem Intereſſe annahmen, er iſt jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schickſal mahnt an die Sage von den Berg-Elfen, die neckiſch wohlthätig, den armen Leuten Geld ſchenken, das hübſch blank und gedeihlich bleibt, ſo lange ſie es gut anwenden, das ſich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, ſobald ſie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scotts neue Zufuhr, und ſiehe da! ſtatt der blitzenden, lachenden Gröſchlein finden wir nichts als Staub und wieder Staub. Ihn beſtraften die Berg-Elfen des Parnaſſus, die Muſen, die, wie alle edelſinnigen Weiber, leidenſchaftliche Napoleoniſtinnen ſind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verliehenen Geiſtesſchätze.

Werth und Tendenz des Scottiſchen Werks ſind in allen Zeitſchriften Europas beleuchtet worden. Nicht blos die erbitterten Franzoſen, ſondern auch die beſtürzten Landsleute des Verfaſſers haben das Verdammungsurtheil ausgeſprochen. In dieſen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutſchen einſtimmen; mit ſchwerverhaltenem Feuereifer ſprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten ſich die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und der Rezenſent, der jene kalte Ruhe um ſo wohlfeiler erſchwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches ſein muß, charakteriſirt daſſelbe mit den trefflichen Worten:

„In dieſer Erzählung iſt weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unſicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erſcheint in ſeiner beſtimmten Eigenheit, nirgends werden die ſpringenden Punkte ſichtbar, kein Ereigniß wird deutlich, keines tritt in ſeiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung iſt nur äußerlich, Gehalte und Bedeutung kaum geahnet. In ſolcher Darſtellung muß alles Licht der Geſchichte erlöſchen, und ſie ſelbſt wird zum, nicht

wunderbaren, ſondern gemeinen Mährchen. Die Ueberlegungen und Betrachtungen, welche ſich öfters dem Vortrag einſchieben, ſind von einer entſprechenden Art. Solch dünnlicher philoſophiſcher Bereitung iſt unſere Leſewelt längſt entwachſen. Der dürftige Zuſchnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgends aus. — —"

Dergleichen und noch ſchlimmere Dinge, die der ſcharfſinnige Berliner Rezenſent, Varnhagen von Enſe, ausſpricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir ſind alle Menſchen, und der beſte von uns kann einmal ein ſchlechtes Buch ſchreiben. Man ſagt alsdann, es ſei unter aller Kritik, und die Sache iſt abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in dieſem neuen Werke nicht einmal Scotts ſchönen Styl wiederfinden. In die farbloſe, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingeſtreut, vergebens ſollen glänzende Läppchen aus den Poeten die proſaiſche Blöße bedecken, vergebens wird die ganze Arche Noä geplündert, um beſtialiſche Vergleichungen zu liefern, vergebens wird ſogar das Wort Gottes citirt, um die dummen Gedanken zu überſchilden. Noch verwunderlicher iſt es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, ſein angebornes Talent der Geſtaltenzeichnung auszuüben, und den äußeren Napoleon aufzufaſſen. Walter Scott lernte nichts aus jenen ſchönen Bildern, die den Kaiſer in der Umgebung ſeiner Generale und Staatsleute darſtellen, während doch jeder, der ſie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragiſchen Ruhe und antiken Gemeſſenheit jener Geſichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgeſichter ſo ſchauerlich erhaben contraſtiren, und etwas herabgeſtiegen Göttliches beurkunden. Konnte aber der ſchottiſche Dichter nicht die Geſtalt, ſo konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaiſers begreifen, und gern verzeih ich ihm auch die Läſterung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen, daß er ſeinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheoſe deſſelben ſo ſehr in Andacht geräth, daß er, der doch ſo ſtark in Viehbildern iſt, nicht weiß, womit er ihn vergleichen ſoll.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ihm die Gehaltloſigkeit, Irrthümer, Läſterungen und Dummheiten ſeines Buches, verzeih ich ihm ſogar die lange Weile, die es mir verurſacht — ſo darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz deſſelben verzeihen. Dieſe iſt nichts Geringeres als die Exculpation des engliſchen Miniſteriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In dieſem Gerichtshandel zwiſchen dem engliſchen Miniſterium und der öffentlichen Meinung," wie der Berliner Rez. ſich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter," er verbindet Advokatenkniffe mit ſeinem poetiſchen Talente, um den Thatbeſtand und die Geſchichte zu verdrehen,

und ſeine Clienten, die zugleich ſeine Patrone ſind, dürften ihm wohl, außer ſeinen Sporteln, noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiſer blos ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es iſt ein rechtes Schottenſtück, ein ächt ſchottiſches Nazionalſtückchen, und man ſieht, daß ſchottiſcher Geiz noch immer der alte, ſchmutzige Geiſt iſt, und ſich nicht ſonderlich verändert hat ſeit den Tagen von Naſeby, wo die Schotten ihren eigenen König, der ſich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pf. St. an ſeine engliſchen Henker verkauft haben. Jener König iſt derſelbe Karl Stuart, den jetzt Caledonias Barden ſo herrlich beſingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und beſingt.

Das engliſche Miniſterium hat ſeinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöffnet, und dieſer hat, im neunten Bande ſeines Werks, die Aktenſtücke, die ein günſtiges Licht auf ſeine Parthei und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewiſſenhaft benutzt. Deshalb gewinnt dieſer neunte Band, bei aller ſeiner äſthetiſchen Werthloſigkeit, worin er den vorhergehenden Bänden nichts nachgiebt, dennoch ein gewiſſes Intereſſe: man erwartet bedeutende Aktenſtücke, und da man deren keine findet, ſo iſt das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunſten der engliſchen Miniſter ſprechen — und dieſer negative Inhalt des Buches iſt ein wichtiges Reſultat.

Alle Ausbeute, die das engliſche Archiv liefert, beſchränkt ſich auf einige glaubwürdige Communicationen des edlen Sir Hudſon Lowe und deſſen Myrmidonen und einige Ausſagen des General Gourgaud, der, wenn ſolche wirklich von ihm gemacht worden, als ein ſchamloſer Verräther ſeines kaiſerlichen Herrn und Wohlthäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Factum dieſer Ausſagen nicht unterſuchen, es ſcheint ſogar wahr zu ſein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statiſten der großen Tragödie, conſtatirt hat: aber ich ſehe nicht ein, was im günſtigſten Falle dadurch bewieſen wird, außer daß Sir Hudſon Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hülfsmitteln ſolcher Art und erbärmlichen Suggeſtionen behandelt Walter Scott die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleons, und bemüht ſich, uns zu überzeugen: daß der Exkaiſer — ſo nennt ihn der Exdichter — nichts Klügeres thun konnte, als ſich den Engländern zu übergeben, obgleich er ſeine Abführung nach St. Helena voraus wiſſen mußte, daß er dort ganz ſcharmant behandelt worden, indem er vollauf zu eſſen und zu trinken hatte, und daß er endlich, friſch und geſund, und als ein guter Chriſt, an einem Magenkrebſe, geſtorben.

Walter Scott, indem er ſolchermaßen den Kaiſer vorausſehen läßt, wie weit ſich die Generoſität der Engländer erſtrecken würde, nämlich bis St. He-

lena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf: die tragiſche Erhabenheit ſeines Unglücks habe ihn ſelbſt ſo gewaltig begeiſtert, daß er civiliſirte Engländer für perſiſche Barbaren und die Beefſteakküche von St. James für den Herd eines großen Königs anſah — und eine heroiſche Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiſer zu dem größten Dichter, der jemals auf dieſer Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernſthaft inſinuirt, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die ſeine Leiden auf St. Helena berichten, ſämmtlich von ihm ſelbſt dictirt worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieſer Theil des Walter Scott'ſchen Buches, ſo wie überhaupt die Schriften ſelbſt, wovon er hier ſpricht, abſonderlich die Memoiren von O'Meara, auch die Erzählung des Capitain Maitland, mich zuweilen an die poſſenhafteſte Geſchichte von der Welt erinnert, ſo daß der ſchmerzlichſte Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Lachluſt übergehen will. Dieſe Geſchichte iſt aber keine andere als „die Schickſale des Lemuel Guilliver," ein Buch, worüber ich einſt als Knabe ſo viel gelacht, und worin gar ergötzlich zu leſen iſt: wie die kleinen Lilliputaner nicht wiſſen, was ſie mit dem großen Gefangenen anfangen ſollen, wie ſie tauſendweiſe an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härchen feſt binden, wie ſie mit großen Anſtalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie ſie über die Menge Lebensmittel klagen, die ſie ihm täglich verabreichen müſſen, wie ſie ihn im Staatsrath anſchwärzen und beſtändig jammern, daß er dem Lande zu viel koſte, wie ſie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da ſein Leichnam eine Peſt hervorbringen könne, wie ſie ſich endlich zur glorreichſten Großmuth entſchließen und ihm ſeinen Titel laſſen, und nur ſeine Augen ausſtechen wollen u. ſ. w. Wahrlich, überall iſt Lilliput, wo ein großer Menſch unter kleine Menſchen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichſte Weiſe ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausſtehen; aber hätte der Dechant Swift in unſerer Zeit ſein Buch geſchrieben, ſo würde man in deſſen ſcharfgeſchliffenem Spiegel nur die Gefangenſchaftsgeſchichte des Kaiſers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Geſichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Mährchens von St. Helena iſt anders, der Kaiſer ſtirbt an einem Magenkrebs, und Walter Scott verſichert uns, das ſei die alleinige Urſache ſeines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widerſprechen. Die Sache iſt nicht unmöglich. Es iſt möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank geſpannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß ſtirbt. Aber die böſe Welt wird ſagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böſe Welt hat ſich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieſer gute Mann, der ſonſt ſo

bibelfeſt iſt, und gern das Evangelium citirt, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orcane, der beim Tode Napoleons ausbrach, nichts anders ſieht als ein Ereigniß, das auch beim Tode Cromwells ſtatt fand: ſo hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleons als die entſetzlichſte Unthat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den Advocatum Diaboli, die Heiligſprechung des todten Kaiſers ſtrömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäiſchen Vaterlandes verachten ſeine kleinen Henker und den großen Barden, der ſich zu ihrem Complizen geſungen, die Muſen werden beſſere Sänger zur Feier ihres Lieblings begeiſtern, und wenn einſt Menſchen verſtummen, ſo ſprechen die Steine, und der Martyrfelſen St. Helena ragt ſchauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Jahrtauſenden ſeine ungeheure Geſchichte.

5.

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt ſich gleich ein großes, ſchwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Palaſt des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Criminalgefängniß, und da ſieht man nur eine hohe Wand von wetterſchwarzen Quadern, worin zwei Niſchen mit eben ſo ſchwarzen allegoriſchen Figuren, und, wenn ich nicht irre, ſtellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen iſt, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes iſt der Altar dieſer Göttin, nämlich das Fenſter, wo das Galgengerüſt zu ſtehen kommt, und endlich rechts befindet ſich der Criminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Seſſionen gehalten werden. Hier iſt ein Thor, das gleich den Pforten der Dante'ſchen Hölle die Inſchrift tragen ſollte:

Per me si va ne la città dolente,
Per me si va ne l'eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieſes Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abſchaum des Pöbels verſammelt iſt, um die Verbrecher durchpaſſiren zu ſehen; auch ſtehen hier Freunde und Feinde derſelben, Verwandte, Bettelkinder, Blödſinnige, beſonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einſicht als Richter und Jury, trotz all' ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der

Gerichtsthüre eine alte Frau geſehen, die im Kreiſe ihrer Gevatterinnen den armen ſchwarzen William beſſer vertheidigte, als drinnen im Saale deſſen grundgelehrter Advokat — wie ſie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwiſchte, ſchien auch Williams ganze Schuld vertilgt zu ſein.

Im Gerichtsſaale ſelbſt, der nicht beſonders groß, iſt unten, vor der ſogenannten Bar (Schranken) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben, an beiden Seiten, ſehr geräumige Gallerien mit erhöheten Bänken, wo die Zuſchauer, Kopf über Kopf, geſtapelt ſtehen.

Als ich Old Bailey beſuchte, fand auch ich Platz auf einer ſolchen Gallerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratificazion eines Shillings erſchloſſen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury ſich erhob, um zu urtheilen: ob der ſchwarze William des angeklagten Verbrechens ſchuldig oder nicht ſchuldig ſei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen Londons, ſitzen die Richter in blauſchwarzer Toga, die hellviolett gefüttert iſt, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perücke, womit oft die ſchwarzen Augenbraunen und ſchwarzen Backenbärte gar drollig contraſtiren. Sie ſitzen an einem langen grünen Tiſche, auf erhabenen Stühlen, am oberſten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchſtaben eine Bibelſtelle, die vor ungerechtem Richterſpruch warnt, eingegraben ſteht. An beiden Seiten ſind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber iſt der Platz der Angeklagten; dieſe ſitzen nicht auf einem Armeſünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, ſondern aufrecht ſtehen ſie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein ſchmalgebogenes Thor ausgeſchnitten iſt. Es ſoll dabei ein künſtlicher Spiegel angebracht ſein, wodurch der Richter im Stande iſt, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor letzteren, um ihre Nerven zu ſtärken, und das mag zuweilen nöthig ſein, wo man angeklagt ſteht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tiſche der Richter ſah ich dergleichen grüne Kräuter und ſogar eine Roſe liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieſer Roſe hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Roſe, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem ſchrecklichen Richtertiſche von Old Bailey. Es war im Saale ſo ſchwül und dumpfig. Es ſchaute Alles ſo unheimlich mürriſch, ſo wahnſinnig ernſt. Die Menſchen ſahen aus als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Geſichter. Hörbar klirrten die eiſernen Wagſchaalen über dem Haupte des armen ſchwarzen Williams.

Auch auf der Gallerie bildete ſich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunſenem Geſicht die kleinen Aeuglein wie Glühwürmchen hervor-

glimmten, machte die Bemerkung, daß der ſchwarze William ein ſehr hübſcher Burſche ſei. Indeſſen ihre Nachbarin, eine zarte, piepſende Seele, in einem Körper von ſchlechtem Poſtpapier, behauptete: Er trüge das ſchwarze Haar zu lang und zottig, und blitze mit den Augen wie Herr Kean im Othello — „dagegen," fuhr ſie fort, „iſt doch der Thomſon ein ganz anderer Menſch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er iſt ein ſehr geſchickter Menſch, er bläſ't ein Bischen die Flöte, er malt ein Bischen, er ſpricht ein Bischen Franzöſiſch" — „Und ſtiehlt ein Bischen" fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was ſtehlen," verſetzte die dünne Nachbarin, „das iſt doch nicht ſo barbariſch wie Fälſchung; denn ein Dieb, es ſei denn er habe ein Schaf geſtohlen, wird nach Botany Bay transportirt, während der Böſewicht, der eine Handſchrift verfälſcht hat, ohne Gnad und Barmherzigkeit gehenkt wird." „Ohne Gnad und Barmherzigkeit!" ſeufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten ſchwarzen Rock, „Hängen! kein Menſch hat das Recht einen andern umbringen zu laſſen, am allerwenigſten ſollten Chriſten ein Todesurtheil fällen, da ſie doch daran denken ſollten, daß der Stifter ihrer Religion, unſer Herr und Heiland, unſchuldig verurtheilt und hingerichtet worden!" „Ei was," rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn ſo ein Fälſcher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann ſeines Vermögens ſicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthins Lane, oder unſer Freund Herr Scott, deſſen Handſchrift ſo täuſchend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch ſein Vermögen ſo ſauer erworben, und man ſagt ſogar, er ſei dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf ſich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: ich gebe Dir einen Sixpens, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmſt, wir geben Dir einen Shilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willſt" — „Kurios!" fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es iſt doch kurios, daß der ſchwarze William und der Thomſon früherhin die beſten Spießgeſellen geweſen ſind, und zuſammen gewohnt und gegeſſen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomſon ſeinen alten Freund der Fälſchung anklagt! Warum iſt aber die Schweſter von Thomſon nicht hier, da ſie doch ſonſt ihrem ſüßen William überall nachgelaufen?" Ein junges ſchönes Frauenzimmer, über deſſen holdem Geſicht eine dunkle Betrübniß verbreitet lag, wie ein ſchwarzer Flor über einen blühenden Roſenſtrauch, flüſterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geſchichte, wovon ich nur ſo viel verſtand, daß ihre Freundin, die ſchöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geſchlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt ſie doch nicht die ſchöne Mary!" brummte verdrießlich die dicke Dame, „viel zu mager, ſie iſt viel zu mager, als daß man ſie ſchön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird —"

In dieſem Augenblick erſchienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälſchung ſchuldig ſei. Als man hierauf den ſchwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomſon.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einſt ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er dieſe zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinuntergeſtoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabſank, ſchaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er ſank, deſto entſetzlicher und immer entſetzlicher wurde ſein Blick — Und es muß ein ſchlimmer Blick geweſen ſein: denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in ſeine Wangen, und er heißt ſeitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomſon.

6.

Das neue Miniſterium.

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philoſophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüſternder Stimme, viele wichtige Aufſchlüſſe über den Urſprung des Uebels gegeben hat. Wie mancher andere ſeiner Collegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Hiſtoriſches annehmen müſſe. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer ſolchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umſtand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erſchaffen habe.

„Du haſt gut reden," antwortete der Philoſoph, „der liebe Gott war ſehr knapp bei Caſſa, als er die Welt erſchuf. Er mußte das Geld dazu beim Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verſchreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch ſchuldig iſt, ſo darf er ihm auch aus Delikateſſe nicht verwehren, ſich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu ſtiften. Der Teufel aber iſt ſeinerſeits wieder ſehr ſtark dabei intereſſirt, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich ſeine Hypothek verloren gehe; er hütet ſich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm iſt, und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels ſeine geheime Garantie hat, geht oft ſo weit, daß er ihm die ganze Herrſchaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Miniſterium zu bilden. Dann geſchieht, was ſich von ſelbſt verſteht, Samiel erhält das Commando der hölliſchen Heerſchaaren, Beelzebub wird

Kanzler, Vizliputzli wird Staatssekretair, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. ſ. w. Dieſe Verbündeten wirthſchaften dann in ihrer Weiſe, und indem ſie trotz des böſen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen ſind, das Heil der Welt zu befördern, entſchädigen ſie ſich für dieſen Zwang dadurch, daß ſie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigſten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngſthin ſo arg, daß Gott im Himmel ſolche Greuel nicht länger anſehen konnte, und einem Engel den Auftrag gab ein neues Miniſterium zu bilden. Dieſer ſammelte nun um ſich her alle guten Geiſter. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die böſen Geiſter entwichen. Aber ſie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoos, heimlich wirken ſie gegen alles Gute, ſie vergiften die neuen Heilquellen, ſie zerknicken hämiſch jede Roſenknospe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerſtören ſie den Baum des Lebens, chaotiſches Verderben droht Alles zu verſchlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrſchaft übergeben müſſen, damit ſie, ſei es auch durch die ſchlechteſten Mittel, wenigſtens erhalten werde. Siehſt du, das iſt die ſchlimme Nachwirkung einer Schuld.“

Dieſe Mittheilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen engliſchen Miniſterwechſel. Erliegen müſſen die Freunde Cannings, die ich die guten Geiſter Englands nenne, weil ihre Gegner deſſen Teufel ſind; dieſe, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeſchrei. Schelte mir keiner den armen Georg, er mußte den Umſtänden nachgeben. Man kann nicht läugnen, daß nach Cannings Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die ſie deshalb zu ergreifen hatten, beſtändig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit ſeiner Krone, als das Wichtigſte erſcheint, mußte daher den Tories ſelbſt wieder die Verwaltung des Staates überlaſſen. — Und, O! ſie werden jetzt wieder, nach wie vor, alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hineinverwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brod ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der anderen Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſein.

Die Quelle jener Uebel iſt die Schuld, the national debt, oder wie Cobbet ſagt, the kings debt. Cobbet bemerkt nemlich mit Recht: während man allen Inſtituten den Namen des Königs voranſetzt, z. B. the kings army,

the kings navy, the kings courts, the kings prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Inſtitutionen hervorging, niemals the kings debt genannt, und ſie iſt das Einzige, wobei man der Nazion die Ehre erzeigt, etwas nach ihr zu benennen.

Der Uebel größtes iſt die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der engliſche Staat ſich erhält, und daß ſogar deſſen ärgſte Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber ſie bewirkt auch, daß ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um ſeine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungsſorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bei ſtarkverſchuldeten Menſchen zu geſchehen pflegt, zur ſtumpfſten Reſignazion niedergedrückt iſt, und ſich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben ſo viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen.

7.

Die Schuld.

Als ich noch ſehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich intereſſirten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderſt, unter dem Artikel „Großbritannien," ſuchte ich gleich: ob Richard Martin keine neue Bittſchrift für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Eſel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt," ſuchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundestag für die großherzoglich heſſiſchen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her, und durchlas das lange Conſtantinopel, um nur zu ſehen, ob nicht wieder ein Großvezier mit der ſeidenen Schnur beehrt worden.

Dieſes letztere gab mir immer den meiſten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot ſeinen Diener ohne Umſtände erdroſſeln läßt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einſt in der Menagerie, wie der König der Thiere ſo ſehr in majeſtätiſchen Zorn gerieth, daß er gewiß manchen unſchuldigen Zuſchauer zerriſſen hätte, wäre er nicht in einer ſichern Conſtitution, die aus eiſernen Stangen verfertigt war, eingeſperrt geweſen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umſtand, daß nach der Erdroſſelung des alten Herrn Großveziers ſich immer wieder Jemand fand, der Luſt hatte, Großvezier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren Freunden, den Türken, beſchäftige, ergreift mich ein analoges Erſtaunen, wenn ich ſehe, wie nach dem Abgang eines engliſchen

Premier-Miniſters gleich ein anderer ſich an deſſen Stelle drängt, und dieſer Andere immer ein Mann iſt, der auch ohne dieſes Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) nichts weniger als ein Dummkopf iſt. Schrecklicher als durch die ſeidene Schnur endigen ja alle engliſchen Miniſter, die länger als ein Semeſter dieſes ſchwere Amt verwaltet. Beſonders iſt dieſes der Fall ſeit der franzöſiſchen Revoluzion; Sorge und Noth haben ſich vermehrt in Downingſtreet, und die Laſt der Geſchäfte iſt kaum zu ertragen.

Einſt waren die Verhältniſſe in der Welt weit einfacher, und die ſinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Miniſter mit deſſen Steuermann. Jetzt aber iſt Alles complicirter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsſchiff iſt ein Dampfboot geworden, und der Miniſter hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, ſondern als verantwortlicher Engineer ſteht er unten zwiſchen dem ungeheuren Maſchinenwerk, unterſucht ängſtlich jedes Eiſenſtiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entſtehen könnte, ſchaut Tag und Nacht in die lodernde Feuer-Eſſe, und ſchwitzt vor Hitze und Sorge — ſintemalen durch das geringſte Verſehen von ſeiner Seite der große Keſſel zerſpringen, und bei dieſer Gelegenheit Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitän und die Paſſagiere ergehen ſich unterdeſſen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmaſt, und wer das Boot ſo ruhig dahin ſchwimmen ſieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maſchinerie und welche Sorge und Noth in ſeinem Bauche verborgen iſt.

Frühzeitigen Todes ſinken ſie dahin, die armen verantwortlichen Engineers des engliſchen Staatsſchiffes. Rührend iſt der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Percival wäre an der gewöhnlichen Miniſterkrankheit geſtorben, wenn nicht ein Dolchſtoß ihn ſchneller abgefertigt hätte. Dieſe Miniſterkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Caſtlereagh ſo zur Verzweiflung brachte, daß er ſich die Kehle abſchnitt zu North-Cray in der Grafſchaft Kent. Lord Liverpool ſank auf gleiche Weiſe in den Tod des Blödſinns. Canning, den göttergleichen Canning, ſahen wir vergiftet von hochtorieſchen Verläumdungen, gleich einem kranken Atlas, unter ſeiner Weltbürde niederſinken. Einer nach dem andern werden ſie eingeſcharrt in Weſtminſter, die armen Miniſter, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müſſen, während dieſe, gedankenlos und wohlbeleibt, dahinleben bis ins höchſte Menſchenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Miniſter Tag und Nacht im Gehirne wühlt und ſie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben ſo wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. ſ. w. gehören zwar zu den Vorzügen des Menſchen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber ſie ſind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menſchheit, und wie ſie

den Einzelnen zu Grunde richten, ſo bringen ſie auch ganze Geſchlechter ins Verderben, und ſie ſcheinen das alte Fatum zu erſetzen in den Nationaltragödien unſerer Zeit. England kann dieſem Fatum nicht entgehen, ſeine Miniſter ſehen die Schreckniſſe herannahen und ſterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preußiſcher Oberlandescalculator oder Mitglied des Geniecorps, ſo würde ich, in gewohnter Weiſe, die ganze Summe der engliſchen Schuld in Silbergroſchen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichsſtraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geſchäft überlaſſen, ſeine Schulden aufzuzählen und die daraus entſtehende Miniſternoth herauszuberechnen. Dazu taugt Niemand beſſer als der alte Cobbet, und aus der letzten Nummer ſeines Regiſters liefere ich folgende Erörterungen.

„Der Zuſtand der Dinge iſt folgender:

1) Dieſe Regierung, oder vielmehr dieſe Ariſtokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wollt, dieſe Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür ſie viele Siege, ſowohl Land- als Seeſiege, gekauft hat — eine Menge Siege, von jeder Sorte und Größe.

2) Indeſſen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlaſſung und zu welchem Zwecke man die Siege gekauft hat: die Veranlaſſung (occasion) war die franzöſiſche Revoluzion, die alle ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten niedergeriſſen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrſcheinlich ein ähnliches Niederreißen aller ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beiſpiel der Franzoſen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig, die Franzoſen anzugreifen, ſie in ihren Fortſchritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freiheit zu gefährden, ſie zu verzweifelten Handlungen zu treiben, und endlich die Revoluzion zu einem ſolchen Schreckbilde, zu einer ſolchen Völkerſcheuche zu machen, daß man ſich unter dem Namen der Freiheit nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorſtellen, und das engliſche Volk, in der Begeiſterung ſeines Schreckens, dahin gebracht würde, ſich ſogar ordentlich zu verlieben in jene greuelhaft-despotiſche Regierung, die einſt in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabſcheute, ſeit den Tagen Alfreds des Großen bisherab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorſätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verſchiedener fremder Nazionen; dieſe Nazionen wurden daher mit engliſchem Gelde unterſtützt (subsidized); franzöſiſche Emigranten wurden mit engliſchem Gelde

unterhalten; kurz, man führte einen zwei und zwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das ſich gegen ariſtokratiſche Vorrechte und geiſtliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unſere Regierung alſo erhielt „unzählige Siege" über die Franzoſen, die, wie es ſcheint, immer geſchlagen worden; aber dieſe unſere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. ſie wurden erfochten von Miethlingen, die wir für Geld dazu gedungen hatten, und wir hatten in unſerem Solde zu einer und derſelben Zeit ganze Schaaren von Franzoſen, Holländern, Schweizern, Italienern, Ruſſen, Oeſtreichern, Bayern, Heſſen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugieſen, Neapolitanern, Malteſern, und Gott weiß! wie viele Nazionen noch außerdem.

6) Durch ſolches Suchen fremder Dienſte und durch Benutzung unſerer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir ſo viele Siege über die Franzoſen, welche arme Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls dergleichen einzuhandeln, ſo daß wir endlich ihre Revoluzion überwältigten, die Ariſtokratie bei ihnen bis zu einer gewiſſen Stufe wiederherſtellten, jedoch um Alles in der Welt Willen die geiſtlichen Zehnten nicht ebenfalls reſtauriren konnten.

7) Nachdem wir dieſe große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unſere Regierung ein brüllendes Siegesgeſchrei, wobei ſie ihre Lunge nicht wenig anſtrengte, und auch lautmöglichſt unterſtützt wurde von jeder Creatur in dieſem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taxen lebte.

8) Beinahe ganze zwei Jahre dauerte der überſchwengliche Freudenrauſch bei dieſer damals ſo glücklichen Nazion; zur Feier jener Siege drängten ſich Jubelfeſte, Volksſpiele, Triumphbogen, Luſtkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine viertel Million Pfund Sterlinge koſteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einſtimmig eine ungeheuere Summe (ich glaube drei Millionen Pfund Sterling) um Triumphbögen, Denkſäulen und andere Monumente zu errichten, und damit die glorreichen Ereigniſſe des Krieges zu verewigen.

9) Beſtändig, ſeit dieſer Zeit, hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derſelben Perſonen zu leben, die unſere Angelegenheiten in beſagtem glorreichem Kriege geführt hatten.

10) Beſtändig, ſeit dieſer Zeit, lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daß dieſes noch jetzt der Fall iſt, ungeachtet unſerer kleinen zwiſchenſpieligen Rauferei mit den Türken; und daher ſollte man denken: es könne keine Urſache in der Welt geben, weshalb wir jetzt nicht glücklich ſein ſollten: wir haben ja Frieden, unſer Boden bringt reichlich ſeine Früchte, und, wie die Weltweiſen und Geſetzgeber unſerer Zeit eingeſtehen, wir ſind die allererleuchtetſte Nazion auf der ganzen Erde. Wir

haben wirklich überall Schulen, um die heranwachsende Generazion zu unterrichten; wir haben nicht allein einen Rector oder Vicar, oder Curaten in jedem Kirchsprengel des Königreichs, sondern wir haben in jedem dieser Kirchsprengel vielleicht noch sechs Religionslehrer, wovon jeder von einer andern Sorte ist als seine vier Collegen, dergestalt, daß unser Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art versorgt ist, kein Mensch dieses glücklichen Landes im Zustande der Unwissenheit leben wird, — und daher unser Erstaunen um so größer sein muß, wie irgend Jemand, der ein Premier-Minister dieses glücklichen Landes werden soll, dieses Amt als eine so schwere und schwierige Last ansieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und das ist ein wahres Unglück: wir haben nemlich einige Siege gekauft — sie waren herrlich — es war ein gutes Geschäft — sie waren drei oder viermal so viel werth als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu sagen pflegt, wenn sie vom Markte nach Hause kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu so billigem Preise mit einer so großen Porzion Ruhm zu versehen.

12) Aber, ich gestehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir diese Siege gekauft, als wir dieser Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weise wieder los werden können, eben so wenig wie ein Mann seines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, sich die holde Bescheerung aufzuladen.

13) Daher geschieht's, daß jeder Minister, der unsere Angelegenheiten übernimmt, auch sorgen muß für die Bezahlung unserer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu sorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgten, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Capital und Zinsen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinsen muß er, leider Gottes! ganz bestimmt sorgen; und diese Zinsen, zusammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unseren Siegen herrühren, sind so bedeutend, daß ein Mensch ziemlich starke Nerven haben muß, wenn er das Geschäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieser Summe zu sorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben, Siege einzuhandeln, und uns allzureichlich mit Ruhm zu versorgen, trugen wir schon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zusammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch nichts von jener Last hatten, die unter dem Namen dead weight uns jetzt aufgebürdet ist, und ganz aus unserm Durst nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer dieſem Gelde, das von Creditoren geborgt worden, die es freiwillig hergaben, hat unſere Regierung, aus Durſt nach Siegen, auch indirect bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. ſie ſteigerte die gewöhnlichen Taxen bis auf eine ſolche Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daß ſich die Anzahl der Armen und Armengelder erſtaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder ſtiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichſam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt ſich alſo wieder eine Schuld von ſechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen Schulden, die unſere Paſſion für Ruhm und der Einkauf unſerer Siege verurſacht hat.

18) The dead weight beſteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Penſionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienſte, welche jene Männer beim Erlangen unſerer Siege geleiſtet haben, oder geleiſtet haben ſollen.

19) Das Capital der Schuld, welche dieſe Regierung contrahirt hat, um ſich Siege zu verſchaffen, beſteht ungefähr in folgenden Summen:

	Pf. Sterling.
Hinzugekommene Summe zu der Nazionalſchuld	800,000,000.
Hinzugekommene Summe zur eigentlichen Armengelder-Schuld	150,000,000.
Dead weight als Capital einer Schuld berechnet	175,000,000.
	Pf. St. 1125,000,000.

d. h. Eilfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Prozent iſt der Betrag jener jährlichen ſechsundfünfzig Millionen; ja, dieſes iſt ohngefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armengelder-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt iſt, indem ſie das Land gleich direct in den verſchiedenen Kirchſpielen bezahlt. Will man daher jene ſechs Millionen von den ſechsundvierzig Millionen abziehen, ſo ergiebt ſich, daß die Staatsſchuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Uebrige verſchlingen.

20) Indeſſen, die Armengelder ſind eben ſo eine Schuld wie die Schuld der Staatsſchuldgläubiger, und augenſcheinlich aus derſelben Quelle entſprungen. Von der ſchrecklichen Laſt der Taxen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gedrückt, aber Jeder, außer den Armen, wußte dieſe Laſt mehr oder weniger von ſeinen Schultern abzuwälzen, und ſie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und dieſe verloren ihre Bierfäſſer, ihre kupfernen Keſſel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und ſelbſt ihr Handwerksgeräthe, ſie verloren

ihre Kleider, und mußten ſich in Lumpen hüllen, ſie verloren das Fleiſch von ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter aufs Aeußerſte getrieben werden, und von dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengeldern. Dieſe ſind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Intereſſen dieſer Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn dieſes geſchieht, würden die Perſonen, die ſolche zu fordern haben, in Maſſe herbeikommen, und ſich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieſes iſt alſo eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen andern Schulden geſtatten.

21) Es iſt alſo nicht nöthig, ſich ſehr zu wundern, wenn man die Noth Derjenigen ſieht, die ſolche Geſchäfte übernehmen! Es iſt zu verwundern, daß ſich überhaupt Jemand zu einer ſolchen Uebernahme verſteht, wenn ihm nicht anheimgeſtellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Syſtems vorzunehmen.

22) Hier giebts keine Möglichkeit der Aushülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzuſetzen ſucht; um ſolches Herabſetzen der Schuld, ſolche Reduction dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daß ſie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menſchen in und um London dadurch vor Hunger ſterben müſſen: da iſt nöthig, daß man zuvor weit verhältnißmäßigere Reductionen anderswo vornehme, ehe man die Reduction jener obigen zwei Schulden oder ihrer Intereſſen verſuchen wollte.

23) Wie wir bereits geſehen haben, die Siege wurden gekauft, in der Abſicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern, und die ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelſchreiende Greuelthat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinſen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermiethet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir dergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Ariſtokratie, ihre Penſionen, Sinekuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Clerus unangetaſtet blieben!

24) Hier, hier alſo liegt die Schwierigkeit: Wer Miniſter wird, wird Miniſter eines Landes, das eine große Paſſion für Siege gehabt, auch ſich hinlänglich damit verſehen und ſich unerhört viel militäriſchen Ruhm verſchafft — aber leider dieſe Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Miniſter überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß dieſer weiß, woher er das Geld nehmen ſoll.“

Das ſind Dinge, die einen Miniſter ins Grab drücken, wenigſtens des Verſtandes berauben können. England iſt mehr ſchuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien beſitzt. Wie ſich aus den letzten Parlamentsdebatten ergiebt, zieht der engliſche Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus ſeinem großen, unermeßlichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuſchuß bezahlen. Dieſes Land nutzt England bloß dadurch, daß einzelne Briten, die ſich dort bereichern, durch ihre Schätze die Induſtrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tauſend Andere durch die indiſche Compagnie Brod und Verſorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuſchuſſes, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Ariſtokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geſchickt werden. Die Bezahlung der Nazionalſchuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier ſind die Reſourcen nicht ſo beträchtlich wie die Schuld ſelbſt. Wir wollen ebenfalls hier Cobbet ſprechen laſſen:

„Es giebt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Reſourcen des Landes ſprechen. Dies ſind die Schüler des ſeligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geſchrieben, um zu beweiſen, daß unſere Schuld uns nicht im Mindeſten beſorgt machen darf, indem ſie ſo klein ſei in Verhältniß zu den Reſourcen der Nazion; und damit ſeine klugen Leſer eine beſtimmte Idee von der Unermeßlichkeit dieſer Reſourcen bekommen mögen, machte er eine Abſchätzung von Allem was im Lande vorhanden iſt, bis herab auf die Kaninchen, und ſchien ſogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuſe mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildpret, Kaninchen, Fiſche, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein Aeſtimatum; und dann, nachdem er das Ganze aſſummirt, und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuſer, Minen, den Ertrag des Graſes, des Korns, die Rüben und das Flachs hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen Tauſend Millionen herausgebracht hat, grinſt er in pfiffig prahleriſch ſchottiſcher Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: mit Reſourcen, wie dieſe, fürchtet Ihr da noch einen Nazionalbankerott?

„Dieſer Mann bedachte nicht, daß man die Häuſer nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit ſie Futter liefern, die Kleider, damit man ſeine Blöße bedecke, die Kühe, damit ſie Milch geben, den Durſt zu löſchen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man ſie eſſe, ja, der Teufel hole dieſen widerſinnigen Schotten! dieſe Dinge ſind nicht dafür da, daß ſie verkauft und die Nazionalſchulden damit bezahlt wer-

den. Wahrhaftig, er hat noch den Tagelohn der Arbeitsleute zu den Reſourcen der Nazion gerechnet! Dieſer dumme Teufel von Diebesfänger, den ſeine Brüder in Schottland zum Doctor geſchlagen, weil er ein ſo vorzügliches Buch geſchrieben, er ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß Arbeitsleute ihren Taglohn ſelbſt bedürfen, um ſich dafür etwas Eſſen und Trinken zu ſchaffen. Er konnte eben ſo gut den Werth des Blutes in unſern Adern abſchätzen, als ein Stoff, wovon man ebenfalls Blutwürſte machen könnte!“

So weit Cobbet. Während ich ſeine Worte in deutſcher Sprache niederſchreibe, bricht er leibhaftig ſelbſt wieder hervor in meinem Gedächtniſſe, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittageſſen in Crown and Anchor Tavern, ſehe ich ihn wieder mit ſeinem ſcheltend rothen Geſichte und ſeinem radicalen Lächeln, worin der giftigſte Todeshaß gar ſchauerlich zuſammenſchmilzt mit der höhniſchen Freude, die den Untergang der Feinde ganz ſicher vorausſieht.

Table mich Niemand, daß ich Cobbet citire! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltſucht und eines allzu ordinären Weſens beſchuldigen; aber man kann nicht läugnen, daß er viel beredſamen Geiſt beſitzt, und daß er ſehr oft, und in obiger Darſtellung ganz und gar, Recht hat. Er iſt ein Kettenhund, der jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den beſten Freund des Hauſes in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbet einen Brocken zuzuwerfen, und ihm damit das Maul zu ſtopfen. Dieſes wurmt den Hund am bitterſten, und er fletſcht die hungrigen Zähne.

Alter Cobbet! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal iſt mir jede gemeine Natur; aber du dauerſt mich bis in tiefſter Seele, wenn ich ſehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene Diebe nicht erreichen kannſt, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortſchleppen und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verſpotten.

8.

Die Oppoſitionspartheien.

Einer meiner Freunde hat die Oppoſition im Parlamente ſehr treffend mit einer Oppoſitionskutſche verglichen. Bekanntlich iſt das eine öffentliche Stage-Kutſche, die irgend eine ſpeculirende Geſellſchaft auf ihre Koſten inſtituirt, und zwar zu ſo ſpottwohlfeilen Preiſen fahren läßt, daß die Reiſenden ihr gern den Vorzug geben vor

Dieſe

letztern müſſen dann ebenfalls ihre Preiſe herunterſetzen, um Paſſagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppoſitionskutſche überboten oder vielmehr unterboten, ruiniren ſich durch ſolche Concurrenz, und müſſen am Ende ihr Fahren ganz einſtellen. Hat aber die Oppoſitionskutſche auf ſolche Art das Feld gewonnen, und iſt ſie jetzt auf einer beſtimmten Tour die einzige, ſo erhöht ſie ihre Preiſe, oft ſogar den Preis der verdrängten Kutſche überſteigend, und der arme Reiſende hat nichts gewonnen, hat oft ſogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppoſitionskutſche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuſchungen entſtehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'ſche Parthei erlag und die proteſtantiſche Dynaſtie den engliſchen Thron beſtieg! Die Tories bildeten damals die Oppoſition, und John Bull, der arme Staatspaſſagier, hatte Urſache, vor Freude zu brüllen, als ſie die Oberhand gewannen. Aber ſeine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und ſchlecht gefahren, die Kutſcher wurden obendrein ſehr grob, es gab nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckſtein drohte Umſturz — und der arme John dankte Gott, ſeinem Schöpfer, als unlängſt die Zügel des Staatswagens in beſſere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppoſitionskutſcher fiel todt vom Bock herab, der andere ſtieg ängſtlich herunter als die Pferde ſcheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reuter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitſche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hetzen und kehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppoſitionspartheien gebraucht habe, und einige Erörterung dieſer Namen iſt vielleicht um ſo fruchtbarer, je mehr ſie ſeit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Guibellinen und Guelfen durch Umwandlungen und neue Ereigniſſe, die vagueſten und veränderlichſten Bedeutungen erhielten, ſo auch ſpäterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entſtehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es ſeien früherhin Spottnamen geweſen, die am Ende zu honetten Partheinamen wurden, was oft geſchieht, wie z. B. der Geuſenbund ſich ſelbſt nach dem Spottnamen les geux taufte, wie auch ſpäterhin die Jakobiner ſich ſelbſt manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obſcuranten ſich vielleicht einſt ſelbſt dieſe Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was ſie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig" ſoll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfiſches bedeutet haben, und dort zuerſt zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Secten gebraucht wor-

den ſein. Das Wort „Tory," welches zu derſelben Zeit als Partheibenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art ſchäbiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts, während der Streitigkeiten zwiſchen den Secten und der herrſchenden Kirche.

Die allgemeine Anſicht iſt: die Parthei der Tories neige ſich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wohingegen die Parthei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und deſſen Rechte beſchütze. Indeſſen dieſe Annahmen ſind vague und gelten zumeiſt nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Coterienamen anſehen. Sie bezeichnen Menſchen, die bei gewiſſen Streitfragen zuſammenhalten, deren Vorfahren und Freunde ſchon bei ſolchen Anläſſen zuſammenhielten, und die, in politiſchen Stürmen, Freude und Ungemach und die Feindſchaft der Gegenparthei gemeinſchaftlich zu tragen pflegten. Von Prinzipien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beibehaltung gewiſſer Mißbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche Questions — gleichviel aus welchem Geſichtspunkte, meiſtens aus Gewohnheit.— Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Partheinamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabei einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freiheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Parthei für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinn denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für eben ſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Clerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokraten ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters, die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torieſch geſinnt iſt, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frei ſein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen.

Um die engliſche Oppoſition zu begreifen, ſind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr beſtimmt ausgeſprochen, daß dieſe Namen jetzt alle Bedeutung verloren; und Thomas Lethbridge, den der Schöpfer der-Welt und des Verſtandes nicht mit allzuviel Witz ausgerüſtet, hat damals dennoch einen ſehr guten Witz, vielleicht den einzigen ſeines Lebens, über die Aeußerung Burdetts geriſſen, nämlich: he has untoried the tories and unwigged the whigs.

Bedeutungsvoller ſind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, ſie zielen auf daſſelbe Gebrechen des Staates, auf dieſelbe heilſame Abhülfe und unterſcheiden ſich nur durch mehr oder minder ſtarke Färbung. Jenes Gebrechen iſt die bekannte ſchlechte Art der Volksrepräſentation, wo ſogenannte rotten boroughs, verſchollene, unbewohnte Ortſchaften, oder beſſer geſagt die Oligarchen, denen ſie gehören, das Recht haben, Volksrepräſentanten ins Parlament zu ſchicken, während große bevölkerte Städte, namentlich viele neue Fabrikſtädte, keinen einzigen Repräſentanten zu wählen haben; die heilſame Abhülfe dieſes Gebrechens iſt die ſogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, dieſe betrachtet man nicht als Zweck, ſondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine beſſere Vertretung ſeiner Intereſſen, Abſchaffung ariſtokratiſcher Mißbräuche und Hülfe in ſeiner Noth gewinnen würde. Es läßt ſich denken, daß die Parlamentsreform, dieſe gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menſchen, die nichts weniger als Jakobiner ſind, ihre Verfechter findet, und wenn man ſolche Leute reformers nennt, betont man dieſes Wort ganz anders, und himmelweit iſt es alsdann unterſchieden von dem Worte radical, auf das ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbet, kurz von jenen heftigen, fletſchenden Revolutionären ſpricht, die nach Parlamentsreform ſchreien, um den Umſturz aller Formen, den Sieg der Habſucht und völlige Pöbelherrſchaft herbeizuführen. Die Nüanzen in den Geſinnungen der Koryphäen dieſer Parthei ſind daher unzählich. Aber, wie geſagt, die Engländer kennen ſehr gut ihre Leute, der Namen täuſcht nicht das Publikum, und dieſes unterſcheidet ſehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernſt iſt. Oft Jahre lang hindurch iſt der Kampf im Parlamente nicht viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Tournier, wo man für die Farbe kämpft, die man ſich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernſten Krieg, ſo eilt Jeder gleich unter die Fahne ſeiner natürlichen Parthei. Dieſes ſahen wir in der Canning'ſchen Zeit. Die heftigſten Gegner vereinigten ſich, als es Kampf der poſitivſten Intereſſen galt; Tories, Whigs und Radicale ſchaarten ſich, wie eine Phalanx, um den kühnen, bürgerlichen Miniſter, der den Uebermuth der Oligarchen zu dämpfen ver-

ſuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborne Whig, der ſtolz hinter Canning ſaß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Sippſchaft übergetreten ſein, wenn plötzlich die Abſchaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih mir die Sünde) Francis Burdett ſelbſt, der in ſeiner Jugend zu den heftigſten Radicalen gehörte, und noch jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde ſich bei einem ſolchen Anlaſſe ſehr ſchnell neben Sir Thomas Lethbridge geſetzt haben. Dieſes fühlen die plebeiſchen Radicalen ſehr gut, und deshalb haſſen ſie die ſogenannten Whigs, die für Parlamentsreform ſprechen, ſie haſſen ſie faſt noch mehr wie die eigentlich hochfeindſeligen Tories.

In dieſem Augenblick beſteht die engliſche Oppoſition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Oppoſition im Unterhauſe, the leader of the opposition, gehört unſtreitig zu jenen letztern. Ich ſpreche hier von Brougham.

Die Reden dieſes muthigen Parlamentshelden leſen wir täglich in den Zeitblättern, und ſeine Geſinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt vorausſetzen. Weniger bekannt ſind die perſönlichen Eigenthümlichkeiten, die ſich bei dieſen Reden kund geben; und doch muß man erſtere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geiſtreicher Engländer von Broughams Erſcheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier ſeine Stelle finden:

„Auf der erſten Bank, zur linken Seite des Sprechers, ſitzt eine Geſtalt, die ſo lange bei der Studirlampe gehockt zu haben ſcheint, bis nicht blos die Blüthe des Lebens, ſondern die Lebenskraft ſelbſt zu erlöſchen begonnen; und doch iſt es dieſe ſcheinbar hülfloſe Geſtalt, die alle Augen des ganzen Hauſes auf ſich zieht, und die, ſo wie ſie ſich in ihrer mechaniſchen, automatiſchen Weiſe zum Aufſtehen bemüht, alle Schnellſchreiber hinter uns in fluchende Bewegung ſetzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als ſei ſie ein maſſives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußenſtehenden Menſchenmenge hineindrängt. Unten im Hauſe ſcheint ſich ein gleiches Intereſſe kund zu geben; denn ſo wie jene Geſtalt ſich langſam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack ſteif zuſammengefügter Linien, auseinander wickelt, ſind die paar ſonſtigen Zeloten auf beiden Seiten, die ſich ſchreiend entgegendämmen wollten, ſchnell wieder auf ihre Sitze zurückgeſunken, als hätten ſie eine verborgene Windbüchſe unter der Robe des Spr[illegible]s bemerkt.

Nach dieſem vorbereitenden Geräu[illegible] und während der athemloſen Stille die darauf folgte, hat ſich Henry Brougham [illegible]zſam und [illegible] Schrittes dem Tiſche genähert, und [illegible] die Schultern in die Höhe gezogen

und Naſenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu ſprechen. Sein Ausſehen, ſein Weſen gleicht faſt einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieſer Art, der die müßige Sonntagsmenge nach ſich zieht, ſondern einem ſolchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten ſuchte, wenn ſie aus der Stadt und ſelbſt aus der Kirche verbannt war. Die Töne ſeiner Stimme ſind voll und melodiſch, doch ſie erheben ſich langſam, bedächtig, und wie man zu glauben verſucht iſt, auch ſehr mühſam, ſo daß man nicht weiß, ob die geiſtige Macht des Mannes unfähig iſt, den Gegenſtand zu beherrſchen, oder ob ſeine phyſiſche Kraft unfähig iſt, ihn auszuſprechen. Sein erſter Satz, oder vielmehr die erſten Glieder ſeines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen ſehr kalt und unſicher hervor, und überhaupt ſo entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er ſie darauf hinbiegen wird. Jeder dieſer Sätze, freilich, iſt tief, klar, an und für ſich ſelbſt befriedigend, ſichtbar mit künſtlicher Wahl aus den gewählteſten Materialien deduzirt, und mögen ſie kommen aus welchem Fache des Wiſſens es immerhin ſein mag, ſo enthalten ſie doch deſſen reinſte Eſſenz. Man fühlt, daß ſie alle nach einer beſtimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer ſtarken Kraft; aber dieſe Kraft iſt noch immer unſichtbar wie der Wind, und wie von dieſem, weiß man nicht woher ſie kommt und wohin ſie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von dieſen Anfangsſätzen vorausgeſchickt iſt, wenn jeder Hülfsſatz, den menſchliche Wiſſenſchaft zur Feſtſtellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienſt genommen worden, wenn jeder Einſpruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeſchoben iſt, wenn das ganze Heer politiſcher und moraliſcher Wahrheiten in Schlachtordnung ſteht — dann bewegt es ſich vorwärts zur Entſcheidung, feſt zuſammengeſchloſſen wie eine macedoniſche Phalanx, und unwiderſtehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Iſt ein Hauptſatz gewonnen mit dieſer ſcheinbaren Schwäche und Unſicherheit, wohinter ſich aber eine wirkliche Kraft und Feſtigkeit verborgen hielt, dann erhebt ſich der Redner, ſowohl körperlich als geiſtig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erſicht er einen zweiten Hauptſatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und ſo weiter, bis alle Principien und die ganze Philoſophie der Streitfrage gleichſam erobert ſind, bis jeder im Hauſe, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, ſo unwiderſtehlich, wie von ſeiner eigenen Exiſtenz, überzeugt iſt, ſo daß Brougham, wollte er hier ſtehen bleiben, ſchon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gel-

ten könnte. Die geistigen Hülfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Mährchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämmtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andere mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andere mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser, als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsere Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Character des Mannes zu analysiren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß anlegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterbl[illegible] und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes [illegible]sicht, welches [illegible] und kalt war wie ein Stein, ist j[illegible]elek[illegible]nd, als wär[illegible] noch mächtiger, als die gesproch[illegible] jene Au[illegible] fänglich mit ihren blauen und s[illegible]

ten ſie unſere Nachſicht und Verzeihung erbitten, aus denſelben Augen ſchießt jetzt ein meteoriſches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So ſchließt der zweite, der leidenſchaftliche oder deklamatoriſche Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredſamkeit halten möchte, wenn er gleichſam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann ſinkt ſeine Geſtalt wieder zuſammen und auch ſeine Stimme fällt herab bis zum ſonderbarſten Flüſtern, das jemals aus der Bruſt eines Menſchen hervorgekommen. Dieſes ſeltſame Herabſtimmen, oder vielmehr Fallenlaſſen des Ausdrucks, der Gebehrde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit beſitzt, wie es bei gar keinem andern Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, faſt hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar ſind, tragen in ſich eine Zaubergewalt, der man nicht widerſtehen kann, ſelbſt wenn man ſie zum erſtenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede ſei erſchöpft. Dieſe gemilderten Blicke, dieſe gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Perorazio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, ſeine Gegner wieder beſänftigen will. Im Gegentheil, dieſes Zuſammenkrümmen des Leibes iſt kein Zeichen von Schwäche, und dieſes Fallenlaſſen der Stimme iſt kein Vorſpiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es iſt das loſe, hängende Vorbeugen des Leibes, bei einem Ringer, der die Gelegenheit erſpäht, wo er ſeinen Gegner deſto gewaltſamer umſchlingen kann, es iſt das Zurückſpringen des Tigers, der gleich darauf mit deſto ſichereren Krallen auf ſeine Beute losſtürzt, es iſt das Zeichen, daß Heinrich Brougham ſeine ganze Rüſtung anlegt und ſeine mächtigſte Waffe ergreift. In ſeinen Argumenten war er klar und überzeugend; in ſeiner Beſchwörung der Leidenſchaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und ſiegreich; jetzt aber legt er den letzten ungeheuerſten Pfeil auf ſeinen Bogen — er wird fürchterlich in ſeinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher ſo ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieſer zuſammengezogenen Braunen! Wehe dem Wicht, dem dieſe halbgeflüſterten Worte ein Vorzeichen ſind von dem Unheil, das über ihn heranſchwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erſtenmal die Gallerie des Parlamentes beſucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er ſieht bloß einen Mann, der ihn mit ſeinen Argumenten überzeugt, mit ſeiner Leidenſchaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem ſonderbaren Flüſtern einen ſehr lahmen, ſchwächlic[illegible]n Schluß anzubringen ſcheint. O Fremdling! wäreſt du bekannt mit den [illegible]ſcheinungen dieſes Hauſes und auf einem Sitze, wo du alle Par-

lamentsglieder überſehen könnteſt, ſo würdeſt du bald merken, daß dieſe in Betreff eines ſolchen lahmen, ſchwächlichen Schluſſes durchaus nicht deiner Meinung ſind. Du würdeſt manchen bemerken, den Partheiſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo furchtſam und ängſtlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres Vorzeichen iſt, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauche; — du würdeſt irgend einen klugen Mann bemerken, der faſt greinen möchte und an Leib und Seele ſchauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperſchlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt, und ſich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närriſcher Miene dem Untergange ſich darbietet; — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Grafſchaft, der beide Fäuſte in das Kiſſen ſeiner Bank hineingräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tiefgeflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an, ſo laut, daß ſie ſelbſt den Jubelruf der eignen Parthei übertönen, und nachdem irgend ein unglückſeliger Gegner bis auf die Knochen geſchunden, und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden, dann iſt der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerſchlagen von der Kraft ſeines eignen Geiſtes, er ſinkt auf ſeinen Sitz zurück und der Beifalllärm der Verſammlung kann jetzt unaufhaltſam hervorbrechen."

Ich habe es nie ſo glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer ſolchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur ſtückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn ſprechen, und nur ſelten kam er mir dabei ſelbſt zu Geſicht. Immer aber—das merkte ich gleich—ſobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe faſt ängſtliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, iſt gewiß nicht übertrieben. Seine Geſtalt von gewöhnlicher Manneslänge, iſt ſehr dünn, ebenfalls ſein Kopf, der mit kurzen, ſchwarzen Haaren, die ſich der Schläfe glatt anlegen, ſpärlich bedeckt iſt. Das blaſſe, längliche Geſicht erſcheint dadurch noch dünner, die Muskeln deſſelben ſind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer ſie beobachtet, ſieht des Redners Gedanken, ehe ſie geſprochen ſind. Dieſes ſchadet ſeinen witzigen Einfällen; denn für Witze und Geldborger iſt es heilſam, wenn ſie uns unangemeldet überraſchen. Obgleich ſein ſchwarzer Anzug, bis auf den Schnitt des Fracks,

ganz gentlemänniſch iſt, ſo trägt ſolcher doch dazu bei, ihm ein geiſtliches Anſehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieſes noch mehr durch ſeine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironiſche Geſchmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerſt auf dieſes „Klerikaliſche" in Broughams Weſen aufmerkſam gemacht, und durch die obige Schilderung wird dieſe feine Bemerkung beſtätigt. Mir iſt zuerſt das „Advokatiſche" im Weſen Broughams aufgefallen, beſonders durch die Art, wie er beſtändig mit dem vorgeſtreckten Zeigefinger demonſtrirt, und mit vorgebeugtem Haupte ſelbſtgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigſten iſt die raſtloſe Thätigkeit dieſes Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht ſchon acht Stunden lang ſeine täglichen Berufsgeſchäfte, nemlich das Advoziren in den Gerichtsſälen getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufſätzen für das Edinburgh Review oder an ſeinen Verbeſſerungen des Volksunterrichts und der Criminalgeſetze gearbeitet hat. Erſtere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einſt ſchöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Criminalgeſetzgebung, womit Brougham und Peel ſich jetzt am meiſten beſchäftigen, ſind vielleicht die nützlichſten, wenigſtens die dringendſten; denn Englands Geſetze ſind noch grauſamer als ſeine Oligarchen. Der Prozeß der Königin begründete zuerſt Broughams Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für dieſe hohe Dame, und wie ſich von ſelbſt verſteht, wird Georg IV. niemals die Dienſte vergeſſen, die er ſeiner lieben Frau geleiſtet hat. Deshalb, als vorigen April die Oppoſition ſiegte, kam Brougham dennoch nicht ins Miniſterium, obgleich ihm, als leader of the opposition, in dieſem Falle, nach altem Brauch, ein ſolcher Eintritt gebührte.

9.

Die Emanzipazion.

Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheidteſte Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emanzipazion der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion collidiren. Selten in ihren parlamentariſchen Verhandlungen iſt es den Engländern möglich, ein Prinzip auszuſprechen, ſie discutiren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Facta, die Einen pro, die Anderen contra, zum Vorſchein.

Mit Factis aber kann man zwar ſtreiten, doch nicht ſiegen, da giebt es nichts als ein materielles Hin- und Herſchlagen, und das Schauſpiel eines ſolchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutſcher Studenten, deren Reſultat darauf hinausläuft, daß ſo und ſo viel Gänge gemacht worden, ſo und ſo viel Quarten und Terzen gefallen ſind, und nichts damit bewieſen worden.

Im Jahr 1827, wie ſich von ſelbſt verſteht, haben wieder Emanzipazioniſten gegen die Oranienmänner in Weſtminſter gefochten, und wie ſich von ſelbſt verſteht, es iſt nichts dabei herausgekommen. Die beſten Schläger der Emanzipazioniſten waren Burdett, Plunket, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten, oder beſſer geſagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher ſtimmten die geiſtreichſten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichſtellung der Katholiken, ſowohl aus Gründen des innigſten Rechtsgefühls als auch der politiſchen Klugheit. Pitt ſelbſt, der Erfinder des ſtabilen Syſtems, hielt die Parthei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht ſoweit die Stimme ſeines Herzens unterdrücken, daß er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, ſogar damals, als er noch ein toryſcher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm deſſen Sache war, hatte er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezüchtigte, gar rührend naiv ausgeſprochen. Wahrlich, ein großer Menſch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen ſeine Ueberzeugung handeln und zweideutig oft von einer Parthei zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß derjenige, der ſich auf einer gewiſſen Höhe behaupten will, ebenſo den Umſtänden nachgeben muß, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, den, obgleich er von Eiſen iſt, jeder Sturmwind zerbrechen und herabſchleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe und nicht die edle Kunſt verſtände ſich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Menſch ſo weit die Gefühle ſeiner Seele verläugnen können, daß er das Unglück ſeiner Landsleute mit indifferenter Ruhe anſehen und ſogar vermehren könnte. Wie wir unſere Mutter lieben, ſo lieben wir auch den Boden worauf wir geboren ſind, ſo lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menſchen, die aus dieſem Boden hervorgeblüht ſind, keine Religion iſt ſo ſchlecht und keine Politik iſt ſo gut, daß ſie im Herzen ihrer Bekenner ſolche Liebe erſticken könnte; obgleich ſie Proteſtanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Parthei nehmen gegen das arme, grüne Erin: Irländer, die ſchreckliches Elend und namenloſen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, ſind Menſchen — wie der ſelige Caſtlereagh.

Daß die große Maſſe des engliſchen Volkes gegen die Katholiken geſtimmt

iſt, und täglich das Parlament beſtürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, iſt ganz in der Ordnung. Es liegt in der menſchlichen Natur eine ſolche Unterdrückungsſucht, und wenn wir auch, was jetzt beſtändig geſchieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, ſo ſind alsdann unſere Augen nach oben gerichtet, wir ſehen nur diejenigen, die über uns ſtehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts ſehen wir nie bei ſolchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns geſtellt ſind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verdrießt es ſogar, wenn dieſe ebenfalls in die Höhe ſtreben, und wir ſchlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, ſpreizt ſich aber gegen den Mulatten, und ſprüht Zorn, wenn dieſer ſich ihm gleichſtellen will. Eben ſo handelt der Mulatte gegen den Meſtizen und dieſer wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert ſich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert ſich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, ſeine Juden zu emanzipiren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit ſchwärmt, aber bis auf dieſe Stunde ſeine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenſchaft entlaſſen hat.

Was den engliſchen Clerus betrifft, ſo bedarf es keiner Erörterung, weshalb von dieſer Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden iſt überall das Monopol der Geiſtlichkeit, und auch die anglicaniſche Kirche behauptet ſtreng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten ſind ihr die Hauptſache, ſie würde durch die Emanzipazion der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Intereſſen iſt ein Talent, das den Prieſtern der Liebe eben ſo ſehr abgeht, wie den ſündigen Laien. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revoluzion, welcher England die meiſten ſeiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiöſem, proteſtantiſchem Eifer hervorgegangen: ein Umſtand, der den Engländern gleichſam noch beſondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrſchende proteſtantiſche Kirche auferlegt, und ſie dieſe als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt. Manche ängſtliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholizismus und deſſen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer. Auch giebt es ängſtliche Parlamentsmitglieder, die ein neues Pulvercomplot befürchten — diejenigen fürchten das Pulver am meiſten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten ſie, wie die grünen Bänke, worauf ſie in der St. Stephanskapelle ſitzen, allmählich warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geſchieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen ſie ängſtlich: hear-him! hear-him! Was endlich den Rector von Göttingen betrifft, der in London eine Anſtellung als König von England hat, ſo kennt jeder ſeine Mäßigkeitspolitik: er erklärt ſich für keine von beiden Partheien, er

sieht gern, daß sie sich bei ihren Kämpfen wechselseitig schwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weise, wenn sie friedlich bei ihm kouren, er weiß Alles und thut Nichts, und verläßt sich im schlimmsten Falle auf seinen Oberschnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Lösung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben, je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutsch steifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu declamiren, und wie ihr Leib, so gebährdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die glorreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr contrastiren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lectüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Ist also die Art wie die Engländer im Parlamente die katholische Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Resultat hervorzubringen, so ist doch die Lectüre dieser Debatten um so interessanter, weil Facta mehr ergötzen als Abstractionen, und gar besonders amüsant ist es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeschichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, bestimmten Fall witzig persiflirt, und dadurch vielleicht am glücklichsten illustrirt. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhause eine jener Parallelgeschichten, wie ich sie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hierhersetze: (vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—1826. Pag. 31.)

„Lord King bemerkte, daß wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, so befänden sich doch sechs Millionen Katholiken in einem ganz anderen Zustande, jenseits des irländischen Kanals, und die dortige schlechte Regierung sei eine Schande für unser Zeitalter und für alle Briten.

Die ganze Welt, sagte er, ist jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entschuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menschenklassen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großsultan hat sich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derselben Weise wie das englische Gouvernement die Bekehrung der irländischen Katholiken betrieben, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten, und demüthigst baten, ein Bischen besser als mahomedanische Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan seinen Großvezier holen, um Rath zu schaffen. Dieser Großvezier war früherhin ein Freund und späterhin ein Feind der Sultanin gewesen. Er hatte dadurch in der Gunst seines Herrn ziemlich gelitten, und in seinem eigenen Divan, von seinen eigenen Beamten und Dienern, manchen Widerspruch ertragen müssen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Person im Divan, war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volkes freundlich geneigt war. Dieser Beamte, wie man wußte, war Minister der äußern Angelegenheiten, und seine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in diesem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verschaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht seine minder erleuchteten Collegen in allen seinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahrem Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkischer Staatsleute, da er auch mit poetischen Talenten begabt war. Der Kiaya-Bey oder Minister des Innern und der Kapitan Pascha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Opposition gegen die Rechtsansprüche dieses Volks war der Obermufti, oder das Haupt des mahomedanischen Glaubens (Gelächter). Dieser Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte sich regelmäßig widersetzt bei allen Verbesserungen im Handel, bei allen Verbesserungen in der Justiz, bei jeder Verbesserung in der ausländischen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte sich jedesmal als der größte Verfechter der bestehenden Mißbräuche. Er war der vollendetste Intriguant im ganzen Divan (Gelächter). In früherer Zeit hatte er sich für die Sultanin erklärt, aber er wandte sich gegen sie, sobald er befürchtete, daß er dadurch seine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm sogar die Parthei ihrer Feinde. Einst wurde der Vorschlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulairen Truppen oder Janitscharen aufzunehmen; aber der Obermufti erhob dagegen ein so heilloses Zetergeschrei — ähnlich unserem No popery-Geschrei — daß diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan scheiden mußten. Er gewann selbst die Oberhand,

und ſobald dies geſchah, erklärte er ſich für eben dieſelbe Sache, wogegen er vorhin am meiſten geeifert hatte (Gelächter). Er ſorgte für des Sultans Gewiſſen und für ſein eigenes; doch will man bemerkt haben, daß ſein Gewiſſen niemals mit ſeinen Intereſſen in Oppoſition war (Gelächter). Da er aufs Genaueſte die türkiſche Conſtitution ſtudiert, hatte er ausgefunden, daß ſie weſentlich mahomedaniſch ſei (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindſelig ſein müſſe. Er hatte deshalb beſchloſſen, der Sache der Intoleranz feſt ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imans und Derwiſchen, welche ihn in ſeinen edeln Vorſätzen beſtärkten. Um das Bild dieſer Spaltung im Divan zu vollenden, ſei noch erwähnt, daß deſſen Mitglieder übereinkamen, ſie wollten bei gewiſſen Streitfragen einig, und bei anderen wieder entgegengeſetzter Meinung ſein, ohne ihre Vereinbarung zu brechen. Nachdem man nun die Uebel, die durch ſolch einen Divan entſtanden, geſehen hat, nachdem man geſehen, wie das Reich der Muſelmänner zerriſſen worden, durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter ſich ſelbſt: ſo ſollte man doch den Himmel bitten das Vaterland vor einer ſolchen Cabinetsſpaltung zu bewahren."

Es bedarf keines ſonderlichen Scharfſinns, um die Perſonen zu errathen, die hier in türkiſche Namen vermummt ſind; noch weniger iſt es von Nöthen, die Moral der Geſchichte in trocknen Worten herzuſetzen. Die Kanonen von Navarino haben ſie laut genug ausgeſprochen, und wenn einſt die hohe Pforte zuſammenbricht — und brechen wird ſie trotz Peras bevollmächtigten Lakaien, die ſich dem Unwillen der Völker entgegenſtämmen — dann mag John Bull in ſeinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen ſpricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England ſchon jetzt ahnen, indem ſeine beſten Publiziſten ſich gegen den Interventionskrieg erklären und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europa's mit gleichem Rechte ſich der irländiſchen Katholiken annehmen, und der engliſchen Regierung eine beſſere Behandlung derſelben abzwingen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illuſtrirt. Freilich hätten Europa's Völker das heiligſte Recht, ſich für die Leiden Irlands, mit gewaffneter Hand zu verwenden, und dieſes Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht ſtärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, ſondern die Völker ſelbſt ſind die Helden der neuern Zeit, auch dieſe Helden haben eine heilige Allianz geſchloſſen, ſie halten zuſammen, wo es gilt für das gemeinſame Recht, für das Völkerrecht der religiöſen und politiſchen Freiheit, ſie ſind verbunden durch die Idee, ſie haben ſie beſchworen und dafür geblutet, ja ſie ſind ſelbſt zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich ſchmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, ſei es auch in dem äußerſten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

10.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir ſehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironiſcher von Fortuna begünſtigt, und es iſt als ob ſie ſeine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem ſie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna iſt ein Weib, und nach Weiberart grollt ſie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling ſtürzte, obgleich deſſen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt, bei der Emanzipazion der Katholiken, läßt ſie ihn wieder ſiegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry ſein Vorgänger im Miniſterium geweſen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er ſiegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne ſolches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann paſſiren, man würde ihn nicht haſſen, nicht genau meſſen, wenigſtens nicht mit dem heroiſchen Maaßſtabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er iſt als Menſch.

Er iſt ein kleiner Menſch, und noch weniger als klein. Die Franzoſen haben von Polignac nichts Aergeres ſagen können, als: er ſei ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarſchalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beſte Apologie des Lord Wellington—im engliſchen Sinne des Wortes—geliefert. Man wird ſich aber wundern, wenn ich ehrlich geſtehe, daß ich dieſen Helden einſt ſogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es iſt eine gute Geſchichte, und ich will ſie hier erzählen:

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Miſter White, ein armer kleiner Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Kleide, das einen weißen Wiederſchein gab; er war ſo dünn, daß die Façade ſeines Geſichtes nur ein Profil zu ſein ſchien, und die Seufzer in ſeiner Bruſt ſichtbar waren noch ehe ſie aufſtiegen. Er ſeufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, jemals die Nazionalſchuld zu bezahlen.

„Ach!“—hörte ich ihn gewöhnlich ſeufzen—„was brauchte ſich das engliſche Volk darum zu bekümmern wer in Frankreich regierte und was die Franzoſen in ihrem Lande treiben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundſätze der franzöſiſchen Revoluzion, und um dieſe Grundſätze

zu unterdrücken, mußte John Bull ſein Blut und ſein Geld hergeben, und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges iſt jetzt erreicht, die Revoluzion iſt unterdrückt, den franzöſiſchen Freiheitsadlern ſind die Flügel beſchnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz ſicher ſein, daß keiner derſelben über den Kanal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche ſollten jetzt wenigſtens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Intereſſe, und nicht für das arme Volk gemacht worden ſind. Ach! das arme Volk—"

Immer wenn er an „das arme Volk" kam, ſeufzte Miſter White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brod und der Porter ſo theuer ſei, und daß das arme Volk verhungern müſſe, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hülfe gäbe. Bei dieſen Worten pflegte er auch das Meſſer zu ſchleifen, und während er es über das Schleifleder hin und herzog, murmelte er ingrimmig langſam: „Lords, Hunde, Pfaffen!"

Gegen den Duke of Wellington kochte aber ſein radikaler Zorn immer am heftigſten, er ſpuckte Gift und Galle ſobald er auf dieſen zu ſprechen kam, und wenn er mich unterdeſſen einſeifte, ſo geſchah es mit ſchäumender Wuth. Einſt wurde ich ordentlich bange, als er mich juſt nahe beim Halſe barbirte, während er ſo heftig gegen Wellington loszog, und beſtändig dazwiſchen murmelte: „hätte ich ihn nur ſo unterm Meſſer, ich würde ihm die Mühe erſparen ſich ſelbſt die Kehle abzuſchneiden, wie ſein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der ſich die Kehle abgeſchnitten zu Nordkray in der Grafſchaft Kent — Gott verdamm ihn."

Ich fühlte ſchon wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der Leidenſchaft ſich plötzlich einbilden könnte, ich ſei der Duke of Wellington, ſuchte ich ſeine Heftigkeit herabzuſtimmen, und ihn unter der Hand zu beſänftigen. Ich nahm ſeinen Nazionalſtolz in Anſpruch, ich ſtellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unſchuldige Maſchine in dritten Händen geweſen ſei, daß er gern Beefſteaks eſſe, und daß er endlich—Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Meſſer an der Kehle ſtand.

* * *

Was mich am meiſten ärgert, iſt der Gedanke, daß Arthur Wellington eben ſo unſterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Iſt doch, in ähnlicher Weiſe, der Name Pontius Pilatus eben ſo unvergeßlich geblieben, wie der Name Chriſti. Wellington und Napoleon! Es iſt ein wunderbares Phänomen, daß der menſchliche Geiſt ſich beide zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größeren Contraſte als dieſe beiden, ſchon in ihrer äußern Erſcheinung. Wellington, das dumme Geſpenſt, mit einer aſchgrauen Seele in einem ſteif-

leinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!

Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbeidefilirenden Garden—er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz—

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.

Wie bedeutsam und magisch alsdann dieser Name erklingen kann, das empfand ich aufs Tiefste, als ich einst im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers stieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. Die grotesken Gestalten und Gruppen, die seltsam bunten Trachten, die räthselhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernst auf einigen sanftgelben Gesichtern, deren Augen, wie schwarze Blumen, mich mit abentheuerlicher Wehmuth ansahen—alles das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie versetzt in Scheherezades Mährchen, und ich meinte schon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhälsige Kameele und goldbedeckte Elephanten und andere fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorschein kommen. Der Superkargo, der sich auf dem Schiff befand und die Sprache jener Leute ebenso wenig verstand als ich, konnte mir, mit ächtbritischer Beschränktheit, nicht genug erzählen, was das für ein närrisches Volk sei, fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze Chinas bis ans arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wollhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht Europa-müde wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfrischten wenigstens einige Tropfen jenes Trankes, wonach es in trübhannovrischen oder königlich preußischen Winternächten so oft geschmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl

anſehen, wie angenehm mir ihre Erſcheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen geſagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzuſehen, und ſie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes geſagt, und es war eine Trübſal, daß Keiner des Anderen Sprache verſtand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundſchaftliche Geſinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausſtreckend, wie zum Liebesgruß, rief ich den Namen: Mahomed! Freude überſtrahlte plötzlich die dunklen Geſichter der fremden Leute, ſie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß riefen ſie den Namen: Bonaparte!

11.

Die Befreiung.

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Unterſuchungen wiederkehrt, ſo werde ich langweiligſt gründlich beweiſen: daß nicht Indien, ſondern Egypten jenes Kaſtenthum hervorgebracht hat, das ſeit zwei Jahrtauſenden, in jede Landestracht ſich zu vermummen, und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuſchen wußte, das vielleicht jetzt todt iſt, aber den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilſtiftend unter uns wandelt, mit ſeinem Leichendufte unſer blühendes Leben vergiftet, ja, als ein Vampyr des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen ſaugt. Dem Schlamme des Nil-Thals entſtiegen nicht bloß die Krokodille, die ſo gut weinen können, ſondern auch jene Prieſter, die es noch beſſer verſtehen, und jener privilegirt erbliche Kriegerſtand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodille noch übertrifft.

Zwei tiefſinnige Männer, deutſcher Nazion, entdeckten den heilſamſten Gegenzauber wider die ſchlimmſte aller egyptiſchen Plagen, und durch ſchwarze Kunſt — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen ſie die Gewalt jener geiſtlichen und weltlichen Hierarchie, die ſich aus einer Verbindung des Prieſterthums und der Kriegerkaſte, nemlich aus der ſogenannten katholiſchen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geiſtlich knechtete. Die Druckerpreſſe zerſprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geiſter gekerkert, und Nord-Europa athmete wieder frei, entlaſtet von dem nächtlichen Alp jener Kleriſei, die zwar in der Form von der egyptiſchen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiſte aber dem egyptiſchen Prieſterſyſteme um ſo getreuer bleiben konnte, da ſie ſich nicht durch natürliche Fortpflanzung, ſondern unnatürlich, durch mamelukenhafte

Rekrutirung, als eine Corporazion von Hageſtolzen, noch ſchroffer darſtellte. Eben ſo ſehen wir, wie die Kriegskaſte ihre Macht verliert, ſeit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen iſt bei der neuen Kriegsweiſe; denn von dem Poſaunentone der Kanonen werden jetzt die ſtärkſten Burgthürme niedergeblaſen, wie weiland die Mauern von Jericho, der eiſerne Harniſch des Ritters ſchützt gegen den bleiernen Regen eben ſo wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menſchen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben ſo gut los wie eine adlige Flinte — das Volk erhebt ſich.

* * *

Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Communen, und der freien Städte in Deutſchland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, ſondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Corporazionen ſtritten um Privilegien, und es blieb alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformazion wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes, ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Prinzipien vorgebracht; und der Bauer in Deutſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nemlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen: daß die Menſchen von gleich edler Geburt ſind, daß hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde iſt, und daß auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe, in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern, zogen die Bauern durch das ſüdliche Deutſchland, und der üppigen Bürgerſchaft im hochgethürmten Nüremberg ließen ſie ſagen: es ſolle künftig kein Haus im Reiche ſtehen bleiben, das anders ausſehe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten ſie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, ſchauen wir die Spuren dieſer Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiſte überſchleicht den Wanderer, wenn er im Mondſchein die dunkeln Burgtrümmer ſieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anderes ſieht; iſt man aber ein Sonntagskind — und das iſt jeder Geſchichtskundige — ſo ſieht man auch die hohe Jagd, die der deutſche Adel, der roheſte der Welt, gegen die Beſiegten geübt, man ſieht, wie tauſendweis die Wehrloſen todtgeſchlagen,

gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnißvoll nicken die blutigen Bauernköpfe, und drüber hin hört man pfeifen eine entsetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmählich und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Cavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergötzen sich an den Spaßgeschichten von den alten starren Stutzköpfen, die der befreundete Barde, zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kastenherrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisazion, verharrt England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionablen Mittelalters. Die Conzessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden und nie aus einem Prinzip, sondern aus der factischen Nothwendigkeit, sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformazion ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kahlen vier Gefängnißwänden der bischöflich anglikanischen Kirche befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weichgepolsterten Geisteskerker des Katholizismus. Mit der politischen Reformazion ist es nicht viel besser gegangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich: wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Rock trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hoffähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte, und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts anders als eine andere Art von Zähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Continente würde aus Willkür so viel Taxen erpressen, als das englische Volk von Gesetzwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Criminalgesetze, die täglich morden, für den Betrag eines Shillings, und mit Buchstabenkälte. Wird auch, seit kurzem, manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man

hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlſtimme von einem rotten borrough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barſche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Secten bevorrechtet — ſo iſt dieſes alles doch nur leidige Altflickerei, die nicht lange vorhält, und der dümmſte Schneider in England kann vorausſehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübſeligen Fetzen auseinanderreißt.

* * *

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand faſſet Moſt in alte Schläuche; anders zerreißt der Moſt die Schläuche, und der Wein wird verſchüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man ſoll Moſt in neue Schläuche faſſen.“

Die tiefſte Wahrheit erblüht nur der tiefſten Liebe, und daher die Uebereinſtimmung in den Anſichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, und jener ſpätern Bergprediger, die von der Höhe des Convents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte.

Ich ſpreche von der franzöſiſchen Revoluzion, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit ſo ſiegreich emporſtieg aus jener allgemeinen Erkenntnißquelle, die wir Vernunft nennen, und die, als eine unaufhörliche Offenbarung, welche ſich in jedem Menſchenhaupte wiederholt und ein Wiſſen begründet, noch weit vorzüglicher ſein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die ſich nur in wenigen Auserleſenen bekundet, und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Dieſe letztgenannte Offenbarungsart, die ſelbſt ariſtokratiſcher Natur iſt, vermochte nie die Privilegienherrſchaft, das bevorrechtete Kaſtenweſen, ſo ſicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratiſcher Natur iſt, jetzt bekämpft. Die Revoluzionsgeſchichte iſt die Kriegsgeſchichte dieſes Kampfes, woran wir alle mehr oder minder Theil genommen; es iſt der Todeskampf mit dem Egyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich ſtumpfer werden, obgleich wir ſchon die beſten Poſitionen beſetzt, ſo können wir doch nicht eher das Triumphlied anſtimmen, als bis das Werk vollendet iſt. Wir können nur in den Zwiſchennächten, wenn Waffenſtillſtand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehen, um die Todten zu beerdigen.—Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verläumdung, das freche Geſpenſt, ſetzt ſich auf die edelſten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die ſo ſchlau

den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wiſſen, und die ſogar jenen erſten Bergprediger, den reinſten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten; denn als ſie nicht läugnen konnten, daß er der größte Menſch ſei, machten ſie ihn zum kleinſten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, der mache ſich darauf gefaßt, daß der beſte Lug und die triftigſten Verläumdungen ſeinen armen guten Namen zerfetzen und ſchwärzen werden. Aber gleich wie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meiſten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geſchwärzt worden, höher ehrt als die blankſten und geſündeſten Rekrutenfahnen, und wie man ſie endlich als Nazionalreliquien in den Domen aufſtellt: ſo werden einſt die Namen unſerer Helden, jemehr ſie zerfetzt und angeſchwärzt worden, um ſo enthuſiaſtiſcher verehrt werden, in der heiligen Genofevakirche der Freiheit.

Wie die Helden der Revoluzion, ſo hat man die Revoluzion ſelbſt verläumdet, und ſie als ein Fürſtenſchreckniß und eine Volksſcheuche dargeſtellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all die ſogenannten Greuel der Revoluzion von den Kindern auswendig lernen laſſen, und auf den Jahrmärkten ſah man, einige Zeit, nichts anderes als grellcolorirte Bilder der Guillotine. Es iſt freilich nicht zu läugnen, dieſe Maſchine, die ein franzöſiſcher Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monſieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den böſen Herzen ſehr leicht trennen kann, dieſe heilſame Maſchine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Pazienten nicht lang gequält, nicht gefoltert, und nicht gerädert, wie einſt tauſende und aber tauſende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit. Daß die Franzoſen mit jener Maſchine ſogar das Oberhaupt ihres Staates amputirt, iſt freilich entſetzlich, und man weiß nicht, ob man ſie deshalb des Vatermords oder des Selbſtmords beſchuldigen ſoll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenſchaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu ſolchem Opfer drängten und die ſelbſt, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maaße, Fürſtenblut vergoſſen haben, nicht als laute Kläger auftreten ſollten. Nur zwei Könige, beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Intereſſen wegen, ſondern in äußerſter Kriegsbedrängniß, als es ſich von ihnen verrathen ſah, und während es ſeines eigenen Blutes am wenigſten ſchonte; aber gewiß mehr als tauſend Fürſten fielen meuchlings, und der Habſucht oder frivoler Intereſſen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es iſt als ob dieſe Kaſten den Fürſtenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwig XVI.

und Karl I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie, als Könige des Volkes, im Schutze der Gesetze, viel sicherer leben können, als unter der Garde ihrer adligen Leibmörder.

* * *

Aber nicht blos die Helden der Revoluzion und die Revoluzion selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verläumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder lies't, unsere schnöden Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern, wird geklagt und bedauert wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Saduzäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr schreckliche, leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst nothwendig wurden; z. B. Dü Clos und gar Louvet de Couvrai, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unserige ist, so könnten wir, mit demselben Maaße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

Ja ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein hoher Priester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.

---

alten Häſcher, denen die Reichspolizei anvertraut, ſchleppen ſchon die Löſch-
herbei, und ſchnüffeln jetzt um ſo wachſamer, und ſchmieden um ſo feſter
heimlichen Ketten, und ich merke ſchon, unſichtbar wölbt ſich eine noch
dere Kerkermauer um das deutſche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth — O, daß ich Ka-
lka ſprechen könnte! O, daß ich Falarika hervorſchießen könnte aus mei-
m Herzen!

Von meinem Herzen ſchmilzt die vornehme Eisrinde, eine ſeltſame Weh-
uth beſchleicht mich — iſt es Liebe und gar Liebe für das deutſche Volk?
Oder iſt es Krankheit? — meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge,
und das iſt ein ungünſtiger Zuſtand für einen Schriftſteller, der den Stoff
beherrſchen und hübſch objectiv bleiben ſoll, wie es die Kunſtſchule verlangt,
und wie es auch Goethe gethan — er iſt achtzig Jahre dabei alt geworden, und
Miniſter und wohlhabend — armes deutſches Volk! das iſt dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Octavſeiten und ich will deshalb noch eine Ge-
ſchichte erzählen — ſie ſchwebt mir ſchon ſeit geſtern im Sinne — es iſt eine
Geſchichte aus dem Leben Karl V. Doch iſt es ſchon lange her, ſeit ich ſie
vernahm und ich weiß die beſondern Umſtände nicht mehr ganz genau. So
was vergißt ſich leicht, wenn man kein beſtimmtes Gehalt dafür bezieht, daß
man die alten Geſchichten alle halbe Jahre vom Hefte abliest. Was iſt aber
auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Ge-
ſchichten vergeſſen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral,
im Gedächtniſſe behalten. Dieſe iſt es eigentlich, die mir im Sinne klingt
und mich wehmüthig bis zu Thränen ſtimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiſer war von ſeinen Feinden gefangen genommen, und ſaß in
ſchwerer Haft. Ich glaube es war in Tyrol. Da ſaß er in einſamer Be-
trübniß, verlaſſen von allen ſeinen Rittern und Höflingen, und keiner kam
ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er ſchon damals jenes käſebleiche Geſicht
hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit iſt. Aber die men-
ſchenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltſamer hervor als auf jenen
Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenſchein des
Glückes, ihn ſo ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth.
Da öffnete ſich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann,
und wie dieſer den Mantel zurückſchlug, erkannte der Kaiſer ſeinen treuen
Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath,
und es war der Hofnarr.

O, deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von
der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich
nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der

Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Zepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverain und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln darnieder liegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du irrſt dich, ein blankes Beil hältſt du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth iſt nichts als Blut.

Nein, mein Kaiſer, es iſt die Sonne, obgleich ſie im Weſten hervorſteigt — ſeit ſechstauſend Jahren ſah man ſie immer aufgehen im Oſten, da wird es wohl Zeit, daß ſie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du haſt ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und ſie hat jetzt ſo ein ſeltſames Anſehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiſer, ich habe ob Eurer Noth ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daß die närriſchen Schellen abfielen von der Mütze; ſie iſt aber darum nicht ſchlechter geworden.

Kunz von der Roſen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid ſtill! das iſt die Säge und die Zimmermannsart, und bald brechen zuſammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr ſeid frei, mein Kaiſer!

Bin ich denn wirklich Kaiſer? Ach, es iſt ja der Narr, der es mir ſagt!

O, ſeufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch ſo verzagt; wenn Ihr erſt wieder Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiſerblut in Euren Adern, und Ihr ſeid ſtolz wie ein Kaiſer, und übermüthig, und gnädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürſten ſind.

Kunz von der Roſen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willſt du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie ſoll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, laßt mich nicht umbringen.

(Ende der Reiſebilder.)